WIDENER LIBRARY
HX 17PN K

Ger 2125.1

VE RI TAS

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

Carl Ludwig Sand

und

ſein, an dem kaiſerlich-ruſſiſchen Staatsrath

v. Kotzebue verübter Mord.

Eine pſychologiſch-criminaliſtiſche Erörterung
aus der Geſchichte unſerer Zeit

von

Dr. C. E. Jarcke,

außerordentlichem Profeſſor der Rechte an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Berlin.

(Neue, aus ungedruckten Quellen vermehrte Bearbeitung.)

Berlin,
bei Ferdinand Dümmler.
1831.

Ger 2125.1

1864, June 1.
Bequest of
Convers Francis, D.D.
of Cambridge.

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Inhalt.

Seite

Erſter Abſchnitt.

Sand's Character und früheres Leben 1

Zweiter Abſchnitt.

Sand's Grundſätze 54

Dritter Abſchnitt.

Motive des Verbrechens 115

Vierter Abſchnitt.

Vorbereitungen zur That und Reiſe nach Mannheim . . 167

Fünfter Abſchnitt.

Ausführung des Verbrechens 231

Sechster Abſchnitt.

Der Gang der Unterſuchung und deren Reſultate . . . 245

Siebenter Abſchnitt.

Vertheidigung des Inquiſiten und Beurtheilung ſeiner That 290

Achter Abſchnitt.

Sand's Lebensende 360

Verbeſſerungen.

Seite 87, Zeile 18 lies Adolf ſtatt Auguſt.

Sr. Excellenz

Herrn

P. J. A. Ritter von Feuerbach

Königl. Baierſchem Wirklichen Staats-Rathe, Präſidenten des Appellations-Gerichts für den Rezat-Kreis, Kommandeur des Ordens der Baierſchen Krone, des Ruſſiſchen St. Annen-Ordens und des Großherzoglich Sächſiſchen Haus-Ordens vom weißen Falken, Mitglied der Geſetz-Commiſſion zu St. Petersburg, u. ſ. w.

widmet dieſe Schrift

als ein Denkmal wiſſenſchaftlicher Hochachtung und perſönlicher Verehrung

ehrerbietigſt

der Verfaſſer.

Der Verfaſſer widmet dieſe Schrift einem Manne, deſſen theoretiſche Prinzipien er in vielen Punkten nicht theilt, und deſſen Syſtem in mancher Hinſicht einen entſchiedenen Gegenſatz gegen die Anſichten bildet, die ihm zur innigſten Ueberzeugung geworden ſind. Aber wie feſt er auch von ſeiner Lehre überzeugt, wie ſehr er auch dem ſchlaffen Eclecticismus abhold ſeyn mag, der den entgegengeſetzteſten Partheien gerne Recht geben möchte, ſo hielt er dennoch die Wiſſenſchaft für einen Bau den viele Werkleute, ſelbſt durch den Streit und Gegenſatz ihrer Anſicht fördern, und aus dem die Nachwelt einſt ihre Reſultate ziehen wird. Er erachtet es alſo für die Pflicht eines Jeden, dem redlichen Streben, wie dem Talente des Mitarbeiters Gerechtigkeit, insbeſondere aber für die Pflicht des jüngern Schriftſtellers, dem anerkannten Verdienſte des Meiſters, Verehrung und Hochachtung

widerfahren zu laſſen. Denn das Verdienſt gehört der Perſon, die wiſſenſchaftliche Richtung (vielleicht zum größten Theile) ihrer Zeit an, weshalb auch der Spätergeborne nie vergeſſen darf, daß ſeine Leiſtung, möge ſie auch, dem Inhalte nach, noch ſo verſchieden ſeyn, möge er auch auf entgegengeſetzten Wegen dazu gelangt ſeyn, dennoch zugleich immer auf der Wirkſamkeit derer beruht, die vor ihm neue Bahnen gebrochen haben.

Unter den neuern Criminaliſten iſt aber Feuerbach derjenige, dem durch ein unſchätzbares Geſchenk der Vorſehung faſt ein Drittheil eines Jahrhunderts hindurch die lebendige ſchaffende Gewalt des Geiſtes und die Fähigkeit bewahrt geblieben, im edelſten Sinne des Wortes mit der Zeit fortzuſchreiten. Denn derſelbe Gelehrte, der als Stifter einer neuen Schule auftrat, als die philoſophiſche Bearbeitung des Strafrechts im Ge-

ſchmacke jener Zeit die alleinherrſchende war, hat ſich ſpäter, den neuen Geiſt in der deutſchen Jurisprudenz erkennend, — (aber mit Geiſt und Originalität! —) der Geſchichte zugewendet, und iſt endlich in ſeinen neueſten Werken, in welchen er die Summe der praktiſchen Erfahrungen eines reichen Lebens niederlegte, und die Naturgeſchichte des Verbrechens in der Seele des Menſchen in das Gebiet der Strafrechtswiſſenſchaft zog, auf's Neue der Stifter einer neuen Disciplin geworden, indem er zugleich dem ernſten und ſtrengen Inhalte die ſchöne und klaſſiſche Form lieh, die vor wenigen Jahren noch als unvereinbar mit der Natur dieſes Gegenſtandes betrachtet ward.

Grade dieſem Manne glaubte der Verfaſſer der vorliegenden Schrift, welche auch einen Beitrag zur criminaliſtiſchen Pſychologie enthalten ſoll, indem dieſe Arbeit ſich eben jenen zuletzt genannten Leiſtungen wie

der Verſuch an das unerreichte Vorbild an-
ſchließt, einen öffentlichen Beweis ſeiner Hoch-
achtung darbringen zu müſſen. Mag er auch
mit vielen einzelnen Aeußerungen und Anſich-
ten in Feuerbach's Rechtsfällen nicht über-
einſtimmen, dem Geiſte des Meiſters, und
dem was über allen geiſtigen Gaben ſteht,
dem lebendigen Eifer für die Gerechtigkeit und
dem Haſſe des Unrechts, der durch jene
Schriften geht, wollte er vornämlich ſeine
Verehrung bezeigen.

Vorrede.

Die vorliegende Bearbeitung eines der intereſſanteſten Criminalfälle aus unſerer Zeit erſchien zuerſt im XI. XII. u. XIII. Hefte von Hitzig's Annalen der deutſchen und ausländiſchen Criminalrechtspflege. Die Quellen welche der Verfaſſer damals benutzen konnte, waren hauptſächlich folgende Schriften:

Carl Ludwig Sand, dargeſtellt durch ſeine Tagebücher und Briefe von einigen ſeiner Freunde. Altenburg 1821.

und

v. Hohnhorſts Vollſtändige Ueberſicht der gegen Carl Ludwig Sand, wegen Meuchelmordes, verübt an dem Kaiſerl. Ruſſiſchen Staatsrath v. Kotzebue geführten Unterſuchung. Aus den Originalakten gezogen, geordnet und herausgegeben. Stuttgart und Tübingen 1820.

2 Abtheilungen. (Der Verfaſſer war vorſitzendes Mitglied der angeordneten Unterſuchungs-Commiſſion.)

Als dieſe Arbeit nun ein ziemlich großes Publikum fand, entſchloß ſich die Verlagshandlung ſie noch einmal in einem beſondern Abdruck erſcheinen zu laſſen. Inzwiſchen waren dem Verfaſſer von ſicherer Hand, aktenmäßige, bisher noch nicht gedruckte Quellen, die ſich auf jenen Fall beziehen, mitgetheilt, aus denen er Einiges bei dieſem neuen Abdrucke an den betreffenden Orten einſchaltete; es kann mithin der letztere als eine ganz neue Arbeit angeſehen werden, welche mehrere, dem größern Publikum wenigſtens, völlig neue Aufſchlüſſe enthält. — Endlich iſt zu bemerken: daß der Verfaſſer, da er Perſonen von Grundſätzen ſehr wohl zu unterſcheiden weiß, bloß die Namen ſolcher Perſonen genannt hat, die durch ihre eigenen Druckſchriften zur Notorietät gekommen waren.

Der Verfaſſer.

Erſter Abſchnitt.

Sand's Charakter und früheres Leben.

Carl Ludwig Sand, geboren am 5. Oktober 1795 zu Wunſiedel im Baireuthiſchen, einem Städtchen im Fichtelgebirge, war der jüngſte Sohn des vormaligen Königl. Preuß. Juſtizamtmanns und Juſtizraths Gottfried Chriſtoph Sand und der Dorothea Johanna Wilhelmine geb. Schöpf. Außer zwei ältern Brüdern (deren einer, Georg, Kaufmann zu St. Gallen, und Fritz, der andere, Appellationsgerichtsadvokat in Kemnath war) lebten zur Zeit der Unterſuchung noch in Wunſiedel eine verheirathete ältere Schweſter, Caroline, und Julie, eine jüngere.

Seine Kinderjahre brachte Sand unter Krankheiten und körperlichen Leiden mancher Art zu. Die Aerzte unterſagten ihm deshalb alle geiſtige Anſtrengung und ſein eigentlicher Unterricht konnte erſt im zehnten Jahre, in dem väterlichen Hauſe beginnen. Seine jüngſte Schweſter, welche mit ihm gleichzeitig zu lernen anfing, kam aber bald dem durch körperliche Leiden geſchwächten Knaben in Allem zuvor, und ſeine Ausbildung erforderte große An-

ſtrengung von ſeiner Seite und viele Geduld ſeiner Lehrer. Sein Vater erklärt aus der körperlichen Schwäche ſeines Sohnes während jener Periode eine gewiſſe, demſelben anhängende Niedergeſchlagenheit des Gemüths, und bemerkt ſpäter, daß er nur immer dafür zu ſorgen gehabt habe, daß ſeines Sohnes Gemüthsart nicht noch zurückhaltender werde, ſtatt daß man andere junge Leute von lebhaftem Temperamente zurückhalten müſſe. — Nichts deſto weniger rettete er ſchon in ſeinem elften Jahre einem Kinde, welches in einen Teich gefallen und dem Ertrinken nahe war, das Leben, und nahm im zwölften Jahre lebhaften Antheil an einem Knabengefechte, welches zwiſchen den jüngern Schülern des Lyceums in Wunſiedel und der übrigen Jugend der Stadt vorfiel, aus welchem letzteren, an ſich unbedeutenden Vorfalle ſich wenigſtens ergiebt, daß ſein ſtilles Weſen nicht in Schläfrigkeit und dumpfe Trägheit übergegangen ſey.

Seinen erſten Unterricht erhielt Sand durch Privatlehrer und kam dann auf das Lyceum zu Wunſiedel. Als aber im Jahre 1810 der Rektor deſſelben, Saalfrank, der auf Sand's frühere Bildung großen Einfluß hatte und an welchem er mit großer Liebe und Innigkeit hing, an das Gymnaſium zu Hof verſetzt wurde, zog Sand mit ihm, und begleitete eben denſelben dann auch im Spätjahre 1812 auf das Gymnaſium nach Regensburg.

Die Zeugniſſe ſeiner Lehrer in Hof und Regensburg lauten ausnehmend vortheilhaft für ihn. — Der Rektor Saalfrank, der ihn am genaueſten kannte, bezeugt insbeſondere Folgendes: „Sand hatte gerade kein ausgezeichnetes Talent, aber doch gute Fähigkeiten. Mehr noch

zeichnete ihn ſein raſtloſer Fleiß aus, da er ununterbrochen von Morgens 4 Uhr an arbeitete. Seit 18 Jahren meines Lehramts hatte ich keinen hoffnungsvolleren Schüler als ihn."

In dem denkwürdigen Jahre 1813 erwachte auch in Sand, der damals in ſeinem achtzehnten Lebensjahre ſtand, die Sehnſucht, gegen den gemeinſchaftlichen Feind Deutſchlands zu ſtreiten, und er würde, wie er ſpäter während der Unterſuchung angiebt, den Verſuch gemacht haben, von ſeinen Aeltern die Erlaubniß zu erwirken, daß er ſich dem Kampfe hätte anſchließen dürfen, wenn nicht inzwiſchen die Schlacht bei Leipzig ſein Fortziehen unnöthig gemacht hätte. Er ſchreibt deshalb auch im Frühjahre des nächſtfolgenden Jahres an ſeine Schweſter: „Was den Kampf für's Vaterland betrifft, ſo muß ich Dir ſo viel ſagen, daß ich es vor der Hand nicht für nöthig halte, ſelbſt für unſer edles Deutſchland mit zu kämpfen; dann aber, wenn es auch nöthig ſeyn ſollte, mein Leben zum Opfer zu bringen, fühlte ich mich viel zu muthbelebt, als daß ich mich erſt dazu rufen laſſen ſollte; und ich glaube dann auch, daß Du und unſere guten Eltern viel zu Deutſch ſeyn werden, als nur eine Widerrede zu thun, als darum höchſt Undeutſch ſich abzukümmern." —

In demſelben Jahre (1814) entſchied ſich auch Sand's ſpäterer Lebensberuf. Sein Vater ertheilte ihm ſeine Einwilligung zum Studieren, und er beſchloß, die Univerſität zu beziehen und ſich dem Studium der proteſtantiſchen Theologie zu widmen. Ueber die Wahl der Univerſität äußert er ſich folgendergeſtalt in einem Briefe an ſeinen Vater, der vollſtändig beweiſ't, wie unverdorben damals

ſeine Geſinnungen und wie gut ſeine Vorſätze waren. „Nur muß ich Ihnen auch geſtehen", ſchreibt er nämlich unter dem 12. Auguſt, „daß ich die Univerſität Erlangen in dem gegenwärtigen Augenblicke zu beziehen gar keine Luſt habe. Seitdem Ammon dieſe Anſtalt verlaſſen hat, befindet ſich nur noch ein Vogel daſelbſt, der junge proteſtantiſche Theologen dahin ziehen könnte. Die philoſophiſche Fakultät iſt mit lauter Eklektikern beſetzt, die ungemein viel verderben unter jungen Leuten, ungemein vielen Wirrwarr in die Bildung derſelben hineinbringen. Auch miſſe ich daſelbſt jenen ächtreligiöſen Geiſt, der mich von außen her umgeben, der mich im Innern beſeelen muß, wenn ich mich würdig für meinen hohen ſeligen Beruf vorbereiten ſoll. — Der Geiſt unter den Studierenden in Erlangen gefällt mir nun auch gar nicht; ich wünſchte in einen humaneren, feineren und mehr moraliſchen Ton verſetzt zu werden. Dieſes mein Urtheil ſtützt ſich nun nicht allein auf meine eigene ſorgfältige Erfahrung, ſondern auf das der biederſten würdigſten Männer, die ſich hierin die ſchönſten Erfahrungen geſammelt haben. — Mein ganzes Streben geht nun nach der Univerſität Tübingen u. ſ. w."

Dorthin zog er denn auch im Herbſte des Jahres 1814, verſehen mit einem rühmlichen Zeugniſſe der Tüchtigkeit vom Regensburger Gymnaſium.

Bei dieſem Wendepunkte in Sand's Lebensverhältniſſen müſſen wir einen Blick auf ſeinen Charakter und ſein bisheriges inneres ſittliches Leben werfen. —

Nach allen übereinſtimmenden Nachrichten war Sand bis zu jenem Zeitpunkte nicht bloß ein äußerlich unbeſcholtener, ſittenreiner Jüngling, von regem Fleiße und

tüchtigen, wiſſenſchaftlichen Streben, ſondern man kann auch, abgeſehen von den Zeugniſſen ſeiner Lehrer, in ſoweit ſein inneres Leben ſich in den Briefen an ſeine Aeltern abſpiegelt, ihm die Anerkennung nicht verſagen, daß wohl nur Wenige in ſeinem Alter eine ſo rein kindliche Ehrfurcht gegen ihre Aeltern gehegt haben mögen, wie er, und daß bei noch Wenigeren ſich ein ſo offenes, zutrauliches, inniges Anſchließen an dieſelben zu erhalten pflegt, wie es in Sand's Briefen an ſeine Mutter hervortritt, als welche hauptſächlich mit ihrem Sohne korreſpondirte, da der Vater zu beſchäftigt war, um ſich auf lange ſchriftliche Erörterungen einzulaſſen.

Umgekehrt machen auch die Briefe der Aeltern Sand's an ihren Sohn einen durchaus günſtigen Eindruck und berechtigen zu der Annahme, daß ſeine Erziehung, in ſoweit er ſie von ſeinen in jeder Hinſicht unbeſcholtenen Aeltern empfing, in ſittlicher Hinſicht völlig untadelhaft geweſen ſey. Die Ermahnungen an den Sohn zur Tugend, Rechtſchaffenheit und Religioſität ſind nicht in dem leider ſo gewöhnlichen pedantiſchen Tone abgefaßt, der in der Regel ihre etwaige günſtige Wirkung ausſchließt, ſondern kommen augenſcheinlich aus dem Herzen. „Habe immer Gott und ſeine Gebote vor Augen und zur Richtſchnur bei allen Deinen Handlungen: (ſchreibt Sand's Vater an ſeinen 16jährigen Sohn) „ſo wird Dich ſein Segen gewiß begleiten und durch alle Labyrinthe dieſes Lebens ſicher hindurch führen. Laß Dich nicht durch den jetzigen leichtſinnigen Geiſt der Zeit verführen, und glaube mir, als Deinem alten, erfahrenen Vater, daß frühe, wahre Gottesfurcht und ächte Religioſität die einzige ſichere Vor-

mauer gegen Verführungen, beſonders in der Jugend iſt, und daß alle Kenntniſſe ohne wahre Religioſität nichts ſind als ein tönend Erz und eine klingende Schelle. Nur muß es nicht mißverſtandene oder gar Scheinreligioſität ſeyn, ſondern ſolche, die ſich durch Handlungen im ganzen Leben ausſpricht!"

Ein anderer Brief der Mutter, worin ſie den Sohn vor einer gewiſſen ihm anklebenden Langſamkeit und Trägheit warnt, iſt unbedingt muſterhaft zu nennen, wie ſich denn überhaupt in allen Briefen dieſer Frau neben einer tiefen Mutterliebe ein klarer, verſtändiger Sinn und die achtbarſten ſittlichen Grundſätze ausſprechen. „Beſtrebe Dich daher, liebes Kind", ſchreibt ſie ihrem Sohne im Jahre 1811, „immer und ununterbrochen auf Dich Acht zu haben, damit Du nicht einzelne große, gute Handlungen für Tugend hältſt, ſondern jede Minute das zu wirken und zu leiſten ſuchſt, was unſere Pflicht von uns fordert. Es iſt im Grunde nichts groß und nichts klein; denn wer kann ſagen, wo ein einziges unrecht geſprochenes Wort zu wirken aufhört." —

Durch Sand's Briefe aus jener Zeit geht ebenfalls unverkennbar ein religiöſer Zug und eine fromme Geſinnung hervor. So möchten wir wenigſtens die häufigen Hinweiſungen auf Gott und religiöſe Dinge nennen, obwohl wir bezweifeln müſſen, daß ſich ein konſequenter poſitiver Glaube in dem Knaben und angehenden Jünglinge geſtaltet hatte. Vielmehr dürften manche Aeußerungen vermuthen laſſen, daß ſeine Religion ſich in Hinſicht ihres Inhalts nur wenig über den, in Deutſchland damals gemeinrechtlichen Rationalismus erhoben hatte. „O

wie ſelig muß der ſeyn", ſchreibt er im November 1813 an ſeine Mutter, „der alle ſeine Neigungen, Begierden, alle Triebe, Kräfte, Begehren und alles Verabſcheuen ſeiner göttlichen Leiterin, der Vernunft, zu beherrſchen überläßt, und der es ſchon ſo weit gebracht hat, daß er nicht den mindeſten Gedanken an das hat, wodurch er das Gewiſſen in ſich rege machen möchte."

Daß dieſer Standpunkt, wo er die menſchliche Vernunft für das Göttliche anſieht, dem Jünglinge nicht zum Vorwurfe gemacht werden kann, der nur die Eindrücke wiedergiebt, welche er faſt von ſeiner geſammten Mitwelt empfing, verſteht ſich von ſelbſt, jedoch werden wir weiter unten zeigen, wohin jener Grundſatz ſich bei Sand im Verlaufe der Zeit ausbildete. —

Auch ſeine Liebe für das von den Franzoſen bedrohete gemeinſame Vaterland enthielt durchaus nichts Anderes, als was damals in den Herzen aller beſſern Menſchen lebte. Er will, nach ſeinen ſpäteren Erzählungen, ſchon als Knabe im Jahre 1809 bei dem unglücklichen Anfange des öſterreichiſchen Krieges viele Angſt ausgeſtanden haben, und die Schlacht bei Regensburg ſoll ſeine Heiterkeit auf lange Zeit geſtört haben. — Auch erzählte er ſpäter, daß er damals einigen jungen Leuten in ſeiner Vaterſtadt, die ſich bei einem Freicorps hätten anwerben laſſen, beim Abſchiede aber entlaufen wären, zugerufen habe: „Wenn ihr, Memmen, nicht wollt, ſo will ich mitziehen!" Später im Jahre 1813 ſchreibt er an ſeine Mutter: „Zudem kann ich Ihnen aber, beſte Mutter, beſchreiben, wie heiter ich jetzt manchmal bin, zumal wenn ich von einer Befreiung meines Vaterlandes höre, wenn

ich höre, daß ſie uns ſchon ſo nahe iſt, wenn ich im Vertrauen auf Gott ſchon im Voraus das befreite Vaterland, für das mein Herz ſo ſehr glüht, für das ich meine Kräfte, mein Leben aufbieten, für das ich die größten Trübſale und ſelbſt den Tod mit Freuden nehmen will, ſehe."

Bei dieſer an ſich ſchönen, kindlichen Vaterlandsliebe wäre durchaus nichts zu erinnern, wenn ſich ihr nicht ein einzelner, bedenklicher Zug beigemiſcht hätte, der freilich auch erſt durch die ſpätere unglückliche That eine größere Wichtigkeit und Bedeutung erhält. — Es erzählen nämlich ſowohl die Ueberſicht der Unterſuchung von v. Hohnhorſt, als auch der Bericht der Freunde Sand's über deſſen Leben, übereinſtimmend folgendes Faktum.

Sand habe die Stadt Hof verlaſſen und ſey zu ſeinen Aeltern gegangen, als Napoleon, um eine Truppenabtheilung zu muſtern, in dieſe Stadt gekommen ſey, indem es ihm, wie er verſicherte, unmöglich geweſen ſeyn würde, den Unterdrücker ſeines Vaterlandes in Hof's Mauern zu wiſſen, „ohne ſein Leben an denſelben zu wagen", oder, wie die Ueberſicht der Unterſuchung ſagt: „ohne Anſchläge auf ſein Leben zu wagen."

Wenn hier nicht Sand's Phantaſie etwas ſpäter Gedachtes und Empfundenes in eine frühere, vielleicht auf ganz anderen Motiven beruhende, Begebenheit hineingetragen hat, wenn er ſich wirklich damals aus keinem andern Grunde von Hof entfernte, als um meuchelmörderiſchen Plänen auf Buonaparte's Leben aus dem Wege zu gehen, und wenn jene Aeußerungen oder Gedanken wirklich etwas mehr waren als kindiſche Phraſen, ſo wäre dies ein Beweis, daß ſchon damals auf der Uebergangsperiode

vom Knaben zum Jünglinge, blutige Bilder eines Meuchelmordes ſeine Seele umgaukelten, daß er ſchon damals glaubte, in gewiſſen Fällen könne eine ſolche Unthat wohl als rechtlich erlaubtes Mittel gelten, und daß ſeine Phantaſie ſich ſchon damals darin gefiel, mit ſo düſtern Gedanken zu ſpielen!

Seine akademiſche Laufbahn begann Sand in Tübingen, im Herbſte des Jahres 1814. Es geſchah dieſes ohne vorher eingeholte Erlaubniß der baieriſchen Regierung. Erſt als er in Tübingen war, hielt er um dieſe Erlaubniß an; ſie ward ihm aber abgeſchlagen und er zum Beſuche einer inländiſchen Univerſität angewieſen. Mittlerweile trat er jedoch, ohne Wiſſen ſeines Vaters, im Frühjahr 1815, nach Napoleon's Entweichung von Elba, als Freiwilliger in baieriſche Kriegsdienſte. Schon in Homburg kam dem Truppentheile, bei welchem er ſtand, die Nachricht von dem Siege bei Waterloo entgegen. So kam alſo Sand nicht zur Theilnahme an eigentlich kriegeriſchen Ereigniſſen, und traf, nachdem die baieriſchen Truppen ihre Cantonnirungsquartiere in Frankreich verlaſſen hatten, mit dieſen am 2. December 1815 wieder in Anſpach ein. — Kaum bedarf es, nach dem Bisherigen, noch der Bemerkung, daß ſeine Aufführung auch während dieſer Periode durchaus untadelhaft geweſen ſey.

Seinen Aeltern gab Sand von dieſem Entſchluſſe, Kriegsdienſte zu nehmen, erſt am Tage vor ſeiner Abreiſe von Tübingen zur Armee in einem Schreiben Nachricht, welches ſpäter, nach Kotzebue's Ermordung, ebenfalls ein Gegenſtand der öffentlichen Aufmerkſamkeit geworden und öfters abgedruckt iſt. Es lautet wie folgt:

„Wertheſte Aeltern!"

„Ich bin Ihnen bisher treu geblieben, ich habe mich Ihren älterlichen Lehren und den guten Räthen meiner trefflichen Lehrer folgſam und gehorſam bewieſen; ich habe mich mit Eifer bemüht, der vortrefflichen Erziehung, die mir Gott durch Sie, meine theuern Aeltern, und durch allerlei Schickungen zu Theil werden ließ, würdig zu werden, und war auf meine Bildung mit Ernſt für einen hohen Beruf dereinſtens in meinem teutſchen Vaterlande das Wort Gottes zu verkündigen, ſowohl in Regensburg als hier auf der Univerſität bedacht, und kann mir zu keiner Zeit vorwerfen, daß ich nicht immer im Streben nach Vorwärts begriffen geweſen ſey: daher kann ich Ihnen nun, theuere Aeltern, ganz offen meinen feſten Entſchluß vortragen, und darf um ſo mehr hoffen, daß Sie ſich als ſo liebende ſorgſame Aeltern in Rückſicht meiner beruhigen, und daß Sie, als ſo teutſch geſinnte Aeltern, mein Vorhaben eher loben, als mich davon abwendig zu machen ſuchen werden. Das Vaterland ruft wiederum, und dieſer Ruf gilt dießmal auch mir. —.

Mit innerem Kampf, glauben Sie mir es, hielt ich mich das Letztemal, als es Teutſchlands Befreiung galt, zurück, und nur die Ueberzeugung, daß damals viele Tauſende für Teutſchlands Wohl kampf- und ſiegbegierig auf dem Platze ſtunden, und daß ich noch meinem näheren Berufe zu leben pflichtig ſey, konnte mich abhalten.

Jetzt gilt es, die damals wieder begründete Freiheit, die ſchon hie und da in unſerm Vaterlande ſo ſchöne Folgen hoffen ließ, für uns zu erhalten; der allweiſe und allgütige Gott hat für uns noch dieſe große Prüfung, aber

gewiß auch die letzte aufbewahrt; — wir ſollen nun zeigen, ob wir dieſes hohen Gutes würdig ſeyen; ob wir ſie uns auch mit Kraft und Nachdruck erhalten und ſichern können. Die Gefahr, in der ſich gegenwärtig Teutſchland befindet, dadurch, daß die franzöſiſchen Banden noch nie ſo wüthig an ihrem Abgott hingen, und dadurch, daß die ſchändlichſte, meineidigſte der Verſchwörungen ſich vielleicht über halb Europa verbreitet hat, war vielleicht noch nie ſo groß. Daher erhebe ſich wiederum Teutſchlands Jugend und bewähre an dem leichtfertigen Geſindel ihren Muth! Daher iſt es nöthig, daß von allen Seiten Aufrufe geſchehen, und daß die Edelſten von allen Seiten zuſammeneilen! Auch von hier aus eilen die braven Nordteutſchen zu ihren Bannern; die Würtembergiſchen Landſtände dringen auf allgemeine Landesbewaffnung, und von allen Seiten geſchehen Erbietungen zu freiwilligem Dienſte und Tode für's Vaterland. — Mag der Geiſt zu Hauſe bei uns und in B. ſeyn, wie er will, auch ich halte es für die höchſte Pflicht, für meines theuern Vaterlandes, für meine theuern Aeltern und Geſchwiſterte, und für aller Guten, die mich lieben, Freiheit mitzukämpfen, und ſollte die Uebermacht Vortheile über uns erlangen, voran an den Gränzen im Tode über einen Wütherich zu ſiegen. Wäre ich nicht in Wahrheit von ſolchen Geſinnungen durchdrungen; würde ich Ihnen nicht ſolche Geſinnungen kund thun; ſo weiß ich wohl, daß ich teutſche Eltern habe, die mich für einen feigen Hundsfott, für einen Ihrer unwürdigen Sohn erklären würden. — Ich bringe zwar dadurch, daß ich aus meinem ſchönen Studium herausgeriſſen werde, daß ich mich muß vielleicht von Unge-

bildeten und Rohen hudeln laſſen, dem Staate große Opfer; ich fühle es gar wohl; aber das ſchwillt jetzt meinen Muth, mir erſt meine und meines Volkes Freiheit zu ſichern, und dann, will's Gott, mich wieder vorzubereiten, um im Innern wirken zu können.

Ich nehme nun auf eine Zeit Abſchied von Ihnen, theuerſte Aeltern, und von Allen, die mir theuer ſind.

Ich will auch hier Ihren treuen Ermahnungen folgen, und mit Gott werde ich auch hier auf dieſer neuen Lebensbahn rein und mit mir ſelbſt zufrieden aus allen den mancherlei Prüfungen, auf die ich gefaßt bin, hervorgehen, und mich immer auf dem Pfade des innern Höheren, über alles Irdiſche Erhabenen erhalten. Vielleicht wird mir auch gar die hohe Wonne zu Theil, hier und da in dem ſtürmiſchen Gewühl eine ſchöne Seele vor dem Sinken und Untergange zu erretten. — Immer ſoll mich Ihr theures Bild umſchweben; immer will ich Gott vor Augen und im Herzen haben, um mit Heiterkeit alle Mühe und Gefahren des heiligen Krieges beſtehen zu können.

Schließen Sie mich auch ferner in Ihr andächtiges Gebet ein; — Gott wird Ihnen in allen traurigen Fällen der zu erwartenden drückenden Zeit Kraft und Hoffnung auf ein Beſſeres zukommen laſſen. — Nur wenn uns Gott den Sieg verleihet, haben wir Hoffnung, uns in Baldigem recht froh wiederzuſehen; ſollte dieß, was Gott verhüten wolle, nicht der Fall ſeyn; ſo iſt mein letzter Wille, daß Sie biedere teutſche Aeltern und Verwandte nicht in einem unterjochten Lande wohnen mögen! —

Doch warum uns einander das Herz ſo ſchwer machen? — Wir haben ja die gerechte, die heilige Sache; — es iſt ja ein gerechter Gott, — warum ſollte uns nicht der Sieg werden? —

Machen Sie daher auch mir in Ihren nächſten Briefen, denen ich ſehnlich entgegenſehe, und die Sie nur noch hieher ſchicken mögen, von wo aus ſie dann auch weiter befördert werden ſollen, das Herz nicht bange. —

Und nun leben Sie nochmals wohl! Leben Sie immer wohl und getroſt! — Wiederſehen werden wir uns auf jeden Fall in einem freien Lande. Ich bleibe bis in den Tod

Ihr

getreuer gehorſamſter Sohn
Karl Ludwig Sand.

Tübingen am 28. April
1813.

Wie auch die Hölle brauſ't,
Gott deine ſtarke Fauſt
ſtürzt das Gebäude der Lüge —

Th. Körner.

Vielleicht geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern des Friedens auf!

Th. Körner.

Machen Sie meinen Entſchluß meinen theuern Geſchwiſterten, meinen Schwägern, und meinen Lehrern und Freunden kund, und ſagen Sie ihnen Allen in meinem Namen ein herzliches Lebewohl.

Getadelt kann jener Schritt wohl nur dann werden, wenn man ſich nicht in die Stimmung zurückverſetzen will, welche im Jahre 1815 durch ganz Deutſchland ging. Jedoch iſt das Urtheil über dieſen Entſchluß weit weniger wichtig, als das eben erwähnte Schreiben Sand's an ſeine Aeltern, welches wiederum als ein Zeugniß über Sand's inneren Zuſtand um jene Zeit angeſehen werden kann. —

Auch durch dieſen Brief geht nämlich eine große Liebe und Ehrfurcht gegen ſeine Aeltern, ſo wie eine fromme und kindliche religiöſe Geſinnung. Er enthält, wenn man anders den Entſchluß ſelbſt, der ihn veranlaßte, nicht ſo nennen will, durchaus nichts Schwärmeriſches, ſelbſt nicht im Sinne des gemeinen Lebens, überhaupt nicht das geringſte Anſtößige, Verdächtige oder Verkehrte. Wohl aber muß es im Gegenſatze gegen ſeine ſpätern Aufſätze hervorgehoben werden, daß ſein Styl klar, verſtändlich, natürlich und nicht unedel iſt, — und daß man das Geſpreizte, Hochtrabende, Geſchraubte und Unklare, welches in ſpäterer Zeit auch um ſo mehr in ſeiner Sprache hervortrat, als ſein inneres geiſtiges Leben ſich trübte und verwirrte, — in jenem Briefe noch völlig vermißt. *)

*) Jedoch darf auch hierbei ein Umſtand nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, der allerdings auf ein auch in jener Periode bei ihm vorwaltendes phantaſtiſches und unklares Weſen ſchließen laſſen würde, wenn überhaupt deſſen nähere Bewandniß aufgeklärt worden wäre. — Vor ſeiner Abreiſe von Tübingen will nämlich Sand von einem Freunde ein kleines Band geſchenkt erhalten haben, welches er den ganzen Feldzug hindurch trug, und das ſich bei ſeiner Arretirung noch an ſeinem Halſe befand. Dieſes Bändchen war etwa $\frac{3}{4}$ Zoll breit, und ſo viel man, da es ganz mit Blut befleckt war, erkennen konnte, zu $\frac{1}{4}$ Zoll der Breite grün, das Uebrige weiß geſtreift. Sand will darauf, nach ſeiner während der Unterſuchung abgegebenen Erklärung, nach dem Feldzuge, „ſeinem innern Ernſte gemäß, zum Troſte, weil ſo wenig aus demſelben geworden", mit Tinte folgende Worte geſchrieben haben:

Nach beendigtem Feldzuge und nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hauſe bezog Sand die Univerſität Erlangen, wo er am 15. December 1815 immatriculirt wurde. Dort brachte er zwei Jahre zu, (ein Semeſter hatte er bereits in Tübingen ſtudiert,) während welcher Zeit er ſich auf das Studium der Theologie legte, und, wie ſeine Briefe an ſeinen Vater bezeugen, dieſelbe nicht ohne Intereſſe trieb. Ob und wie weit er in dieſer ſeiner eigentlichen Fachwiſſenſchaft zu klaren und feſten Anſichten gelangt ſey, wollen wir weiter unten unterſuchen. Während ſeines Aufenthaltes in Erlangen verlor er im Sommer 1817 einen ſeiner vertrauteſten Freunde, der beim Baden vor ſeinen Augen ertrank, ohne daß er ihn retten konnte. Dieſer Verluſt betrübte ihn ſehr, er kommt ſpäter in ſeinen Briefen und Tagebüchern oft noch auf dieſen verblichenen Freund zurück, und bezeichnet dieſen Zeitpunkt als die Gränzſcheide zwiſchen dem Frühlinge und Sommer ſeines Lebens. —

In eben dieſem Semeſter predigte er auch zum erſten Male in der Hauptkirche zu Erlangen, und ging dann am Ende deſſelben nach Jena.

Sein ſittliches Verhalten zu Erlangen, während jener Periode, war nach Ausweis ſeiner akademiſchen Zeugniſſe untadelhaft. Auf die innere Geſchichte ſeiner Verhältniſſe zur ſogenannten Burſchenſchaft kommen wir ebenfalls weiter unten zurück. Hier iſt nur des hiſtoriſchen

---

„Mit dieſem weihete ich mich 1815 zum Tode. War's nicht Ernſt? Würde ich über den Rhein zurückgegangen ſeyn, ohne als Sieger?" Nachforſchungen, ob dieſes Band das Zeichen einer Ordensverbindung ſey, blieben durchaus fruchtlos. (ſ. v. Hohnhorſt S. 9.)

Zuſammenhanges wegen zu erwähnen, daß er dem bekannten Feſte auf der Wartburg am 17. und 18. Oktober 1817 beiwohnte, und zwar: daß er, wie er ſelbſt während der Unterſuchung angiebt, am 17. Oktober 1817 in Eiſenach eintraf, mit zum Feſtausſchuſſe gewählt ward, den Reden und ſonſtigen Feierlichkeiten beiwohnte, ohne ſelbſt mitzuſprechen, am Nachmittage des 18. Oktobers in der Kirche das Abendmahl genoß und dann nach Jena zurückkehrte.

Dort wurde er am 27. Oktober 1817 immatrikulirt, und hörte nun außer den ihm noch nothwendigen theologiſchen Vorleſungen, auch mehrere Collegien allgemeineren Inhalts, unter andern den ganzen Geſchichtscurſus beim geheimen Hofrath Luden, bei Hofrath Fries philoſophiſche Ethik, bei Hofrath Oken Naturgeſchichte. —

Im Uebrigen war Sand auch in Jena Mitglied der Burſchenſchaft, zugleich aber auch noch einer andern Geſellſchaft, welche er einen litteräriſchen Verein nennt. (S. weiter unten.)

In Hinſicht ſeines äußeren Lebens iſt nur zu bemerken, daß er, außer einer Reiſe im Winter 1817 zur Hochzeit ſeines Bruders, ſich im Herbſte 1818 eine weitere nach Norddeutſchland und an die Küſten der See vorgeſetzt hatte. Er ging daher mit einem Reiſegefährten nach Sachſen, beſuchte dort mehrere, aus älterer und neuer Zeit berühmte Schlachtfelder, und kam über Halle, Wittenberg und Potsdam nach Berlin. Hier hielt er ſich ſechs Tage auf, lernte unter andern de Wette und Jahn kennen, turnte auf der Anſtalt des Letzteren, und traf mehrere frühere Bekannte an, (den Hauptmann v. Plehwe,

den er im Jahre 1817 zu Erlangen und ſpäter auf der Wartburg will kennen gelernt haben, den Dr. Jung und einige Andere.) Weiter aber ſetzte er ſeine Reiſe nicht fort, ſondern kehrte über Leipzig und Altenburg nach Jena zurück.

Nach ſeiner Rückkehr beſchäftigte ſich Sand fleißig und anhaltend mit ſeinen Studien; auch hatte er von ſeinen Aeltern die Erlaubniß, noch ein weiteres halbes Jahr in Jena zu bleiben, erhalten, als er plötzlich am 9. März 1819 Morgens 4 Uhr aufbrach, und ſeine letzte verhängnißvolle Reiſe nach Mannheim antrat.

Wenn wir das innere Leben Sand's, den wir bei ſeinem Eintritte in das akademiſche Leben als einen Jüngling verließen, der zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, während dieſer Periode characteriſiren wollen, ſo müſſen wir nothwendig den Anfang damit machen, ſein Verhältniß zu einer akademiſchen Verbindung zu ſchildern, mit welcher er ſchon bei ſeinem Eintritte in das Univerſitätsleben in Berührung kam, und welche ihm bald das wurde, was dem alten Römer der Staat, dem berufenen Künſtler ſeine Kunſt, dem feurig liebenden Jünglinge die Geliebte zu ſeyn pflegt. — Die allgemeine deutſche Burſchenſchaft war ihm bald ſein Eines und Alles, ſein Staat, ſeine Kirche und ſeine Geliebte geworden, und man kann nicht mit Unrecht von ihm ſagen, daß er ſich in ſeiner Geſinnung und ſeinem Handeln, ſeinem Leben, Streben, Denken, Dichten und Trachten, völlig mit jener Verbindung identificirt hatte.

Schon in Tübingen ſoll er ſich, nach der Angabe ſeiner Freunde *), einer Verbindung angeſchloſſen haben, welche den Namen Teutonia führte, deren Grundſätze aber im Weſentlichen die der ſpätern Burſchenſchaft waren, oder wenigſtens ſich denſelben ſtark annäherten. **) Sand läugnet freilich, Mitglied dieſer Verbindung geweſen zu ſeyn; dieſe Ausſage hat aber außer der eben erwähnten Angabe ſeiner Freunde, auch die zu den Unterſuchungsacten gebrachte Conſtitution der Teutonia gegen ſich, wo Sand unter den recipirten Mitgliedern folgendermaßen aufgezeichnet iſt:

> „Karl Ludwig Sand, Student der Theologie, aus Wunſiedel im Baireuthiſchen, war ſeit Herbſt 1814 in Tübingen, wurde den 28. April 1815 von der Teutonia recipirt, und ging am folgenden Tage in den Kampf gegen die Franzoſen."

In Erlangen hatte Sand, wie es ſcheint, ſich im Anfange des erſten Semeſters auf den Umgang mit einigen gleichgeſinnten Freunden beſchränkt. — Erſt gegen Ende

---

*) S. die Schrift: C. L. Sand, dargeſtellt durch ſeine Tagebücher u. ſ. w. S. 27. „Er trat zwar zu Tübingen in eine Verbindung von Burſchen, die ſich Teutonia nannte, wollte aber nachmals nicht viel von derſelben wiſſen."

**) „Der wahrhaft ehrwürdige Zweck unſers Teutoniſchen Vereins iſt, unter uns und andern zu nähren, zu befeſtigen und zu erweitern ächten deutſchen Burſchengeiſt und ächtes deutſches Burſchenleben. Beides aber beſteht in einer hohen Achtung und warmer Liebe für unſer Vaterland, und in einem glühenden Haſſe gegen deſſen äußere und innere Unterdrücker, ferner in einer feurigen Vorliebe für unſere uralte akademiſche Freiheit und Unabhängigkeit, für die unantaſtbare Ehre" u. ſ. w. u. ſ. w. (Aus der Conſtitution der Tübinger Teutouia in Hohnhorſt's Ueberſicht der Unterſuchung Bd. I. S. 6 und 7, Note.)

deſſelben wurde in ihm der Gedanke rege, den öffentlichen Geiſt in der dortigrn Studentenwelt, der übrigens allerdings ſehr roh und wüſt geweſen ſeyn mag, zu reformiren, woraus ſich denn ſpäter der Plan entwickelte, in Erlangen die Burſchenſchaft zu gründen und auszubreiten. —

In welcher Weiſe er hierbei zu Werke ging, darüber giebt ſein Tagebuch Aufſchluß. — Er erzählt nämlich unter dem fünften März 1816:

„Es that mir leid, daß ich nicht mit auf den Commers eingeladen worden war. Am Abend aber erſchienen B — l und El — r unter meinem Fenſter und luden mich ein. Ich zog meine altdeutſche Kleidung an, und ging mit dankbar freudiger Seele zu dieſem Gelag; hier wurde die deutſche Tracht allgemein belobt, in mancher deutſchen Seele erweckte ſie deutſche Empfindungen. Späterhin war man recht ſehr vergnügt bis gegen 1 Uhr nach Mitternacht. — Das Schönſte dabei war das Näherwerden mit dem deutſchen B — l. Er richtete ſeine Blicke auf mich, und deutſchen Gefühles voll eröffnete er mir ſeine Liebe zur Wiſſenſchaft und ſeinen Gemeinſinn, auch auf andere und im nächſten Sommer vielleicht auch auf uns gratis etwas von dem Seinigen, von dem, was er in der griechiſchen Litteratur geleiſtet habe, überfließen zu laſſen. — Ohne alles, was Uebelbefinden heißen könnte, (denn ich hielt mich teutoniſch ſehr mäßig) ging ich nach Hauſe, ſprach noch ſehr innig mit H — r, H — l, A — m, und, größtentheils aber in Blicken, mit K — ch.“

Unter dem 7. März ſchreibt er:

„Ich ging zuletzt zu U — ch, wo wir denn, mir bleibend merkwürdig, uns mit einander zum allgemeinen deutſchen Beſten: zu Umänderung und Verbeſſerung des rohen, egoiſtiſch-baieriſchen, unerfahrenen Sinnes und Tones unter den hieſigen Studierenden herzlich und kräftig beſprachen.“

Ferner unter dem 24. März:

„Auf der Univerſität iſt jetzt alles ſo todt, wegen der Geſchichte mit den Obſcuranten, die die Anſpacher beim Silberhorn niederſaufen wollten und ſtark beleidigten. Prügelei entſtand dabei. Dieſe, zu ſchwach ſich ſelbſt zu helfen, ſuchten Hülfe bei der Polizei; die Malefikanten erhielten Stadtarreſt. Nur der einzige K — ſt — r von den Franken“ (auf welche Landsmannſchaft S. damals beſonders viel gehalten und von welcher er ſich eine Thätigkeit für ſeine Zwecke verſprochen hatte,) „war mit dabei. Traurig, daß unſerer Idee, dieſe ſchlechten Zuſtände der Univerſität ſo viel als möglich zu verbeſſern, durch dieſe Hefe der Univerſität ſo viel Schaden gebracht wurde. Aber Gott wird helfen.“

Sein Entſchluß, für das ſogenannte Burſchenleben zu wirken, begleitete ihn auch bis in das nächſte Semeſter hinüber. Er faßte den Entſchluß, in die fränkiſche Landsmannſchaft einzutreten, und dieſe allmählig zur Burſchenſchaft umzubilden.

Am 19. Junius ſchreibt er darüber in ſeinem Tagebuche:

„Heute, am Jahrestage der Schlacht bei Belle-Alliance, war ich auf dem Grade des Mittheilens ge-

ſteigert. Ich offenbarte meinen Mitbrüdern, daß ich als Franke" (NB. als Mitglied der fränkiſchen Landsmannſchaft) „für deine Zwecke, o himmliſcher Vater, hier wirken wolle. Amen!"

Ferner den 21. Juni:

„Ich lebte vergnügt und heiter und ſprach mit L—d und El—r auf einem herrlichen Spaziergange über die Zwecke, für die wir arbeiten wollen bei unſerm Vorhaben, den Geiſt der hieſigen Univerſität zu heben. Wir kamen darauf, daß eine unumſchränkte Freiheit herrſchen, und daß Achtung nur nach dem innern Werthe zugetheilt werden ſolle."

So wurde denn Sand in die fränkiſche Landsmannſchaft aufgenommen. Aber je tiefere Abſichten er mit dieſem Schritte verband, deſto ſchrecklicher fühlte er ſich getäuſcht, als er merkte, daß ſein Plan: jene Verbindung zur Burſchenſchaft umzuformen, nicht zu realiſiren ſey. — Darüber ſchreibt er am 13. Juli:

„Ich ſtand früh auf und dankte Gott für den mit Sternen gezierten Horizont auf den Knieen! Ich ahnete nicht, daß nach einigen Stunden eine erſchreckliche Schwefelwolke ſich herüberziehen werde. Um zehn Uhr hielt die Frankonia Convent. U—ch kam (zur Aufnahme) in Vorſchlag. Allgemeiner Beifall. Gleich darauf wurde, ſo ſehr ich mich widerſetzte, die beabſichtigte Wahl *) durchgeſetzt. — Als die

*) Nämlich der Senioren, wobei die bisherigen auf ihren Plätzen blieben.

Senioren gewählt waren, widerſetzte ich mich abermals der Wahl des Sekretairs. Allein auch dieſe Wahl ward durchgeſetzt, und ſo machte ſich ſchlangenartig die Falſchheit ganz unvermerkt auf, um die ſchönen Träume über den Haufen zu werfen, die ich von der Umſchaffung der Frankonia gehabt hatte. Ich legte St — l *) ſeine Falſchheit und Cabale an's Gewiſſen und rief ihn vor Gottes Gericht. Ich dachte nun, U — ch werde wieder abtreten, aber er ließ ſich doch aufnehmen. Ruhe für mich ließ mir Gott; doch eine Zerſtörung der ſchönſten Träume wirket tief auf ein Herz. — Gott! leite, lenke! und es wird wieder Wonne kommen! — Abends ging ich mit U — ch auf den Ball. Wir wurden von allen freundlich behandelt. Aber endlich überwältigte U — ch der Gram, es entſtürzte ihm eine bittere Thräne. St — l fragte mich, warum U — ch ſo ſehr aufgebracht ſey. — Darauf entfernte ich mich mit U — ch aus dem Saal. Ich: Ich bin jetzt, nachdem ich die Sache in meinem Tagebuche niedergeſchrieben und Gott heimgeſtellt habe, wieder ganz ruhig, und ich triumphire über das Gärnlein, das ſich hervorthunwollende Knaben um Löwen ſchlugen und uns darin gefangen und gefeſſelt zu haben glaubten. **) U — ch: Aber gegen mich wüthet

---

*) Dem Senior der Franken, welcher, wie es ſcheint, Sand zur Erreichung ſeiner Zwecke Hoffnung gemacht hatte.

**) Sand hatte ſich, wie aus der Schrift: C. L. Sand u. ſ. w. S. 51 hervorgeht, Hoffnung gemacht, daß U—ch zum Senior gewählt werden würde.

der Gram, daß ich in die Rotte von Teufeln gerathen bin, und von nun an als ihnen beigegeben betrachtet werde. Laß mich wüthen gegen dieſe Frankonia, kämpfen und ſie würgen! Ha! man wird den Bannſtrahl gegen mich richten und dann auch gute Nacht Erlanger Burſchenwelt. — Ja, ſelbſt die Tiefen des Laſters könnte ich jetzt ergründen!" — Ich: „Es durchſtrömt mich wiederum das ſelige Gefühl, daß mich doch eine Seele auf dieſem Erdenrunde *) in meinem Thun und Weſen erkennt. Handle nicht jenem Höheren zuwider, daß Du ſelbſt nur ruhig ſeyn kannſt. Aber ich ſage, nach der Macht ſtrebende gleißneriſche Knaben gedachten die Kraft in eine Flaſche zu zwängen, und einen Pfropf darauf zu ſtecken; aber mächtig rührte ſich der Geiſt, leicht wirft er den Pfropf weg, aber zerſprengt auch die feſtere Flaſche." U — ch: „Laſſe uns wieder hingehen, ſiebenmal uns reiben an Andern und dann mächtigen das Sprühen in Pendelſchwingungen nach der Muſik." Ich: „Und ſo lebt ja hoch über Zeit und Raum unendlich der höchſte Gedanke **), und dieſer beſſre's. — So ſprach die mächtige Seele und wir begaben uns in den Saal zurück. Nie fühlte ich noch jene in mir wohnende Kraft ſo ſehr als jetzt. Jeder Nerv' war heute ein Held." ——

---

*) Anklang an den Schillerſchen Vers:
„Ja, wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund."

**) Reminiſcenz aus Schiller.

Trotz ſeines Zornes war Sand doch gutmüthig genug, dieſe Nacht auf des verhaßten St—l's Stube zu bleiben. Dort vertheidigte er U—ch gegen Mehrere, indem er ihnen ſagte, daß dieſer nicht böſe ſey, ſondern ſich nur nicht unterdrücken laſſen wolle, und daß ſie geglaubt hätten, man würde einen deutſchen burſchenſchaftlichen Vorſtand wählen, und keine Senioren durch Kabale u. ſ. w.

„Frei haben wir uns gefühlt", ſchreibt er weiter in ſeinem Tagebuche, „und jene hohe Liebe hätte gewiß bald alles durchdrungen, aber die ſchönſten Träume ſind nun ganz zerſtört. — Ich mußte hören von Selbſterſchießen, von Entſtehen entſetzlicher Duelle, von Gram, der das Leben abfrißt, und ich war noch nie ſo ruhig, ſo ſelig. Wer weiß, welche verklärte Geiſter ſich unterdeſſen, als meine Seele ſo ruhig ſchlief, mit meinem Geiſte, der heute ſo mächtig eingriff in das Leben (!!), beſchäftigten und in welche Seligkeit ſie ihn einſtweilen führten! Amen!"

„Kaum war ich aufgeſtanden am 14. Julius, ſo ſah ich wieder die ſich geſtern ſchon krümmende Liebe dennoch hervorragen; aber ich ſagte, ein offenbarliches Herz, das auch nur einmal von Tücken hintergangen iſt, kann zum Wüthrich werden. Leite es Gott, wie er will! Das Alte kehrt nimmer wieder! — Die Frankonia ſoll übrigens nie zerſtört werden; Rache ziemt dem Edlen nicht; aber wir Beide werden ſcheiden, ſo wie wir gekommen ſind. — Ich las am Nachmittag U—ch dies Geſpräch mit St—l vor und er billigte alles. Innig und laut

betend zu Gott ſchloſſen wir das Schutz- und Trutz-
bündniß für die gute Sache."

So ſehen wir alſo, daß die Wirkſamkeit für eine akademiſche Verbindung Sand und ſeinen Freunden gewiſſermaßen zur Sache der Religion geworden war; wir ſehen aber auch zugleich damit den bisher ſo reinen, kindlichen und unbeſcholtenen Jüngling ſeiner reinwiſſenſchaftlichen Sphäre, urſprünglich um eines ſcheinbar guten Zweckes, „die Verdeutſchung des Erlanger Burſchengeiſtes" willen, entzogen, und ihn auf eine Bahn gebracht, die ihn von Stufe zu Stufe immer tiefer in's Verderben und zuletzt unter das Richtſchwert brachte.

Die nächſte Folge der bisherigen Schritte war das engere Aneinanderſchließen der burſchenſchaftlich Geſinnten, deren Seele Sand war. U—ch ſcheint ſich mehr zurückgezogen zu haben, wenigſtens will Sand geſehen haben, „daß mit ihm nicht viel anzufangen ſey, und gedachte nun allein fortzuwirken." — Dieſe Gleichgeſinnten hielten ihre beſonderen Zuſammenkünfte, (an einem Orte, den ſie Rütli nannten;) aber dieſer Zuſtand konnte, wie natürlich, nicht lange dauern; Sand und U—ch ſchieden aus der Frankonia aus, indem ſie das größte Mißfallen an dem ſogenannten Comment an den Tag legten, und waren eben daran, einen Verſammlungsort im Freien, zum Behufe der Begründung einer deutſchen Burſchenſchaft einzurichten, als die Landsmannſchaften Abgeordnete an die Verbündeten ſchickten, um ſich nach ihren Abſichten zu erkundigen. Als ſie dieſe unverholen äußerten, ſprachen die Landsmannſchaften dagegen über Sand und fünf ſeiner Freunde, denen ſich am andern Morgen noch drei andere

beigeſellten, den Verruf aus, weil ſie Abſichten hegten, welche dem beſtehenden, altherkömmlichen Burſchenleben gefährlich wären.

Die Folge einer akademiſchen Achtserklärung iſt im günſtigſten Falle: daß die mit dem Verrufe Belegten ſofort von allen gemieden werden, die nicht ihr Schickſal theilen, oder ſich ſonſt ſchlimme Händel zuziehen wollen. — Auch Sand und ſeine Freunde ſtanden ſofort in der Erlanger Burſchenwelt allein. Ein Bild des Lebens unter ihnen mag folgende Stelle aus Sand's Tagebuche vom 27. Auguſt deſſelben Jahres (1817) geben:

„Am Nachmittage war überall wieder Zwiſt zu ſchauen und zwar über das Einweihungsfeſt, das heute auf dem Rütli mit Punſch gefeiert werden ſollte. Alles entzweite ſich augenſcheinlich, und das Feſt ſchien nicht zu Stande zu kommen. B—l und ich beſchloſſen aber mit einander feſt, heute Abends um 7 Uhr hinaufzugehen; es kamen nun noch mehrere hinzu, und wir brachen mit Licht, ich mit meiner Rede und A — m mit ſeinem Pokal auf. Von L—r lief ich zurück, um H—l zu holen. Wir eilten nach. Als wir zur Windmühle kamen, zu unſerm alten Wirthe, ſo waren ſchon alle die andern wieder in Uneinigkeit, und A — m, der geſprengt ward von U—ch, ging eben wieder zurück nach Erlangen. So überfiel mich nun der höchſte Grad von Kummer. Wo aber die Angſt am höchſten iſt, biſt du, o Gnädiger, uns am nächſten. Und ſo auch hier. B—l und ich waren feſt entſchloſſen hinaufzugehen. U. und die andern (El—r war mit A—m

weggegangen) kamen einzelnweiſe nach. Wir zündeten oben, als es ſchon finſter wurde, die vier mitgenommenen Lichter an, um unſer Bier in Ruhe und ſanftem Kummer zu trinken. Endlich kamen G—r, El—r und Z—r mit Fackeln, und hierauf M—ck und B—g. Nun wurde ſchon lebhafter geſprochen. Ich trat endlich vorn auf und las, weil ich ſie durch den Aerger, durch das heutige Verſinken und durch die heftige Anſtrengung am Abend verlernt hatte, meine Rede vor, legte dem Platz den Namen Rütli feierlich bei, mein Bauvoigtamt nieder und ermunterte zur Eintracht und zur Erbauung des größern Werks einer feſten Verfaſſung. Alles war nun ſchön geſtimmt; ich gab nun B—l's ſchönes Einweihungslied herum, und nun zeigte ſich allenthalben der ſchönſte Einklang; die einen ſagten: wenn wir nur gewußt hätten, daß ihr ſo etwas vorhabt, dann hätte wohl ein Punſch gemacht werden müſſen; die anderen ſagten: und wir wären auch zum Bier mit froher Stimmung gekommen. Niemand von uns fehlte noch, als der frohe A—m. Da erbot ſich U—ch, ihn zu holen, und wirklich, als er von B—l'n begleitet wurde, wo B—n mit ihnen nach Hauſe ging, brachten Beide jenen, und zugleich Lichter und ſechs Krüge Wein, ächten Elfer aus Frankenland. Nun hatten auch wir, Z—r, G—r und ich Holz und mehrere Krüge Bier geholt, und nun wurde das luſtige Leben, nachdem das Feuer in der Mitte loderte, und H—l und M—ck B—l's Lied ſchon eingeübt hatten, durch Abſingung dieſes feierlichen Geſanges be-

gonnen. Wir ſangen die beſten deutſchen Lieder: Auf! ſinget und trinket u. ſ. w. Der Burſch' von ächtem Schrot und Korn ꝛc. und tranken dazu aus A—m's Birkenmeier kräftiglich Bier. Dann ging es, als nochmals Holz und Bier herbeigeſchafft und letzteres geleert war, und das Herumziehen mit Fackeln uns alle ergötzt hatte, zum Weine, und unter Abſingen des trefflichen Claudius'ſchen Liedes wurde der Becher mit Eichenlaub bekränzt und zweimal von jedem im Freudentaumel geleert. — Ja, hohes Entzücken war es, da der Mond und die Sterne durch die Eichen auf unſer Feuer und unſere Runde herabſchaute. Es wurde unter Liedern um das Feuer getanzt, bis alles vor Tagesanbruch, ermattet und zu ſehr aufgereizt und beſeelt, ſich in verſchiedene durch Beſchränkung durch den ſchwachen Körper herbeigeführte Bedürfniſſe entſtandene Gruppen, auf die Bänke und umliegenden Plätze zertheilte. Ich weiß, Gott Lob! ſelbſt nichts rechtes mehr von dieſen Zuſtänden. Es graute der Tag, und M—ck, B—g und El—r ſchafften uns herunter auf die Windmühle, um fünf Uhr Morgens kehrten wir ſchläfrig nach Erlangen zurück.“ —

Schon am andern Tage nach dieſem nächtlichen Feſte wählten die Verbündeten und gleichgeſinnten Freunde einen Ausſchuß, und unter dieſen Sand, welcher „Ideen zur Verfaſſung der künftigen Burſchenſchaft“ niederſchreiben ſollte. — Auch näherten ſich der Geſellſchaft bald mehrere, und als das Semeſter zu Ende ging, waren ziem=

lich gute Ausſichten für die neu entſtandene Burſchenſchaft vorhanden.

Die Ferien brachte Sand wieder bei ſeinen Aeltern zu. — Auch hier ließ er den 18. Oktober nicht vorübergehen, ohne mit einigen Freunden auf dem Schneeberge ein „Siegesfeuer" anzuzünden. *)

Am Anfange des nächſten Semeſters traf Sand wieder in Erlangen ein; ſeine Briefe und Tagebücher aus jener Zeit tragen das Gepräge einer gewiſſen Niedergeſchlagenheit und Schwermüth, welche ihn jedoch nicht abhielt, rüſtig für die Erlanger Burſchenſchaft zu arbeiten. Er brachte, mit thätiger Unterſtützung von jenaiſchen und halliſchen Studenten, das Werk zu Stande, und die Burſchenſchaft wuchs auch bis über zwanzig Mann an. Aber das Verhältniß zu den Landsmannſchaften wurde immer unangenehmer. Es blieb nicht bei dem Ausſchließen der Mitglieder der neuen Burſchenſchaft von aller geſellſchaftlichen Verbindung, bald folgten Paſquille an den Straßenecken und an dieſe ſchloſſen ſich thätliche Beleidigungen und Mißhandlungen. — Aber alle dieſe Beſchimpfungen

---

*) Zur Charakteriſtik des Verhältniſſes Sand's zu ſeiner Mutter ſiehe hier folgendes Brieſchen, welches er vom Fuße jenes Berges an ſeine Mutter ſchrieb. „Zur ernſten Feier geſtimmt, befinden wir uns nun am Fuße des geiſterreichen Urgebirges und vermiſſen leider die gottbegeiſterte Predigt: „„Nun danket alle Gott"", von Dräſeke, die in meiner Schreibtafel auf Ihrem Schreibſchranke liegt. Auch finde ich in meinem Geldbeutelchen nicht mehr denn 1 Fl. 24 Kr. und möchte nicht gern in die Verlegenheit kommen, borgen zu müſſen. Ich branche nicht viel — — — Seyn Sie nachſichtig und verzeihen Sie, daß ich heute Morgens in der Eile mürriſch war; es war ja nicht in meinen Geſchäften und kam aus der Liebe zu jenem Höhern. Seyn Sie alle, wie ich Sie herzlich grüße, ohne Sorgen wegen uns, denn wir ſind ja heute Gott um ſo näher, und er wird es auch uns ſeyn."

ertrug Sand mit ſtoiſcher Geduld, und, da ihm einmal die Sache der Burſchenſchaft und der Religion identiſch waren, ſo faßte er auch von dieſer Seite alle vorfallenden Händel auf und bat Gott nur: „ihm das chriſtliche Gemüth zu erhalten und ſeinen Feinden ihre großen Sünden zu vergeben.“

Nichtsdeſtoweniger konnte die Wirkung dieſer widrigen Verhältniſſe auf Sand's Gemüth und Geiſtesſtimmung nicht ausbleiben. Ein Brief an ſeinen Vater vom Ende des Jahres 1816 ſpricht ſein Mißfallen an dem wiſſenſchaftlichen Leben in Erlangen wehmüthig aus, und Sand ſchiebt hier die Schuld auf die Lehrer, deren Vorleſungen er beſuchte, ohne zu bedenken, daß jede Wiſſenſchaft, wenn ſie wirklich den Geiſt feſſeln und zu einer gewiſſen Freudigkeit erheben ſoll, den ganzen und ungetheilten Menſchen in Anſpruch nimmt, und daß das Studium einem ſo zerriſſenen äußeren Leben gegenüber, zumal bei einem Anfänger, den magiſchen Reiz nothwendig verlieren muß, der ihm ſonſt beizuwohnen pflegt. So ſprechen denn auch Sand's Tagebücher aus jener Periode eine ſehr getrübte Gemüthsſtimmung aus, welche ſogar zu Mißverhältniſſen und Zwiſtigkeiten mit ſeinen Freunden führte. Wie weich geſtimmt er damals war, und wie ſeine innere Traurigkeit ſich oft ſogar in langem und anhaltendem Weinen Luft machte, beſchreibt er in den Selbſtgeſtändniſſen ſeines Tagebuches. — Auch eine Reiſe in den Oſterferien 1817 über Heidelberg nach Tübingen änderte nichts in ſeinem äußern und innern Leben. Als er nach Erlangen zurückgekehrt war, traf er wieder den alten

Groll der Landsmannſchaften an. So ſchreibt er am 12. Mai:

„Am Nachmittage gingen wir ein wenig ſpazieren und fanden, daß ſchändliche Buben unſer Rütli halb zerſtört haben; durch unſere Hände, die wir es bauten, ſoll es nun auch wieder untergehen, und den 27. Auguſt dort die Aſche von mehreren Papieren beigeſetzt werden. Die großen losgeriſſenen Steine haben wir heute ſchon in ganz kleine, unbrauchbare zerſchmettert. Dann ſtießen wir auf zwei ſpazierengehende Landsmannſchafter. Da ſchimpft der eine: „Lumpenvolk!“ O, gütiger Gott! wie mußt du ſo etwas für unſere Opfer über uns kommen laſſen?“ — —

„Mir iſt es, o gütiger Vater, als ſchwämme Alles um mich her; es wird nun meine Seele immer trüber; ich ſorge mich nun ſchon ſeit dem vorigen Semeſter ab. Meine Geiſteskräfte ſcheinen vor Gram oder Hypochondrie eher ab- als zuzunehmen: ich arbeite und kann kein Ziel erreichen, es zu nichts Gediegenem bringen; die Lebensfreuden ſchwinden; Kummer und Sorge nehmen zu; nirgends zeigt ſich mir ein feſter Platz, den unſer höchſtes Beſtreben, unſere chriſtlich-deutſche Sache eingenommen hätte; am Ende wanken auch wir und auch ich; Schimpf und Schande laſtet auf uns. — Herr! Vater! führe mich, errette mich, auf daß ich doch erreiche einen feſten Grund, von dem uns Wankelmuth und Kälte aufgelöſt ſind!“

Zu dieſer innern Wehmuth und der unangenehmen äußern Lage geſellte ſich noch der Umſtand, daß nach und nach

Sand's innigſte Freunde Erlangen verließen. Als er ſich deſto inniger an einen andern jungen Theologen, Dittmar, angeſchloſſen hatte, verlor er dieſen, indem derſelbe, wie oben bemerkt, beim Baden vor ſeinen Augen ertrank. — Er ſelbſt bezeichnet dieſen Unglücksfall als einen wichtigen Wendepunkt in ſeinem Leben, als das Ende ſeines Lebensfrühlings. — Aber ſchon vorher war dieſer vernichtet und alle jugendliche, unbefangene, ſorgenloſe Heiterkeit durch jene Studentenverhältniſſe von Grund aus zerſtört. Auch in den Schmerz über den Verluſt des Freundes miſchte ſich, kraft dieſer traurigen Zwiſtigkeiten, ein ſtarker Zuſatz von Groll und Bitterkeit. Die Landsmannſchaften wieſen den Antrag: einen Augenblick die Feindſchaft zu vergeſſen und den Verblichenen zum Grabe geleiten zu helfen, mit Verachtung zurück, und die Mitglieder der Burſchenſchaft ließen dem Polizeidirektor und Prorektor ſagen, jeder von ihnen würde ſich bei dem Leichenzuge bewaffnet einfinden, um jede Beleidigung, die der Leiche widerführe, ſogleich mit dem Blute zu ſühnen. —

Er ſelbſt ſchreibt am 23. Juni:

„Ich war am Sarge und gelobte meinem Freunde brav zu werden, und ſah ihn nicht todt in höhern Räumen. — — — — — — Sodann feierliches Leichenbegängniß. Ich war durch die Schändlichkeit der Landsmannſchaften, durch die vielen Entäußerungen heute mit Beſorgung der Leiche und durch das Verbluten in Rückſicht des Schmerzes, am Abend bei der Leiche gänzlich verhärtet. Ergrimmt, bewaffnet, den geringſten Angriff der Landsmannſchaften zu rä-

chen, zogen wir, ein wahrer Todtenzug, mit dem Sarge einher. Wehe! mein Gemüth war abgeſtumpft wie Stein, meine Augen waren vertrocknet.“

Bei dieſer habituell gewordenen Erbitterung, bei dieſem fortwährenden Auffaugen ſchmerzlicher Kränkungen und dieſer anhaltenden Aufregung und Spannung, konnte auch eine große Reizbarkeit, ſelbſt gegen ſeine Freunde, nicht ausbleiben. — Er war auf dem Punkte, ſchon vor dem Verluſte ſeines Freundes Dittmar, ſich wegen einer nichtsſagenden Neckerei, die er aus einem durchaus falſchen Geſichtspunkte auffaßte, mit zweien ſeiner liebſten Genoſſen zu ſchlagen. Dieſe Beiden beſuchten ihn einſt, als er eben unmuthig geſtimmt war, und zogen ihn über ſein mürriſches Weſen auf; aus der Neckerei entſtand eine Balgerei, wobei Sand unterlag und nun heftig ward und um ſich ſchlug. Jene verließen ihn lachend, als er noch zornig war, er aber ſchrieb, als er ruhig geworden, ſeinen beiden bisherigen Freunden einen Brief, worin er ſie zugleich um Verzeihung bat und zum Zweikampfe forderte, zu welchem es freilich bei dem verſtändigen und wackern Benehmen des Einen von jenen Beiden, der Sand's Brief beantwortete, nicht kam. — Eben ſo blieb jene, aus einem tiefern Grunde hervorgehende Verſtimmung nicht ganz ohne Einfluß auf ſein Verhältniß zu ſeinen Aeltern, obwohl dieſes dadurch nicht gerade geſtört ward, und Sand ſelbſt in ſeinen Bekenntniſſen, die er in ſeinem Tagebuche ablegt, ſein Unrecht einſieht und bereut, wie denn überhaupt aus allen dieſen Zwiſtigkeiten mit denen, die er liebte, und welche auch ſeine Anſichten und Grundſätze

nicht beſtritten, ſich keine Rechthaberei, keine Störrigkeit und Liebloſigkeit ergiebt. So heißt es in ſeinem Tagebuche vom 12. November 1816:

„Ich fand zwar und finde tagtäglich eine Menge Schulden an mir, aber eine, die dieſes unmittelbar nach ſich gezogen hätte, dieſes Vorausſchauen in nichts als Unglück, konnte ich nicht finden. Freilich iſt jenes Weinen der guten Mutter, das ich im vermeinten Rechthandeln nicht achten konnte, eine große Schuld; auch die leichtſinnige Verfahrungsart gegen den redlichen Vater iſt Schuld, auf die mich der gute El — r mit Recht aufmerkſam machte", — — u. ſ. w. u. ſ. w. *)

Doch mögen hier auch zwei andere höchſt charakteriſtiſche Stellen ſeines Tagebuches einen Platz finden, in welchen Sand über zwei Duelle Bericht erſtattet, die er in jener Periode zu beſtehen hatte, oder wenigſtens beſtehen wollte, und welche ein ſehr bedenkliches Licht auf ſeinen innern Zuſtand werfen.

Er ſchreibt nämlich am 23. Juli in ſein Tagebuch: „Heute Abends von 4 — 6 Uhr vor dem Nürnberger Thor, rechter Seits des Waldes 1000 Schritte hinein." „Um 4 Uhr am 23.: Ich gehe nun mit v. P — g an die Stätte, wohin ich N — ſſen beſtellt habe. Ehrlich will ich zwei Stunden harren. Iſt er ehrlich, ſo weiſe,

*) Unter dem 15. Juni 1817 ſchrieb er in ſehr hypochondriſcher Stimmung einen Brief an ſeinen Vater, aus welchem hervorgeht, daß er in jenem Sommerhalbjahre noch außer jenen obengenannten Leiden eine Zeit lang mit großem Geldmangel zu kämpfen hatte, welchem indeſſen nach kurzer Zeit abgeholfen wurde.

o gütiger Gott, daß ich in deinen Händen bin. Ich halte an dich inniglich und bitte, mich um deines Sohnes, Jeſu, willen gnädiglich bei dir anzunehmen; in jeder Minute mich auch recht befreundet mit deinem heiligen Geiſte ſeyn zu laſſen, auf daß ich, was da komme, empfange mit dem rechten Geiſte der einzig ſtarken, mächtigen Liebe, und mit dem Muthe und der Kraft der Wahrheit. — Iſt er nicht ehrlich, ſo weißt du ja auch Mittel und Wege, o gnädiger Gott! daß mir durch ſeine ſchändliche Aufführung die ganze Zeit her, und durch ſeinen ſchlechten Seelenzuſtand und durch ſeine neuliche Beleidigung, und neuerlich durch ſeine teufliſchen Angriffe auf mich, den Schwachen, in Rückſicht, als hätte ich meinen ſeligen Freund D. aus Unentſchloſſenheit und Mangel an Muth nicht gerettet, durch dieſes alles mein ſo ſchwer gekränktes Herz vor der Welt zu rechtfertigen, und mir gegen den flüchtigen Schuft auch ja wohl Mittel an die Hand zu geben, meinen Muth und meine Tapferkeit zu erweiſen. Herr, ſegne mich! Fahre ich hin zu dir, ſo erlaſſe mir gnädig meine Schuld, und bleibe ich noch in dieſem Zuſtande der Prüfung, ſo ſtärke mich! Amen!" Am 23. Abends: „Wir harrten 2 Stunden, aber der Schuft N—ſſ ſtellte ſich nicht." —

Dieſe Art und Weiſe, einen Zweikampf anzuſehen, dürfte einen tiefen Blick in Sand's Inneres geſtatten, und auch für die Erklärung ſeines ſpäteren Verbrechens von großer Wichtigkeit ſeyn. — Unzählige Studierende mögen, der allgemeinen akademiſchen Unſitte folgend, ein Duell unternehmen, ohne über die ſittliche Natur dieſer Handlung auch nur irgend eine Betrachtung anzuſtellen; viele

Andere mögen ſich, wenn ihr Gewiſſen ſie fragt: ob ſie recht thun? durch eine Berufung auf den in dieſem Augenblick obwaltenden Nothſtand beruhigen, aber es wird wohl nicht leicht ein ſtudierender Jüngling, ehe er hingeht, um ſich gegen das göttliche und menſchliche Geſetz zu verſündigen, den heiligen Geiſt um Beiſtand anrufen! — In Sand's Seele ſcheint nur noch die im Studentenleben gewöhnliche Betrachtungsweiſe der Welt und der menſchlichen Verhältniſſe einen Platz gehabt, und jede andere Erwägung völlig vernichtet zu haben. Daß er nach den Begriffen der akademiſchen Jugend recht und löblich handelte, war ihm klar, aber daß die Geſetze und das Chriſtenthum ſeine Handlung verbieten, war ihm nicht nur nicht eingefallen, ſondern auch hier gewinnt er wieder dem akademiſchen Duell eine religiöſe Seite ab, und rüſtet ſich dazu, wie zu einem Gott wohlgefälligen Werke, durch Gebet und religiöſe Betrachtung. So iſt dies wieder ein Beweis, wie tief er in den Kreis der ſogenannten Burſchenwelt gebannt geweſen, wie tief und ernſt er Verhältniſſe auffaßte, in denen ſonſt nur jugendlicher Leichtſinn zu herrſchen pflegt, und wie er Vergehen, deren Strafe nur die Rückſicht auf eben jenen Leichtſinn mildern kann, eine Art von religiöſer Weihe giebt. Es iſt dieſer Vorfall aber auch zugleich ein Beweis, wie er ſich zu den Geſetzen der Religion und des Staates ſtellte, wenn ſie eben jenen Grundſätzen widerſprachen, die in dem Kreiſe ſeiner akademiſchen Genoſſen galten, und wir machen hier vorläufig darauf aufmerkſam, wie klein im Ganzen der Schritt von dieſem Standpunkte, auf dem er ſich befand, als

er jene Zeilen ſchrieb, zu dem Verbrechen geweſen iſt, welches ihn unter das Schwert des Nachrichters brachte.

Ferner ſchreibt er unter dem 17. Auguſt: „Morgen will ich mich mit v. P—g ſchlagen. Gott, du weißt es, wie gut wir einander ſind — bis auf ein gewiſſes Mißtrauen gegen ihn, weil ich mir ſeine Liebe nicht ganz verſchaffen zu können ſcheine, und weil er bisweilen kalt ſieht. Hier bei dieſer Gelegenheit bin ich von der höchſten Liebe gegen ihn herunter in den tiefſten Haß verſunken, wegen ſeines vermeintlichen Uebertritts zu A—m, wegen ſeines Störens und, wie es ſchien, plötzlichen Belachens der ſchönen Singefahrt. Es iſt dies im Ganzen *eine allgemeine Sache*. Herr, ziehe deine Hand nicht ab von mir und ihm! Wie du es leiten magſt, wenn wir Beide muthig fechten, um einander zu zeigen, daß wir einander als gleiche freie Männer achten, von denen keiner dem andern iſt Knecht und Unterthan — über die Beide nur Gott, nicht aber einer über den andern Richter iſt — wie du es leiten magſt, ſo wird dein Ruhm verherrlichet werden. — *Forderſt du mich, ewiger Richter, vor dein Gericht, ſo weiß ich, daß ich ewigen Fluch verſchuldet habe; aber Herr, ich baue nicht auf mein, ſondern auf Jeſu Verdienſt, und hoffe auf deine väterliche Gnade, weil er, dein Sohn, auch für mich gebüßt hat. Herr, was du auch ſchicken magſt, dadurch werde dein Ruhm verherrlicht! Amen!*" — „Gute Nacht, meine theuern Aeltern, Geſchwiſter und Freunde, ich empfehle euch Gottes Schutz." —

Nicht darüber wundern wir uns, daß Sand ſich mit

einem jungen Manne ſchlägt, den er achtet und liebt, wie es ſcheint, um einer durchaus geringfügigen Urſache willen, daß er ſein und eines Freundes Leben um einer falſchen Ehre willen, eigentlich aber bloß aus gereizter Empfindlichkeit auf das Spiel ſetzt, — denn dadurch bewieß er nur, daß er (leider!) auf einer Stufe mit ſo vielen Andern ſeines Alters und Verhältniſſes ſtand; — das wahrhaft Gräßliche und Abſcheuliche in der eben mitgetheilten Stelle liegt in der chriſtlich klingenden Aeußerung: daß er zwar, wenn er bei Gelegenheit dieſes Duells umkommen ſollte, „ewigen Fluch verſchuldet habe, aber um der Genugthuung und des Verdienſtes Chriſti willen auf die Gnade Gottes rechne." — Er unternimmt alſo eine Handlung, von der er diesmal weiß und einſieht, daß ſie eine ſchwere tödtliche Sünde ſey, die ihm den „ewigen Fluch" Gottes zuzieht; er vollführt ſie aber dennoch, — weil Chriſtus für die Sünden der Welt gebüßt hat, er vergiebt ſich alſo ſelbſt, im ſtrengen Sinne des Worts, die noch zu begehende Sünde im Voraus, ſündigt vermeſſentlich auf die Barmherzigkeit Gottes, und verkehrt den troſtreichen chriſtlichen Glaubensſatz: daß die ewige Barmherzigkeit den reuigen, bußfertigen Sünder, der zur Beſſerung und nach ſeinen Kräften zur Genugthuung, für die begangene Schuld bereit iſt, nicht verſtoße, zum unſittlichſten und gefährlichſten Unſinne, der möglicherweiſe gelehrt und behauptet werden kann. — Wollten wir auch zu Gunſten Sand's annehmen, daß jene Aeußerungen in ſeinem Tagebuche bloße Floskeln waren, bei denen er ſelbſt nicht deutlich wußte, was er ſchrieb, — ſo geht doch auf jeden Fall daraus der höchſte Grad der

Verwirrung gerade in den oberſten und höchſten religiöſen und ſittlichen Principien hervor. Und eben derſelbe Menſch trat an eben demſelben Tage, an dem er jene furchtbare Stelle in ſein Tagebuch ſchrieb, mit dem verbrecheriſchen Vorſatze, am andern Tage ein Attentat auf das Leben ſeines Nächſten zu wagen, auf die Kanzel, und predigte zum erſten Male in ſeinem Leben.

Er ſchreibt nämlich am 16. Auguſt: „Ich bereitete mich gar vor auf die morgen in der großen Neuſtädter Kirche zu haltende erſte Predigt ſtatt D. Kayſers. Gott, ſegne mein Beginnen des unausſprechlich freudigen Berufs, dein Evangelium zu predigen; laſſe mich bei dieſem erſten Verſuche nur ſelbſt über die Förmlichkeit hinauskommen, ſo daß ich als Lehrer in Zukunft frei und, wie das innere Gefühl, auch äußerlich ausſprechen könne die Gedanken, die du, Herr, in mir anregen magſt. Seit des ſeligen Dittmars, meines Freundes in der Ewigkeit, Tode habe ich mir nichts ſehnlicher gewünſcht, als predigen zu können; nun danke ich dir, gütiger Vater, daß du haſt die Zeit heranrücken laſſen. Laſſe mich predigen, auf daß ich mich ſelbſt bekehre und in der innerlichen Andacht und im Glauben erſtarke! Dir, Herr, ſeyen befohlen all die guten Meinigen. Nimm uns in den Schutz gegen die Hölle.“ — Am 17. Auguſt: „— — — Ich danke dir, Gott, daß du mir meine heutige Predigt haſt ſo ziemlich gelingen laſſen. Nur einige Male mußte ich beim Abhalten in's Manuſcript blicken, und es ging ſo ziemlich gut ab, bis darauf, daß ich ſehr ſtark ſprechen mußte.“

Dieſe eben geſchilderten Vorfälle beſchäftigten Sand jedoch nur vorübergehend. Weit mehr nahm ihn, ſchon

bald nach ſeines Freundes Tode, die allgemeine Burſchenangelegenheit: die bevorſtehende Feier des Reformations-Jubiläums auf der Wartburg, in Anſpruch, und die Vorbereitungen zu dieſem Feſte, die täglich beſſer werdenden Verhältniſſe der Burſchenſchaft in Erlangen, die Beſuche der Mitglieder dieſer Verbindung von andern Univerſitäten ſtimmten ihn gegen Ende des Sommers 1817 heiterer, als er ſeit langer Zeit geweſen. Nur einmal mußte er noch bei Gelegenheit eben dieſer Beſuche eine herbe Stunde der Prüfung beſtehen.

Er ſchreibt nämlich am 9. September:

„Am Abend ſchickten wir Beide (fremde Studierende, die zum Beſuche gekommen waren,) vom Burſchenhaus zum Stahl hinaus, zu den Landsmannſchaften. O, gütiger Gott, kannſt du mir es und Allen, als noch im Glauben ſehr ſchwachen Seelen (!!) verzeihen, daß, während ſie draußen handelten, wir hier zitterten, und in einen tiefen Mißmuth verſanken, bei der ehrlichen, — unſerer Sache der Wahrheit? Herr, kannſt du mir es verzeihen, daß ich in dieſen entſetzlichen Stunden die unſrigen, ſo ſehr von Liebe erfüllten Leute konnte wieder feigherzig für geringer achten, als mich? O Herr, als Beide, die Jenenſer und Hallenſer, zurückkamen, dann wußteſt du dieſe ſchweren Prüfungsſtunden, in denen ich Muth und Kraft verloren hatte, dieſen wahren Todeskampf zu brechen! Herr, du ſegneteſt mich auf's neue. Herr, die ſchönſte tragiſche Stunde, die höchſte Seele führteſt du nun wieder in mich. Du, Vater, hörteſt den heiligen Eid, daß ich mich für dich (??)

und meinen ſeligen Freund Dittmar werde ſtellen auf der Wartburg. Das Herz wurde mir nach Singen von Körner's Lied zu den Sternen, und nach dem Erguſſe meines Herzens, daß ich mich ſo viel geringer weiß, als viele und alle von unſerer liebeerfüllten Schaar, daß ich, den dieſe Verblendeten am meiſten achten wollen, unter den Meiſten der Geringſte ſey *); dann wurde mir fortan das Herz leichter, und ich legte mich fromm zu Bette. Walte, Gott, ſtärke mich!"

Aus den bisher mitgetheilten Stellen aus Sand's Tagebuche wird ſich nun wohl ohne Zweifel völlig genügend das Reſultat ergeben, daß die Wirkſamkeit für die Burſchenſchaft die eigentlich leuchtende Idee ſeines Lebens geworden war, neben welcher kein andrer Gedanke und kein anderes Gefühl in ſeinem Innern Platz hatte, für welche er Sorge und Gefahr, Spott und Hohn, ja körperliche Mißhandlungen zu erdulden, nicht bloß entſchloſſen war, ſondern wirklich mit einer gewiſſen religiöſen Hingebung über ſich nahm, und keinen Augenblick Anſtand genommen hätte, den qualvollſten Tod für dieſen ſeinen Lieblingsgedanken zu ſterben. —

Hier fragt aber gewiß jeder Leſer mit Recht: was Sand mit dieſer Burſchenſchaft, für die er mit glühendem Eifer lebte und wirkte, denn eigentlich gewollt habe? — Unmöglich konnte der Gedanke, der ihn urſprüng-

---

*) Und doch ſchlug er ſich mit einem Freunde, den er liebte, weil dieſer ihm, wie es ſchien, einen Augenblick nicht Achtung und Hochſchätzung genug bewieß.

lich dem rein wiſſenſchaftlichen Leben entfremdete und in das ſogenannte Burſchenleben führte, der Gedanke, daß er berufen ſey, einen beſſern Ton in Erlangen zu gründen, die Rohheit zu mildern, dem unmäßigen Biertrinken zu ſteuern u. ſ. w., — unmöglich konnte dieſer, in ſeinem erſten Entſtehen gewiß unſträfliche Vorſatz, einen ſolchen Fanatismus erzeugen, wie wir ihn ſpäter in Sand bemerken. Noch weniger war der Zweck jener Verbindung, wie ihn Sand aufgefaßt hatte, ein rein-wiſſenſchaftlicher oder, wie es bei älteren akademiſchen Verbindungen der Fall war, lediglich auf das geſellige Leben der Gleichgeſinnten und Befreundeten während ihrer Univerſitätszeit berechnet. — Sein Sinn war auf Höheres gerichtet, und es konnte nicht fehlen, daß er über die „Idee" der Burſchenſchaft und über die Zwecke derſelben reflectirend, Grundſätze in ſich aufnahm, kraft welcher dieſe akademiſche Verbindung, die ihm das Höchſte und Letzte war, auch weit über den Kreis der Erlanger Studentenwelt ausgedehnt, und gewiſſermaßen der Mittelpunkt alles deutſchen Lebens ſeyn und werden ſollte.

In dieſem Sinne ſchreibt er unterm 17. Aug. 1817 an einem ſeiner Freunde:

„Mein Herz hängt mit Freudigkeit daran, da ja alle unſre jetzigen Burſchenſchaften nicht mehr ein eitles, mit den wenigen Jahren der Univerſitätszeit dahin ſchwindendes Treiben ſind, wie ehemals, ſondern da wir von Gott mächtig erweckt, nun endlich einmal angefangen haben, all das Hohe und Herrliche, — Aufhören der craſſen Zwingherrſchaft, dagegen Freiheit, und bei ſicherer ſtändiſcher Verfaſſung freies Sprechen und Treiben der Bürger und

eignes Verfechten dieſer hohen Güter — genug weil wir nun einmal ſtreben, was Teutſch heißt, in unſer teutſches Vaterland wirklich hineinzuführen, und weil wir dies gewißlich nicht nach Abfluß der Jugendzeit wieder ruhen laſſen, und als einen Studentenſchwindel vergeſſen wollen."

Den 29. Sept. deſſelben Jahres ſchreibt er an eben denſelben:

„Ich verſichere Dir, daß wenn der Teufel ganz Deutſchland und auch Euch, gegen unſere Sache aufzubringen vermöchte, ich nie von den hohen Ideen laſſen werde. Sorget nur, daß unſer ſchöne Bundestag auf der Wartburg nicht wieder ſo werde, wie die übrigen (!) philiſtröſen Congreſſe in der deutſchen Geſchichte, ſo daß man auch hier unter deutſchen Burſchen lange mit Territorial-Ausgleichungen ꝛc. die edle Zeit verbringe. Laßt uns, die wir die Idee der teutſchen Burſchenſchaft und Turnſchaft immer mehr in uns beleben, nun einmal anfangen, zu wirken für's Große. Teutſchland bedarf es. Wie ich die Idee einer Burſchenſchaft aus der Zeit aufgefaßt habe, will ich mit auf die Wartburg bringen."

Dieſem gemäß arbeitete er auch wirklich kurz vor dem Reformationsfeſte auf der Wartburg, während der Herbſtferien in Wunſiedel einen Aufſatz aus, der gedruckt und unter die Theilnehmer an jenem Feſte ausgetheilt wurde. — Was Andere über denſelben Gegenſtand gedacht und was ſie gewollt haben, iſt für unſern Zweck weniger wichtig; welche Bedeutung aber Sand in die Burſchenwelt hineinlegte, geht klar aus dieſem Aufſatze hervor. — Wir müſſen dieſes Aktenſtück hier wörtlich einſchalten, einmal, weil es gewiſſermaßen als das Reſultat

ſeines anderthalbjährigen Lebens und Treibens in der Erlanger Burſchenſchaft angeſehen werden kann, dann aber auch, weil eben dies religiös-politiſche Glaubensbekenntniß einen unentbehrlichen Schlüſſel zum Räthſel ſeiner That enthält.

Zum achtzehnten des Herbſtmonats (?) im Jahr nach Chriſto achtzehnhundert und ſiebenzehn auf der Wartburg.

1) Unſere jetzige Zeit iſt reich an hohen Gaben und Gnaden und muß zuſammengeſtellt werden mit jedem ausgezeichneten Zeitalter in der Geſchichte des Menſchengeſchlechts. Laßt ſie uns vor Allem vergleichen mit jenem hervorleuchtenden deutſchen Kampfe zur Wiederherſtellung und Reinigung des Chriſtenthums und unſers frommen Glaubens. Laßt uns hieraus erholen: Aufruf, Rath und Zuverſicht. Heute liegt uns mehr vor eine wiſſenſchaftlich-bürgerliche Umwälzung.

2) Wir, Deutſchlands Burſchen, haben uns zum Wahlſpruche gewählt: Tugend! Wiſſenſchaft! Vaterland!

Mit der Tugend haben wir es zu thun! und ſtreben alſo nach einem edlen freien Sinn. Wir ringen nach innerer Ehre, die demüthig, fromm und untaſtbar beſteht vor Gott, und wir ſtreben nach Freiheit, dem höchſten Ziele aller menſchlichen Geſchichte und dem köſtlichen Preiſe eines vollkommenen Geſchlechts. Die Wiſſenſchaft haben wir uns zur Braut erkohren; ſie ſoll

die eine Hälfte unſers Lebens werden; in frommer Einfalt und Kraft, mit frommer Demuth laßt uns nachſpüren den heiligen Offenbarungen Gottes, und ſchlechte Tändeleien ſeyen uns verhaßt. — Das deutſche Land, unſer Vaterland, wollen wir lieben, ihm ſey aller Dienſt geweiht! In ihm wollen wir leben und weben, mit ihm oder frei in ihm wollen wir ſterben, wenn's Gottes großer Ruf gebeut! Die deutſche Sprache erſtehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das Deutſche Land ſey frei!

Für dieſe heilige Sache ſtreiten wir; weder durch Hölle noch Teufel ſoll die Wärme dafür in unſerer Bruſt erkalten, und Gott wird mit uns ſeyn! Amen.

3) Wer ſich zu dieſen Ideen bekennt, und zu ihrer Einführung in's Leben mitſtreiten will, iſt unſer geliebter Bruder. Von nun an darf nicht mehr auf die bisherige Befangenheit, auf das alte, ſondern nur allein auf das neubegonnene Leben geſehen werden.

4) Um dieſe hohe Sache zu verwirklichen, muß eine allgemeine, freie Burſchenſchaft durch ganz Deutſchland werden.

Es darf nur eine einzige Burſchenſchaft durch das ganze Vaterland beſtehen, nicht aber viele einzelne auf den einzelnen hohen Schulen. Wie Wenige auch auf irgend einer Hochſchule ſich zu dieſer Sache bekennen; ſo ſind ſie doch einzelne Glieder der allgemeinen Burſchenſchaft, und mögen als geliebte Brüder gelten, ſofern ſie nur eifrig auf die Sache halten, und kräftig darin leben.

Auf Vollendung und darauf zu ſehen, wie vollkommen ſich das Burſchenleben irgendwo geſtaltet hat,

bevor man Einverleibung in die allgemeine Burſchenſchaft zulaſſen will, darf nicht mehr vorkommen; es iſt papiſtiſch (!) und landsmannſchaftlich; hindert nicht allein die Verbreitung, ſondern auch die rechte Belebung der Sache, und gilt als Entehrung des Volks (!), das man ſo nicht frei gewähren laſſen, ſondern nach ſeinem Eigendünkel hinziehen und meiſtern will.

Es darf allein darauf Rückſicht genommen werden, ob die richtige Erkenntniß der Idee, die aufrichtige Liebe zu ihr, und ein redliches Streben danach in den einzelnen Gemüthern beſtehet.

Eine vollkommene Verwirklichung derſelben wird man nie zu Stande bringen, wie ſorglich man auch verfahren möge in Auswahl der Aufzunehmenden und in genauer Abſchließung der Sache.

Dieſe Burſchenſchaft muß, wo möglich, offen vor der Welt, aber auch frei und ohne fremdes Einwirken auf ſich ſelbſt beſtehen.

Es ſoll dahin kommen, daß in ſolcher brüderlichen Gemeinſchaft mit Deutſchlands edelſten Jünglingen Jeder lebt, der ſich der Wiſſenſchaft gewidmet hat.

Der Eintritt darf durchaus nicht beſchränkt ſeyn; nur der Schlechte, gegen den man Klage und Beweiſe führen kann, darf nicht zugelaſſen werden in dieſe edle Gemeinde. — Der Ausſchluß muß als höchſte Strafe gelten. Der Bann muß in keinem andern Sinne ausgeſprochen werden, als in dem der freien proteſtantiſchen Kirche. Er darf die Freiheit des Gezüchtigten nicht gänzlich aufheben, und die menſchliche Würde nicht gänzlich umſtoßen zu wollen, ſich vermeſſen; er darf nicht die

Mittel und Wege abſchneiden zur Beſſerung, ſonſt laſtet er allein auf dem Ganzen, das ihn ausſpricht.

5) Das Ganze, dieſer weite Verein, darf nicht durch Eidesband, noch ſonſt durch irgend ein Zwangsmittel zuſammenhängen; die Idee allein ſoll alle vereinen.

Iſt der rechte Geiſt nicht da, ſo vermögen wir ihn auch nicht zu ſchaffen und herein zu bringen; Gott kann ihn allein aufregen! Iſt die Seele nicht in Fülle da, oder gar einſtens abgeſchieden, ſo mag das Ganze nach Gottes Willen zuſammenſinken; es ſoll wenigſtens nicht als todter faulender Körper, dem beſſern Regen und Treiben des Einzelnen im Wege ſtehen, und all das Unheil wieder herbeiführen, was uns Papismus und Landsmannſchaftsſucht zurückgelaſſen haben. Wer nicht durch den Geiſt zu erſtehen vermag, mag fallen, bis ihn Gott wieder erwecke.

6) Jedwedem Unreinen, Unehrlichen, Schlechten und wer nur immer ſeinen deutſchen Namen entehrt, ſoll der Einzelne auf ſeine eigene Fauſt, nach ſeiner eigenen hohen Freiheit zum offenen Kampfe entgegentreten, damit das Ganze des Rügens und Strafens mehr überhoben ſey, und ſein Wohl durch verwickelten Kampf nicht ſo leicht gefährdet werde.

All die einzelnen Glieder müſſen vermittelſt zweier Gewalten, die das Ganze erſt bilden, und ſich ſelbſt gegen einander das Gleichgewicht halten, innig vereinigt ſeyn, und von dieſem Stamme aus muß die Gemeinde erſt belebt und bewegt werden.

Es muß die Burſchenſchaft erſtlich ein Haupt, d. i. eine vor (von?) allen Burſchen von Halbjahr zu Halbjahr gewählte höchſte Gewalt, einen Vorſtand haben, der da

aus mehreren Gliedern, von welchen immer Einer abwechſelnd der Sprecher iſt, anzuregen das Amt hat; der Geſetze geben kann, und die beſtehenden handhaben muß; ihm liegt es auch vorzüglich ob, durch ſein eigen Vorbild den rechten Geiſt und das rechte Leben aufrecht zu erhalten.

Es muß aber die Burſchenſchaft auch ein Herz haben; einen Ausſchuß, der, gleichfalls aus dem Edelſten der Brüder erwählt, die Beſchlüſſe der oberſten Macht entweder verweiſen oder billigen kann; der den etwaigen Machtgriffen des Vorſtandes nachdrücklich entgegentritt, und ſo das freie Brudervolk in ſeinen heiligen Rechten beſchützet, der Recht und Freiheit allenthalben unterſtützet, und Streitigkeiten zwiſchen Vorſtand und Volk (!!) zu vermitteln, eingeſetzt iſt.

7) Es kann für das liebe deutſche Land kein Heil kommen, es ſey denn durch eine ſolche allgemeine freie Burſchenſchaft, in der Deutſchlands edelſte Jugend innig verbrüdert lebt; in der das Hohe und Herrliche, was uns in dieſer Zeit aufgegangen, wirklich ſchon eingelebt wird, in der der alte ehrliche deutſche Sinn wieder einmal eine ſichere Veſte erlange; in der ein Jeder ſeine Würde fühlen lernt und zur Freiheit ermuthigt wird, und die auch für immer an dem Turnplatze einen Rüſt- und Lärmplatz hat.

8) Die Grundzüge des Brauchs für die Burſchenſchaft müſſen allenthalben gleich, ein und dieſelben ſeyn. Er ſoll nicht ſowohl eine Zuchtruthe, als vielmehr ein Ehrenſpiegel werden, der das beſtehende Herrliche des Burſchentreibens auf die folgenden Geſchlechter rein fortvererbe.

9) Urfeinde unſers deutſchen Volksthums waren von jeher:

a. die Römer,

b. Möncherei und

c. Soldaterei.

10) Wie einſtens auf Athanaſius die ganze große Sache der chriſtlichen Kirche und des Glaubens ruhte; wie vor 300 Jahren der ſtille (!) Bruder Martin dazu berufen war, die dichten Nebel zu durchbrechen, und dem reinen Lichte einen Weg zu bahnen; ſo konnte auch jetzt die allgemeine Beſeligung (!!) nicht von den Oberen herabkommen. Einzelne hervorleuchtende Männer hatte Gott als Stammhalter unſers deutſchen Volkes erſtehen laſſen, von ihnen und einigen Jünglingen höherer Art fluthete der ſchöne Geiſt aus; die Fürſten wußten deß wenig zu rathen.

11) Die Hauptidee für unſer heutiges Feſt iſt der von unſerem Luther, dem edeln Kerne unſers deutſchen Volkes, auf die heilige Schrift begründete Satz: „Wir ſind alleſammt durch die Taufe zu Prieſtern geweiht; 1. Petri 2, 9. Ihr ſeyd ein königlich Prieſterthum und ein prieſterlich Königreich.“ Das heißt: durch ein höher Weihen in uns, durch die Taufe, das Evangelium und den Glauben ſind wir alle geiſtlichen Standes, und während wir nun als ritterliche, rüſtige Diener des HERRN, dem Höhern, Göttlichen geweiht ſind; ſo iſt auch unter uns allen weiter kein Unterſchied, denn der um des Amtes oder Werkes halber; wir ſind alleſammt geiſtlich frei und gleich! Amen.

Dies Schriftchen liefert ein treues Bild von dem Chaos, in welches ſich Sand's Inneres um jene Zeit bereits aufgelöſ't hatte. Wir würden vergebens verſuchen, ein feſtes, konſequentes, klares und zuſammenhängendes Syſtem in jenem trüben Wirrwarr aufzufinden, und es in allgemein verſtändliche konkrete Sätze zu faſſen, — ja wir wagen ſogar die Behauptung: daß, wenn der Verfaſſer dieſes ſelbſt verſucht hätte, das ganze phantaſtiſche Gebäude, deſſen Riß er in jener Schrift niederlegen wollte, ihm eben ſo unter ſeinen Händen zerfloſſen ſeyn würde, wie die Bilder der Laterna magica zerrinnen, wenn man ihnen mit dem Lichte nahe tritt, und daß er, ſelbſt mit dem ihm verliehenen Maaße des Verſtandes, aber mit einiger Demuth, nothwendig hätte einſehen müſſen, wie unreif, verworren, unklar, abſtract und unpraktiſch Alles war, was er wollte, oder, genauer betrachtet, zu wollen ſich einbildete. Denn, ſtreng genommen, läßt ſich aus jenem Schriftchen nur ſoviel ableiten, daß eine wiſſenſchaftlich-politiſche Umwälzung bewirkt werden, daß die allgemeine deutſche Burſchenſchaft, von der allein das Heil ausgehen könne für Deutſchland, der Hebel zu dieſer Revolution ſeyn, und daß dieſe letztere ſich an die Glaubenstrennung des 16. Jahrhunderts anſchließen ſolle. — Alles Uebrige iſt dem Verfaſſer ſelbſt dunkel geblieben, — wie man denn überhaupt nicht mit Unrecht behaupten kann, daß die Dunkelheit die eigentliche Heimath aller politiſchen und religiöſen Irrthümer ſey, und daß es keinen Fanatismus ohne Unklarheit gebe. So iſt ſich denn Sand namentlich darüber nicht klar geworden, worauf die Umwälzung eigentlich zu richten ſey, und die allgemeinen Phraſen:

„Die deutſche Sprache erſtehe! Das wahre Ritterthum erblühe! Das deutſche Land ſey frei!“ ſind begreiflicher Weiſe ſo abſtract und ſo vielfacher Auslegung fähig, daß es ſchlechterdings unmöglich iſt, daß ſich zu „dieſen Ideen“, (wie Sand ſie nennt,) irgend Jemand bekennen kann, ohne daß eine mündliche Mittheilung ihm deutlich macht, was darunter zu verſtehen ſey? wie denn überhaupt jener ganze Aufſatz offenbar ſchon einen gewiſſen Ideenkreis voraus⸗ſetzt, und nur auf diejenigen wirken konnte, die in dem⸗ſelben bereits befangen waren. — Welche Mittel zu die⸗ſer Umwälzung anzuwenden ſeyen, iſt ebenfalls nicht ge⸗ſagt, und man kann es nur vermuthen, daß die Um⸗wälzung nicht durch eigentliche Gewalt, ſondern nur all⸗mählig durch Wiſſenſchaft und Lehre, ſo wie dadurch be⸗wirkt werden ſollte, daß die Mitglieder dieſer Burſchen⸗ſchaft, mit den von Sand characteriſirten „Ideen“, nach und nach in das bürgerliche Leben träten. — Doch wie kann man verlangen, daß Sand über die künftige Ver⸗faſſung Deutſchlands ſich ſelbſt hätte klar ſeyn ſollen, da er über das zunächſt Liegende, die Verfaſſung der Bur⸗ſchenſchaft und die Bedeutung des Feſtes ſich ſo wenig bewußt und klar geworden war, daß er, der in der Bur⸗ſchenwelt zu Hauſe war, eine Verfaſſung projectiren konnte, wie die von ihm bezeichnete, eine Studentenverfaſſung mit zwei Gewalten, die ſich das Gleichgewicht halten ſol⸗len, von denen die eine das Haupt und die höchſte Ge⸗walt ſeyn, — deren Geſetze aber von der andern Körper⸗ſchaft doch wieder verworfen oder gebilligt werden ſollten, — daß er, der wohl wußte, daß der Schläger das Schutzmittel jedes Einzelnen iſt, dem Ausſchuſſe der

Burſchenſchaft das Geſchäft anweiſen konnte: „den etwaigen Machtgriffen des Vorſtandes nachdrücklich entgegenzutreten und ſo das freie Brudervolk in ſeinen heiligen Rechten zu beſchützen"; — imgleichen auch: „Streitigkeiten zwiſchen Vorſtand und Volk (!!!) zu vermitteln."

Eben ſo unpraktiſch=theoretiſch iſt der Satz, daß die Hauptidee des Wartburgsfeſtes in 1. Petri 2, 9. begründet ſey, woran in der That, außer Sand, wohl keiner von den dort Anweſenden gedacht haben mag.

„Dieſes Schriftchen, (ſo heißt es in der angeführten Schrift: Carl Ludwig Sand u. ſ. w.) hat auf die Fortbildung der den Burſchenſchaften zum Grunde liegenden Ideen unverkennbaren Einfluß gehabt"; die allgemeine deutſche Burſchenſchaft ſoll, nach eben dieſem Zeugniſſe, „ſo ziemlich gereinigt von den Irrthümern dieſes Planes", nach demſelben geſtiftet worden ſeyn. — Als alſo Sand ſeine akademiſche Laufbahn in Jena begann, ſo hatte er die Befriedigung, dort ſeine Lieblingsidee, für die er ſo lange und ſchwer geſtritten und geduldet hatte, verwirklicht und herrſchen zu ſehen. — Sein weiteres Leben in der Burſchenſchaft bietet mithin wenig hiſtoriſchen Stoff dar und iſt arm an Begebenheiten; denn in Jena hatte die Burſchenſchaft nicht wie in Erlangen einen mächtigen Feind an den Landsmannſchaften neben ſich, und jene täglichen Reibungen fielen weg. Sand lebte alſo dort, wenn auch nicht gerade zurückgezogen, ſo doch viel weniger bemerkt als in Erlangen, wo er gewiſſermaßen der Mittelpunkt der Burſchenſchaft, wenigſtens einer ihrer Stifter geweſen war. Auch ſcheint er ſchon aus dem Grunde weniger bedeutend hervorgetreten zu ſeyn, und noch weniger Ein=

fluß auf Andere gehabt zu haben, weil er nach dem Zeugniſſe ſeiner Freunde *) die Gabe, ſchnell und unvorbereitet in einer Verſammlung ſeine Anſicht vorzutragen, nicht beſeſſen, und weil er, auch vorbereitet, nur weitſchweifig ſich auszudrücken im Stande geweſen ſeyn ſoll.

*) S. die Schrift: Carl Ludw. Sand a. a. O. S. 17.

Zweiter Abſchnitt.

Sand's Grundſätze.

Ehe wir nun ausführen, wie ſich während ſeines anderthalbjährigen Lebens in Jena, auf der oben bezeichneten Grundlage, Sand's inneres Leben und mit dieſem der Vorſatz des Meuchelmordes entwickelte, müſſen wir zuvor noch ſeine theologiſchen und politiſchen Anſichten zu characteriſiren ſuchen, weil, wie ſich weiter unten zeigen wird, ſein Verbrechen lediglich die Frucht ſeiner Grundſätze geweſen iſt.

Zuvörderſt glauben wir, in Hinſicht ſeiner theologiſchen Kenntniſſe, die dringende Vermuthung an die Spitze ſtellen zu müſſen, daß der Umfang derſelben ſehr beſchränkt geweſen ſey. Es gründet ſich dieſe Anſicht vornehmlich darauf: daß ein fleißiges, anhaltendes, emſiges Studium bei ſeinen Vorſtellungen von der Studentenwelt, bei dem Werthe, den die Begebenheiten derſelben für ihn hatten, bei der fortwährenden Thätigkeit, in welcher er ſich für dieſelbe befand, und bei der dadurch angeregten faſt fieberhaften Spannung, — ihm ſchlechterdings un-

möglich geweſen ſey. Auf das erſte in Tübingen zugebrachte Semeſter folgte eine etwa dreivierteljährige Unterbrechung durch den Feldzug von 1815; in Erlangen ſtudierte er zwar im erſten halben Jahre fleißig, und repetirte das Verſäumte, — aber ſchon im Anfange des zweiten Semeſters begann ſeine Thätigkeit für die Burſchenſchaft, die ihm den Verruf zuzog, und es verſteht ſich nach den oben mitgetheilten Stellen ſeines Tagebuches wohl von ſelbſt, daß er in jener ſo aufgeregten, theils melancholiſchen, theils bittern und feindlichen Gemüthsſtimmung unmöglich ſich in die Tiefen ſeiner Wiſſenſchaft verſenken konnte, welche, in ſofern ſie eine poſitive iſt, wie jede andere erlernt werden muß. — Zwar hat er in Erlangen wie in Jena, nach den Zeugniſſen ſeiner Lehrer, die Vorleſungen fleißig beſucht, aber er ſelbſt beklagt es häufig in ſeinem Tagebuche, daß er bei dem bewegten Leben, welches ihn umgab und in welches auch er ſo häufig eingriff, nicht recht zum Studieren kommen konnte. In Jena fiel freilich jener geſpannte Zuſtand weg, der ihn in Erlangen gequält und betrübt hatte, — aber nun war auch wieder der unſelige Gedanke an die zu verübende blutige That in ihm aufgeſtiegen, und jeder Unbefangene möge es ſich ſelbſt beantworten, ob neben dieſem ein tüchtiges, ernſtes Studium möglich geweſen ſey. —

So wenig nun aber auch Sand in den poſitiven Theilen ſeiner Wiſſenſchaft, welche, wie geſagt, erlernt und ſtudiert werden müſſen, geleiſtet haben mag, ſo viel und anhaltend hat er ſich mit den allgemeinen und philoſophiſchen oberſten Grundſätzen derſelben, jedoch auch hier mehr in einer ſubjectiv-reflectirenden Weiſe, beſchäftigt. — Dieſe

allgemeinen Vorderſätze der Theologie ſind freilich nur die erſten Rudimente derſelben, aber es iſt von unendlicher Wichtigkeit, wie ſie gefaßt und verſtanden werden, weil davon die ganze ſpätere Richtung abhängt, und es wird alſo gewiß der Mühe verlohnen, zu unterſuchen, ob und in wie weit Sand mit den erſten Anfangsgründen der Gottesgelahrtheit im Reinen geweſen, und ob er ſich klare und beſtimmt gedachte oberſte Principien zu eigen gemacht hatte.

Auch hier mögen wieder einige Stellen aus ſeinem Tagebuche einen Platz finden, die den allmähligen Uebergang und Wechſel ſeiner Anſichten bezeichnen.

Am 23. Januar 1816 ſchreibt er an ſeine Mutter: „Was mich bis jetzt, theuerſte Mutter, am vorzüglichſten von den Lehren der Schrift, der ich nun erſt anfing, mich eigentlich zu weihen, ergriff, iſt der Satz: In der Kraft beſtehet das Chriſtenthum! und die herrlichen Stellen über die chriſtliche Liebe im 13. Capitel des erſten Briefs an die Corinther, die ich Sie nachzuleſen bitte. Ach, wir müſſen es geſtehen, daß wir uns ergriffen und neu belebt fühlen, durch dieſe göttlichen Lehrweiſen, und daß wir menſchlichen Köpfe wohl nie für uns ſelbſt auf ſolche Lehren der Offenbarung gekommen wären." — — Er ſcheint ſomit alſo die göttliche Offenbarung der heiligen Schrift und die Unfähigkeit der menſchlichen Vernunft, das Dogma aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen, ausdrücklich anzuerkennen.

Unterm 19. April deſſelben Jahres ſchrieb er einen, an ſich unbedeutenden Vorfall in ſeinem Tagebuche nie-

der, der aber wegen der religiöſen Geſinnung und des darin implicite ausgeſprochenen theologiſchen Princips um ſo wichtiger iſt, als wir weiter unten ſpätere Stellen von gerade entgegengeſetzter Tendenz anführen werden. Er hatte nämlich das Pferd ſeines Bruders geritten; dieſes ſchien darauf krank zu werden, und Sand beſorgte, man werde ihm die Schuld davon beimeſſen. Er ſetzt, nachdem er dies erzählt hat, hinzu:

„Ach, Herr, verſchone mich, wenn ein ſolch Unglück von mir entfernt werden kann, und laſſe es bald wieder geneſen. Aber ich will auch mit deinem Beiſtande ſolch drückenden Unfall für unſere Familie ertragen, wenn Du, Herr, es mir mit Weisheit auferlegt haſt, und es zum Inmichkehren, zu meiner Beſſerung dienen ſoll, und wenn es Strafe für meine Sündhaftigkeit ſeyn ſoll. Vater, in deine Hand befehle ich ſolches Verhängniß, meine Seele und mein Leben.“ —

Am 20. April:

„Das Pferdchen wurde wieder wohl, Gott half!“ — Somit erkennt er alſo praktiſch die unmittelbare, momentan eintretende Einwirkung Gottes auf die phyſiſche Welt, und den Glauben an die äußere Kraft des Gebetes an, und fordert, mit wahrhaft kindlichem Glauben, die Heilung des Pferdes von der göttlichen Allmacht!

So ſehr dieſes den kindlichen Sinn, der damals noch in Sand vorwaltete, und ſeine richtigen religiöſen Grundſätze bekundet, ſo lauten doch andere Stellen wieder ſehr verwirrt, und beweiſen mindeſtens ſeine Unklar-

heit, welche je ſpäter deſto dunkeler ſich über ſein ganzes Weſen zieht.

So ſchreibt er unter dem 7. Auguſt 1816: „Herrliche Begeiſterung, religiöſes Erheben zu dir, o großes Weſen, durch den Mondſchein in die ſchönſte religiöſe Schwärmerei übergegangen. Bis um zwölf Uhr ſchwärmte ich und konnte nicht müde werden"; dann ſchrieb ich noch folgendes als Reſultat der Schwärmerei: „Dem Sündhaften die einzige Gabe des Troſtes — Vernichtung (!!!) und dem nebligen Zweifler nicht Gabe des Troſtes, ſondern neues Geſchenk — Vergebung!" — und zu dieſem theils monſtröſen, theils (in der letzten Hälfte) ſehr gewöhnlichen Ausſpruche fügt er die Worte hinzu: „Ein unendlicher Gedanke!" — ein Zug, der auf keinen geringen Grad von Selbſtbewunderung ſchließen läßt.

Ueber die „Pietiſten" ſpricht er ſich unter dem 21. December 1816 mißfällig aus, ohne jedoch genauer zu bezeichnen, worin ſein Glaubensſyſtem ſich von jener Richtung trenne. Nur am Schluſſe dieſer Stelle findet ſich eine Aeußerung, welche, wörtlich verſtanden, wohl nichts Anderes, als ein rationaliſtiſches Princip enthält. Er ſagt nämlich: „Ich legte — — — mein Glaubensbekenntniß als ein freier, auf ſich ſelbſt beſtehender (sic) deutſcher Proteſtant ab."

Dagegen ſchrieb er den 2. Februar 1817 in ſein Tagebuch als Urtheil über eine Predigt, die er gehört hatte: „Er (der Prediger) ſchämt ſich des reinen Evangeliums nicht, er glaubt an Chriſtum, den, der uns allein von unſerer großen Schuld erlöſen, ſtärken und gerecht machen kann. Ach! gütiger Gott, laſſe mich auch ſo in deine

Worte und deinen Geiſt eindringen; laſſe mir auch die unendliche Wonne zu Theil werden, bald mit ſolcher Kraft deine Alle beſeligende Wahrheit predigen zu können; verleihe, ſo wie er betete, auch mir deinen Segen und deine Heiligung!"

Unter welchen Umſtänden er wirklich ſeine erſte Predigt hielt, wie er ſich bei Gelegenheit des Duells, welches am nächſten Tage Statt hatte, über die Vergebung der Sünde ausſprach, und wie er damals das Verdienſt Chriſti aufgefaßt hatte, iſt ſchon oben erzählt.

In Jena angelangt, ſcheint er ſich mit der rationaliſtiſchen Richtung vieler ſeiner Bekannten nicht befreunden zu können. Ueber eine *rationaliſtiſche* Predigt, die er gehört, ſpricht er ſich bitter und ſcharf aus, und am 17. November 1818 ſchreibt er in ſein Tagebuch:

„Heute Morgen arbeitete ich gegen den Ungläubigen N. N."

Aber eben ſo ſcharf äußert er ſich in einem Briefe vom 6. November an den damaligen Lieutenant v. P. — über den Pietismus.

„Du erſchienſt mir", heißt es hier, (auf der Wartburg) „gerade ſo, als wäreſt Du über jene ſchlichte, fromme Kraft des Glaubens hinausgeſchritten und hätteſt dagegen das empfindelnde, daß ich ſo ſage, gläubelnde Weſen der Pietiſten lieb gewonnen. Früher würdigteſt Du die mönchiſche Sache dieſer als freier, deutſcher Chriſt ganz richtig; nun erſchienſt Du mir mit ihnen auf den Weg gerathen zu ſeyn, wo Du Dich nur für gläubig hältſt, über andere lieberfüllte, treue, wackere Seelen Dich aber hinwegzuſetzen ſcheineſt. Früher fand ich bei Dir

die feſte Ueberzeugung von der Lehre der heiligen Schrift (??), daß der Glaube nicht Jedermanns Sache ſey (!!!), und daß er den Gläubigen nicht in dem überſchwenglichen Maaße zugetheilt ſey, daß ſie darin ſchwelgen und in dem Glauben ſelbſt ſchwärmen könnten. Meine feſte Meinung iſt es auch, daß wir nie viel von unſerm Glauben reden dürfen, wenn es nicht mehr und mehr bloß Mundglaube werden ſoll, daß wir vielmehr Gott unabläſſig um den rechten Glauben anflehen müſſen, und deſſen ungeachtet doch wohl nur in ſehr wenigen, den ſeligſten Tagen des Lebens, als gläubig werden befunden werden. Und dennoch: mußt Du es nicht geſtehen, daß Du auf der Wartburg ſchwärmteſt im Glauben? Daß Du Neues offenbaren zu können, zu prophezeien vorgabſt, da wir doch wahrlich unendliche Fälle von den Offenbarungen Gottes vor uns haben, ſie zu verſtehen und gehörig zu würdigen, wir täglich um ein recht ſtarkes, kindliches Gemüth flehen müſſen? Geſtehſt Du es nicht ſelbſt, daß Du guten, gläubigen Seelen dort wirklich wehe thateſt? ihnen ihren Glauben geradezu abſpracheſt, als vermöchteſt du dies? Findeſt Du es nicht ſelbſt, daß Du mehr und mehr von dem feſten, kräftigen Glauben, wie ihn unſer Luther beſaß, abweicheſt und hinüber gleiteſt auf jene unchriſtlichen Wege der Pietiſten, die vom theuerſten aller irdiſchen Gegenſtände, vom Vaterlande ablaſſen, und deutſche, uns im Vaterlande begriffene Chriſten verlachen? Ich bitte Dich, traue hier nicht mehr der inneren Stimme, die Du zu haben vorgiebſt, wenn ſie Dich über den mächtigen, frohmachenden Glauben, wie ihn unſer Luther beſagt, hinauszuführen ſucht. Prüfe dieſe Stimme, ob ſie der heiligen

Schrift gemäß iſt, denn der Teufel ſucht uns fort und fort das Himmelreich zu rauben, am meiſten aber, wenn wir ſchon zum Glauben empfänglich ſind. Gott wird uns helfen!" — u. ſ. w. —

Auch dieſes Schreiben giebt, genau genommen, zumal, da es eine bloße Abmahnung enthält, keinen andern Aufſchluß über Sand's eigentliches Glaubensſyſtem, als daß er ſich auch hier im geringſten nicht klar geworden ſey. Die heilige Schrift ſoll die Lehre enthalten: daß der Glaube nicht Jedermanns Sache ſey; der Freund, an den der Brief gerichtet iſt, wird angewieſen, ſich nicht über den „frohmachenden" Glauben Luthers *) hinausführen zu laſſen, und endlich ſoll derſelbe ſeine innere Stimme an der heiligen Schrift prüfen! — Wer dieſe drei Sätze *zuſammen* aufſtellen, wer namentlich den erſten und zweiten derſelben mit einander vereinigen kann, beſitzt ſchwerlich ein in ſich zuſammenhängendes theologiſches Syſtem, ſo gut übrigens auch Sand's Abſicht bei dieſem Briefe geweſen ſeyn mag. —

In Jena ſcheinen ſeine theologiſchen Grundanſichten nach und nach in noch größere Verwirrung gerathen, und weſentlich modificirt worden zu ſeyn.

Ein gegen Ende März 1818 geſchriebener Brief zeigt uns namentlich, in welchen inneren Kampf er mit dem Rationalismus gerathen war, dem er früher wenigſtens nicht mit Bewußtſeyn gehuldigt hatte. Er lautet wie folgt:

*) Der bekanntlich die Rechtfertigung des Menſchen durch den Glauben *allein*, ohne die guten Werke behauptete, — ein Satz, der dem jungen Theologen wenigſtens geſchichtlich hätte bekannt ſeyn ſollen, an den er aber ſchwerlich bei der zuerſt erwähnten Behauptung dachte.

„Theurer, treuer Bruder El—r! Ich vertraue Dir feſt, daß Du mich durchſchaueſt, und du magſt und ſollſt mich beſchauen: nur laſſe der eigenthümlichen Beſchaffenheit frei ihre eigene Aeußerungsart.“

„Zweifler darf ich mich nicht ſchelten. Es wäre nach meiner ganzen Art das Schrecklichſte, wenn ich auch hierin ſchwankend und unentſchieden wäre. Und doch liegt mir jetzo eine Sache auf, die mich ängſtlich macht, die mich auf lange Zeit ſchon erkalten konnte, und von der Du nothwendig wiſſen mußt, in der ich von Dir vielleicht auch Anregung zu einer beſtimmteren Ueberzeugung erhalte.“

„Im vorigen Sommer erlangte ich eine rechte Beſtimmtheit in meiner Ueberzeugung über unſre höchſten Angelegenheiten. Mein Glaube hatte ſich feſter begründet, ich wollte, wenn ich auch weiter nichts vermögen würde, wenigſtens ein rechter Chriſt und ein rechter Deutſcher ſeyn. In allen Dingen auf die Gnade unſers Vaters recht ſicherlich vertrauend, wurde ich in meinem Glauben frei, war immer getröſtet und konnte feſten Schrittes dem Wege nachgehen, für den mich Vernunft und Wille beſtimmt hatten. Liebe feuerte mich zur That an, und ließ mich nicht verdumpfen, machte mich entſchloſſen, feſt und freudig für alles, was es gerade galt. — So koſtete ich wirklich die Seligkeit des Glaubens, ſprach ſie aus in den Predigten, die ich hielt, und durfte in Wahrheit Andere zum Glauben ermuntern.“

„Seit ich hier bin, in einer weiteren, in ihren Einzelnheiten und in ihren Grundtönen wieder ganz andern Welt, ſeit ich nördliche Nüchternheit in Vielen, die ich

doch liebe, gar zu ſehr hervortreten ſehe, und von Anderen, die doch auch vom Glauben reden wollen, den Umkreis meines Glaubens zur Schwärmerei herabſetzen höre, und ſeitdem ich, nebſt anderem Bücherweſen, durch Dich vorzüglich mit Herder's Meinungen hierüber bekannt wurde, wurde es doch nach und nach anders mit mir, als es früher war. Anfangs wurde ich aufmerkſam geſtimmt, manchmal ging es mir widerlich durch die Seele; einige Zeit wurde ich verwirrter in mir, und im Ganzen wurde ich doch wenigſtens kälter und unmuthiger als ſonſt."

„Wahrlich! das ſtand mir immer feſt: die Vernunft ſolle mir die höchſte Richtſchnur ſeyn; nicht einen ſchwärmeriſchen, ſondern einen reinen, geſunden Glauben wollte ich haben, und wenn ich meine alten Meinungen hieran halte, ſo muß ich ſie als ſicher und geſund erklären. — Ich verehrte in Jeſu immer das höchſte, ſchönſte Bild für unſere Menſchheit; aber ihn einen gewöhnlichen bloßen Menſchen zu nennen, dünkt mir heute noch zu öde und zu ſteif."

„Ich will gern Vernunft und Verſtand nichts vergeben, aber es machte mich heiter und fröhlich, hielt mich gewiß nicht von der That ab, wenn ich in dem großen Lehrer von dem ewigen Gott auch einen ſteten Vermittler, einen göttlichen Bruder, der freundlich der Welt und der Menſchheit Mängel ebnet, der uns erhebt über das Geſetzesweſen, verehrte. Sollte er nun bloß für ſich geſtorben ſeyn, ein Held für ſeine Meinung; hat er nur die Wahrheit ſeines Unterrichts beurkunden, nicht aber ſonſt Großes für die Menſchheit erkaufen wollen?"

Mit dieſen Regungen ſeines religiöſen Glaubens con-

traſtirt wieder höchſt ſeltſam folgende, völlig gleichzeitige, aber durchaus rationaliſtiſche Stelle aus ſeinem Tagebuche:

„Hier las ich in Fries Ethik den Abſchnitt über die Sünde und es ward mir wohl zu Muthe. Ich finde mich hiernach als manchmal kränklichen, krankhaften Zuſtandes und will mit deiner Hülfe, o Gott! ein geſundes, friſches Gemüth mir erwerben. Geſund haſt du uns, o großer Schöpfer, geboren *), friſch, frei, fröhlich und fromm **) wollteſt du uns haben, großer Lehrer der ganzen Menſchheit, Jeſus; was über das Maaß einer freien Vernunft geſchritten iſt in den Lehrmeinungen, das iſt jener alte ägyptiſche Wuſt und das fremde Pfaffenthum. Nicht grübeln will ich, ſondern thun."

In einem ſpäteren, ebenfalls an ſeinen Freund El—r gerichteten Briefe ſpricht ſich Sand folgendergeſtalt über ſeine theologiſche Richtung in Erlangen aus: „Das weißt Du doch, daß nach und nach meine ganze Glaubensſache immer finſterer wurde, daß ich faſt völlig in's blinde Nachhängen der alten Glaubensformeln hineingerathen war, meinen eigenen Glauben aufgebend, und Du weißt, wie ich größtentheils durch Dich hier wieder herausgeriſſen wurde, weißt, daß ich durch Dich jene kleine ſchöne Schrift von Herder in die Hände bekam, welche mir aus unzähligen Vorurtheilen heraushalf, und meiner ganzen Bildung wieder eine andere, freiere Richtung gab u. ſ. w."

Ferner ebendaſelbſt weiter unten: „Nun iſt das Neujahr da. Wir wollen Gott um nichts bitten, als daß er

---

*) Auch hier denkt der Theologe vom Fach nicht an das Dogma von der Erbſünde!

**) Wahlſpruch der Turner.

uns in ſeinem Bilde recht möge erſtarken laſſen, daß wir uns in dieſer Zeit als tüchtig bewähren. Eine Gnade haben wir von ihm, Eine — über alle Gnaden — unſeren freien Geiſt, mit dem wir ihn ahnen — unſere Menſchenwürde. Es iſt an der Zeit, daß ſie jetzt zur Anerkennung komme. Es muß alſo dahin kommen, daß der Menſch den anderen Hauptttheil ſeiner Würde, das Gebiet ſeines freien Willens, dieſe gottähnliche Schöpferkraft, an allem, was um ihn her iſt, geſchweige denn bei Sachen, die ihn ſelbſt betreffen und über ihn ergehen, — bewähren kann. Dies iſt die nothwendige Grundlage von allem, und ſie der einzig rechtliche Zuſtand. Alſo Gott ſey mit euch, in euch! — — —"

Auf dieſem Standpunkte des Schwankens zwiſchen unverſtandenen Glaubensſätzen und ſubjectivem, rationaliſtiſchem Raiſonnement ſtand Sand, als einer ſeiner Bekannten, K — r, ein Schüler Hegels, großen Einfluß auf ihn gewann, ohne ihn gerade zu ſeiner Theorie zu bekehren. Dieſe Bekanntſchaft ſcheint die Verwirrung des Unglücklichen auf den höchſten Gipfel gebracht zu haben; wir ſind nicht im Stande, die betreffenden Stellen ſeines Tagebuches und die Aeußerungen ſeiner Freunde darüber in einen Auszug zu bringen, können ſie auch eben ſo wenig übergehen, da ſie zur Charakteriſtik Sand's gehören, und müſſen ſie daher wörtlich hier folgen laſſen.

„Sand unterhielt mit K — r", ſo heißt es in der Schrift: Carl Ludwig Sand S. 165, „ſeit er dieſen kennen gelernt hatte, fortwährend einen Austauſch der Ideen, welcher nach und nach darauf hinauslief, daß Beide ſich in ihren Anſichten und Meinungen als ſchroff entgegenſte-

hend erkannten, und K — r dem zu Folge Sand einen Aufſatz übergab, worin er, von Principien der Hegelſchen Schule ausgehend, behauptete: daß, da er nicht einſehe, weshalb der Geiſt zu ſeinem Leben der Form des Endlichen bedürfe, d. h. warum außer Gott, d. h. der Seligkeit der Geiſter, noch was anders ſey, ihm der Inhalt und der Zweck der ſogenannten Natur und des menſchlichen Lebens leer und völlig gehaltlos erſcheine, und daß er daher nicht thätig ſeyn könne für die bloße Verbeſſerung des menſchlichen Zuſtandes, ſondern ſeine ganze Kraft auf die Vernichtung der Natur und des menſchlichen Lebens verwenden werde, dadurch nämlich, daß er die Idee der Geiſterſeeligkeit, des wahren geiſtigen Lebens, in ſich zu entwickeln und zu verwirklichen ſtrebe, ſo daß alsdann nach dieſer Arbeit die Aufhebung dieſes Lebens nichts mehr ſey, als der bloße Triumph über die Form, das Ja zur Seligkeit, indem aber alles Endliche ſelbſt in ſein Weſen, die Seligkeit, übergehen müſſe, ſo daß was ſey, nicht ſey, als Gott ſey. Es heiße, dem Geiſte Hohn geſprochen, daß er das, was ſein Weſen ſey, ſein wahres Leben, nur glauben, daß er ſich mit dem Bettel dieſes Lebens, mit dem, was man die Natur, was man Gemüth, Verſtand, und Vernunft und Freiheit nenne, begnügen und mittelſt derſelben ſeinen Zuſtand möglichſt nach ihrer Forderung geſtalten ſolle. — — Es ſey die abſolute Erſchlaffung des Geiſtes, länger in dieſem Zuſtande zu beharren, der das Böſe, ſo wie das Beharren darin, abſolute Verrücktheit ſey u. ſ. w."

„Der Aufſatz geht nun auf die weiteren Beweiſe dieſer wirklich kühnen Idee über, durch deren Schärfe

auch Sand anfänglich verblendet wurde. Der Verfaſſer des Aufſatzes, der beim Theoriſiren nicht ſtehen bleiben wollte, unternahm bald darauf eine kleine Reiſe, auf welcher er auch das Fichtelgebirge beſuchte, um, ſich ſelbſt überlaſſen, ſeine Sache noch einmal zu prüfen und wenn er ſie für richtig befände, Mittel zu erſinnen, wie er ſich als praktiſcher Philoſoph bewähren könne. Sand ſtellte unterdeſſen im Stillen und mit Anderen Betrachtungen über obigen Aufſatz an, deren Ergebniſſe ſich in ſeinem Tagebuche finden, welche ſeinen tiefen, ruhigen Geiſt (!! ??) bewähren und vielleicht ſein ganzes folgendes Leben und Handeln feſt beſtimmten." (NB.)

Den 22. Auguſt: „Gott, heute lebte ich mit K—r und ſeinem Aufſatz zuſammen. — Ich bewundere, was ich bei keinem Menſchen thue, ſeinen freien, tüchtigen Geiſt, der — was ſoll er noch mit dem Körper? — Ich werde hineingeführt aufs neue und ärger und ärger; ich kenne mich als Feigling — nur du, o Gott, kannſt mir zum Klaren helfen!"

Den 1. September. — — — „Ich liebe dieſes Menſchenleben und mein Volk wirklich, möge es ſich auch zeigen, wie es komme; ich erkenne, daß etwas Gutes, und daß mehr Gutes als Böſes in der Welt ſey, auch in ſolchen Stürmen; und ich glaube an den Sieg des Guten, wenn ich auch im reinſten Beſtreben von meinen beſten Freunden mit Nadeln zu Tode gemartert würde — deshalb ſtehe mir bei, o Gott, auch in dieſem und allem zukünftigen Kampf, und helfe mir gnädiglich, nicht zum Siege, — aber dazu, daß ich dieſen Glauben uner-

ſchütterlich, wie unſer Heiland (!!), vor allen Feinden bewähre!!!" —

— — — — — —

Bei ſeiner Zurückkunft nach Jena war K — r auch ſchon wieder daſelbſt. Am 20. Oktober ſchreibt er Folgendes über ihn und ſich:

„K — r kam am Abend zu mir, war geſund, edel und frei, wie je, klar und feſt, unerſchütterlich, einig in ſeinen Gedanken. Er erzählte mir, wie er von jeher ſolche Ahnungen gehabt hätte, wie er aber jetzt völlig entſchieden ſey, wie er innig und klar werde über den Geiſt. Er denke ihn, und ein Stern ſey ihm auf der Fahrt vor dem 18. nach Erfurt aufgegangen. Dieſer Stern ſolle zur Sonne werden; ſo entwickele ſich die Idee immer heller in ihm; er ſey entſchieden, ſie klar aufzufaſſen, ſie auszuſprechen, ſie zu handhaben, ſein Werk zu vollenden. Muthig müſſe von den Seelen der Himmel erſtürmt werden, vor dem Geiſte müſſe aller Schmutz der Sünde, aller Unterſchied, was das Böſe ſey, völlig als leeres Trugbild ſinken, und Menſchheit, Erde und Himmelsgebäude wolle er ſtürzen! Nur in der Einheit ſey ihm noch Seligkeit, in der ewigen gleichen Ruhe. — Doch achte er jeden Bruder als ihm gegenüber und erkenne ihn an, auf daß ſie ſich ergänzen! Er achte vorzüglich unſer aller, beſonders K — l's Streben. Doch ſey er über der Freiheit frei, und habe über dem Vaterlande eine andere Heimath. Er wiſſe ſie zu ſuchen und ſey feſt entſchloſſen. — Ich ſtand ihm, fromm, wie je, gegenüber und bekannte, ich ſtände fromm vor Gott, und wolle beſtehen, und wolle nur heilig werden in dieſer Welt, nicht heilig an ſich.

könne er heilig werden an ſich, ſo ſolle er es — ich müſſe bleiben. Er aber gelobte frei, er wolle es unaufhaltbar wagen, oder als elende Schlacke vergehen! — So ſtehe er nicht für ſich, ſondern für uns alle, die wir Ein Geiſt ſeyen, ein lauterer Geiſt. (Gerade als erlöſe er uns alle.) — — So klar, ſo erhaben, in mächtiger Ruhe ſprach er dies alles, wie ich ihn nie ſah; ich verlor alles Gefühl der Unheimlichkeit; ich wurde als freier Bruder zu ihm hingezogen. Gott helfe! —"

Die Verfaſſer der oben erwähnten Schrift ſchalten hier die Bemerkung ein: „es ſcheine, als habe ſich damals Sand's religiöſer Glaube und frommes Gemüth mehr und mehr von aller Schwärmerei, oder vielmehr von allem Myſticismus gereinigt." — Er ſelbſt fährt am 2. November in ſeinem Tagebuche fort:

Am 2. November: „Sieg! unendlicher Sieg! **Aus eigener Ueberzeugung**, in eigener **Art leben wöllen, mit unbedingtem Willen, außer welchem in der Welt vor Gott mir nichts eigen iſt**, im **Volke den reinen Rechtszuſtand**, d. i. den einzig gültigen, den Gott geſetzt hat, gegen alle Menſchenſatzung mit **Leben** und **Tod** zu vertheidigen, **die reine Menſchheit in mein deutſches Volk durch Predigen und Sterben einführen zu wollen**, das dünkt mir ein unbedingt Anderes, als „„dem Leben, dem Volk entſagen."" (K—r) **Dank dir, o Gott**, für dieſe Gnade; o, welche unendliche Kraft und Segen verſpüre ich in **meinem Willen**; ich **zittere nicht mehr**! Dies der Zuſtand der wahren Gottähnlichkeit!" —

An ſeine Mutter ſchreibt er um eben dieſelbe Zeit wie folgt:

„Treue, theuere Mutter! K—r, da haben Sie Recht, gilt mir als ein kühner und mächtiger Geiſt, denn er hat eine *innige* und *feſte Ueberzeugung* und einen *eigenen, gewaltigen Willen*, und ſomit trägt er das Bild auf ſich, was wir von Gott haben; aber ſeine Ueberzeugung iſt der entſchiedene Ekel vor allem Seyenden, an allem Beſtehen, Leben und Kampf; er trachtet verwegen, alles, die Form und ſich, wie er iſt, zu zerſtören, hat keine Freude am Daſeyn, an der Welt und an ſeinem Volke; die Menſchheit, die ihm ein reines, heiliges Bild vorſchweben ſollte, wie wir ſie verklärt wiſſen in Jeſu, unſerm Heilande, gilt ihm nichts, iſt ihm nichts, als ein Verharren in der Trennung, im Böſen.“

„Und ſomit, theuere Mutter, muß ich Ihnen ſagen, ich kenne edlere, kühnere Helden in unſerem Volke, und in den Wegen, wo K—r mich zurückſtößt und tödtet, da fühle ich mich zu *dieſen* mit unſäglicher Gewalt hingezogen. Sie kennen auch, wie er, kein heiligeres Eigenthum des Menſchen, als das Gut der höchſten, göttlichen Gnade, die Gottähnlichkeit, daß der Menſch eigenthümlich für ſich Ueberzeugung und Willen habe; ſie ſind in ihrer Ueberzeugung völlig ohne Zweifel, und in ihrem Willen ſo ſtark, wie K—r; aber ihre Ueberzeugung ſteht auf thätiges Leben und auf Kampfesluſt hin, und mit ihrem Willen werden ſie unwankbar den reinen Menſchheitszuſtand, wo der Einzelne zu allem ſich einleben und ausbilden kann, wozu ihn Gott erſchaffen hat, in unſer deutſches Volk hereinführen; *werden die Menſchheit in*

Digitized by Google

unſerm Volke verherrlichen! Seit ſie ſo ſind, hat noch nie ein Zweifel ihre Seele berührt, und ſie haben noch nie gezittert!“

„Von dieſer Geiſtesluſt und von dieſen Siegen verſpüre ich jetzt auch Regungen, und deswegen gebe ich den K—r völlig auf. Schon früher hat mich mein angeerbtes Gefühl immer von ſeinen Betrachtungen abgewandt; jetzt habe ich aber einen Glauben, die höchſte Ueberzeugung auf dieſer Erde, und will mich einzig freuen in dieſer!“ —

In ſeinem Tagebuche fährt er dann weiter unten fort:

Am 14. November: „Am Abend kam K—r das erſte Mal, daß ich mich ſo recht liebend zu ihm geſellen konnte, und in einem freien Verhältniß antwortete er mir auch auf mehrere entſchiedene Fragen, daß er ſich beſtimmt berufen fühle und Ueberzeugung habe von ſo unendlich geiſtiger Macht; nur wiſſe er nicht, woher dieſer Beharrungszuſtand (das fortwährende Zaudern, zur Ausführung ſeines Werkes zu ſchreiten,) ſey; und eben deshalb wolle er ihn um ſo mehr vertilgen. Er war ſo lieb und ſo treu, wie nur je.“

Den 4. December: „Gott, eine Zeit ſolch reger Ergriffenheit, der innerſten Kämpfe in meinem Seelenreiche, des Gottvertrauens und der Wehmuth, zweifelnder Kälte und des entſchiedenſten Willens zu Durchführung deines Willens, zur Erſtehung der ſchwerſten, äußerſten Tugend in mir; eine Zeit ſolcher Art und Gewalt, als ſeit meiner Heimkehr von Berlin, habe ich noch nie erlebt. O, der ſeligen Stunden und Tage, da ich nach trübem, trä-

gem Forſchen deines Weſens, o Gott, immer wieder ſchwelgte in deiner Anſchauung, in deiner Liebe, in der Liebe meiner Brüder und meines Volkes! O, der gewaltigen Stunden, da ich gebrochen in meiner bisherigen Geiſterwelt, da ich mich entſcheide, unbedingt meinem Volke zu leben, da ich tauſend Fäden löſe und zerreiße, die mich hielten, den Opfertod für's Vaterland zu ſterben. Ich erkenne Ueberzeugung und Willen und Liebe für Gott und mein Volk — für das höchſte Eigenthum meines Ichs, und entſcheide mich mit meinem Willen unbedingt, o ewiger, heiliger Gott,

für dein Reich, die Freiheit!"

Den 5. December: „Der Gnaden will nur Eine, die ewige Gnade Gottes, die ſomit nie wiederkehren kann, ſondern mit Setzen unſers Weſens erſchöpft iſt. Ich entſage dem ſchlaffen Glauben an ein augenblickliches Hervorgreifen der Hand Gottes hinter den Tapeten in das Spiel der Natur und Menſchenwelt; je mehr ich auf der anderen Seite mein eigenes Gemüth hinaufſteigern, und deine Urgnade, o Gott! durch mein ganzes thätiges Seyn und Leben preiſen will; meine Seele ſoll dieſe unmittelbaren Berührungen mit dir, o Gott, nie verkennen, nie verſtören, nie verlernen; hier dauert deine Gnade ewig fort, mit jedem Tage hier in der Liebe. Ich will meinen Willen, das höchſte Geſchenk Gottes, das einzige Eigenthum recht erkennen, und mit ihm mir all das Unendliche aneignen, was du um mich her zur Bewährung und Selbſtſchöpfung gelegt haſt. Alle Gnaden verwerfe ich, die ich mir nicht ſelbſt erwerben muß; jede Gnade ungewollt iſt für mich keine, hebt ſich in ſich ſelbſt auf! Der Ueber-

zeugung nicht entſchieden zu leben, nach Furcht und Menſchenſatzung ſie kehren, nicht ſterben wollen für ſie, iſt hündiſch, iſt die Schlechtigkeit von Millionen in Jahrtauſenden! — Fliehe mit Beſonnenheit das Schleichen des Satans." —

Dieſe wenigen Zeilen enthalten den Culminationspunkt der theologiſchen Verirrungen Sand's. Er entſagt ſeiner früheren Neigung zum gläubigen Auffaſſen eines poſitiven Glaubensſyſtems, entſagt dem Glauben an die göttliche Gewalt und an die ewige Liebe, die in die geringfügigſten Verhältniſſe des Menſchenlebens ſchützend, lenkend und rettend eingreift, die er noch vor wenigen Jahren um die Heilung eines kranken Pferdes kindlich vertrauend anrufen konnte, ſteigert dann ſeine Ichheit zu einem wahrhaft dämoniſchen Aufſichſelbſtſtehn, und ſetzt den nackten, menſchlichen Eigenwillen und die losgeriſſene individuell menſchliche Ueberzeugung unmittelbar an die Stelle Gottes. Wir verlaſſen aber einſtweilen den Unglücklichen auf dieſem wahrhaft entſetzlichen Standpunkte des vollendeteſten Hochmuthes, und ſchalten hier, dem Gange der Geſchichte vorgreifend, aus der Ueberſicht der gegen ihn geführten Unterſuchung die Stelle ein, welche eine Zuſammenſtellung ſeiner religiöſen Anſichten in folgenden Sätzen enthält: (S. 109. u. ff.)

1) „Die göttlichen Geſetze ſind nicht ſowohl poſitiv gebietend, als vielmehr berathende Vorſchrift, wonach der Menſch, ſeiner Ueberzeugung gemäß, ſeine Handlungen einrichten kann.

2) Der Menſch, (eigene Worte des Inquiſiten — — —) der das Göttliche, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht,

zu erkennen ſucht, der an dem Schlechten nie Wohlgefallen finden wird, ſondern es, ſo viel als möglich von ſich abzuhalten ſucht, und dagegen das Gute allenthalben nach Kräften gibt (übt?), der ſtellt Gottes Ebenbild auf Erden dar. — — — —

3) Dieſe Erkenntniß (— — —) geht aber nur aus dem Menſchen ſelbſt hervor; es iſt dieſes ſeine Beſtimmung, daß, ſobald er etwas als wahr und klar erkennt, er es zum Beſten des Ganzen öffentlich bekennen muß (— — —) Wenn der Menſch nach ſeinen Kräften die Wahrheit ſo erkannt hat, daß er vor Gott ſagen kann: „das iſt wahr“ ſo iſt es auch Wahrheit, wenn er es thut. Wenn man ſeinen ganzen Geiſt zuſammenfaßt, und dann vor Gott ſprechen kann: „das ſey wahr“, ſo wird man leicht einig. Denn wo führt es hin, wenn man die eigene Gabe, ſelbſt zu ſehen, zu forſchen und zu erkennen, als verwerflich annehmen will. Jeder muß für ſich ſelbſt ſtehen vor Gott.

4) Wer aber dieſes Göttliche — — — in dem Menſchen zu unterdrücken ſucht, der hat Mord und Todtſchlag — — — dreifach verdient.

5) Wer nicht alſo denkt, oder gar bibliſche Ausdrücke auf die That des Verbrechens anwenden wollte, der iſt ein theologiſcher Finſterling, — — — denn dafür erklärt Sand den Verfaſſer eines, nach ſeinem eigenen Urtheil übrigens ſehr wohl gemeinten Briefes, der ihm von unbekannter Hand zugeſchickt, und worin er zum Erkenntniſſe ſeines Verbrechens unter Rückweiſung auf mehrere Stellen des heiligen Wortes ermahnt ward.“

Nichts deſto weniger erklärt der Inquiſit: (a. a. O. S. 111.)

„Er bitte Gott täglich um Erkenntniß und Erleuchtung. — — — Wenn er durch göttliche Eingebung erkenne, daß ſeine That unrecht ſey, ſo werde er ſie zu jeder Stunde bereuen, bisher ſey dieſes jedoch nicht geſchehen.“

Dieſes pſeudo-religiöſe Syſtem iſt der Grund, auf dem Unwiſſenheit, Beſchränktheit, Hochmuth und gänzliche Unkenntniß der Welt und der menſchlichen Verhältniſſe in Sand's Seele ein weiteres Syſtem von Anſichten über Recht und Staat aufgeführt hatten. — Auch mit dergleichen Reflectionen hatte er ſich nämlich um ſo mehr beſchäftigt, als nach ſeinem Dafürhalten es die Aufgabe der jetzigen Zeit, und insbeſondere der Burſchenſchaft ſey, eine politiſche Umwälzung, nach dem Muſter der kirchlichen Ereigniſſe im ſechszehnten Jahrhundert, zu Stande zu bringen. Seine politiſchen Anſichten ſtanden dabei ungefähr auf der Höhe des Syſtems von Thomas Münzer und der münſteriſchen Wiedertäufer, nur daß die neueren philoſophiſchen Schulen auf ihn eben ſo vielen Einfluß gehabt hatten, als auf jene das Mißverſtändniß des alten Teſtaments. Auch dürfte es kein unwichtiger Beitrag zur Schilderung des politiſchen Syſtems ſeyn, welches Sand ſich zu eigen gemacht hatte, daß er in einem Briefe an ſeine Mutter, aus Jena, die franzöſiſche Revolution die Zeit nennt, „wo alle edlen Seelen für das Heiligſte erglühten.“

Wie er auf die „geiſtliche Freiheit und Gleichheit“ die Anforderung gründete, den politiſchen Zuſtand zu re-

formiren, iſt ſchon oben in ſeinem Aufſatze über die Burſchenſchaft und das Feſt auf der Wartburg ausgeführt.

In Jena hatte er Gelegenheit, ſeinen politiſchen Träumereien noch weiter nachzuhängen. Dort nämlich war er, wie er ſpäter ſelbſt eingeſtand, Mitglied einer ſogenannten litteräriſchen Bildungsgeſellſchaft, welche Zuſammenkünfte hielt, wobei „Ideen" ausgetauſcht wurden. „Dieſe beſtanden lediglich in dem Wohl des Vaterlandes, welches dadurch begründet werde, daß, ſo viel er glaube, die Zerriſſenheit und die Widerſprüche ſowohl in religiöſer, als in politiſcher Hinſicht aufhören." — Andere ſprechen ſich umſtändlicher über die Natur der dort beſprochenen Gegenſtände aus; ſo wird die in Rede ſtehende Geſellſchaft in einem Briefe, den Sand aus Gießen im Mai 1818 erhielt, eine „ſtaatsrechtliche Bildungsgeſellſchaft" genannt, und Sand erklärt dieſen Ausdruck dahin: „daß in dieſen Geſellſchaften, auch für Nicht-Juriſten, Anſichten über Recht und Rechtsweſen entwickelt, und ſo auch dieſen davon die nöthigen Kenntniſſe beigebracht würden. Der Zweck ſey alſo Beförderung der Bildung überhaupt, wie man bei den Engländern bürgerliche und religiöſe Katechismen ſogar in den Schulen habe."

Die Grundſätze über Recht und Staat, welche er in dieſen Discuſſionen ſich zu eigen gemacht hatte, ſind ihm dann, während der Unterſuchung, genügend abgefragt worden.

Er verlangte nämlich: (v. Hohnhorſt S. 114 u. ff.) „einen wahrhaft menſchlichen Staat", — deſſen Merkmale er darin ſetzt, — „daß in einer ſolchen geiſtlichen oder weltlichen Regierungsform, die für das öffent-

liche Wohl am angemeſſenſten ſey, jeder Einzelne, nach ſeiner angeſtammten Würde, ſich, ſo weit nur immer möglich ſey, ſelbſt beſtimmen könne."

„Dieſes vorausgeſetzt, ſey ihm die Form der Regierung gleich, denn er glaube, daß dieſes Kennzeichen ſich unter jeder der gewöhnlichen Formen darſtellen laſſe."

„Allein das deutſche Vaterland müſſe frei werden!" — „Unter ächter irdiſcher Freiheit verſtehe er a) nichts Anderes, als was man in den Zeitungen und in den Liedern edler Dichter immer leſe; b) der Zuſtand dieſer Freiheit beſtehe darin, daß die Klagen, die jetzt ſo häufig gehört würden, einmal aufhörten, namentlich die Klagen über unerſchwingliche Abgaben, — — — Preßzwang, über Mangel an Oeffentlichkeit u. ſ. w. und c) darin, daß es höchſtes Ziel des Staates werde, — dafür zu ſorgen, daß aus jedem einzelnen Menſchen ein edler freier Menſch gezogen *) werde, der ſeiner Würde ſich ſelbſt bewußt ſey, zu den höchſten Geiſtesfreuden ungehindert gelangen könne, und im Staate nicht als eine todte Maſchine, ſondern als ein nach eigenem Willen ſich beſtimmendes Weſen geachtet werde. Er wolle und träume keinen andern Zuſtand, denn dieſer dünke ihn der Zuſtand der rechten Freiheit, — — —, wie er auf Erden zu erreichen ſey. Wenn er alſo wünſche, daß das Land frei werden möge, ſo liege darin nichts weniger als ein böſer

---

*) Eben dieſer Staatsverbeſſerer, der hier alſo dem Staate eine Erziehungsgewalt einräumt, will die abſolute Selbſtbeſtimmung des Einzelnen an die Spitze des Staatsrechts geſtellt wiſſen, und erklärt nur den Staat für einen wahrhaſt menſchlichen, der auf dieſem Prinzip beruhen werde.

Sinn, und eine beabſichtigte gewaltſame Veränderung der Staaten. Im Gegentheil habe man ſeit 20 Jahren die teutſchen Staaten in ſteter Veränderung und Erneuerung geſehen, man habe das Alte umſtoßen, und vieles Neue zum Guten und Beſſern ſich entwickeln geſehen, ohne daß Jemand daran gedacht habe, einen, der darüber geſprochen, oder weitere Erneuerungen gewünſcht hätte, zu beſtrafen."

„Es müſſe aber auch das teutſche Volk unter eine Regierung, — — — wie ſie ſeyn ſollte, gebracht werden. Alle Weiſen und Guten der Zeit hätten ohne Aufhören gefordert, „das ganze Volk in ein energiſches Reich umzuſchaffen."

„Die Trennung der einzelnen kleinen teutſchen Völklein — — — werde auf alle Weiſe ſo zu mehren geſucht, daß es wohl willkommen ſcheine, am Ende lauter ſolche kleine Nationen auf dem Schauplatze zu haben, während das große edle Volk vernichtet ſey."

„Unter Zerreißen des Landes verſtehe er die ſtrenge Abſchneidung eines ſolchen kleinen Reichs in der Mitte des Volks von andern, und vorzüglich das Aufhetzen des Einen gegen den Andern, welches ſich aus der Geſchichte vielfach nachweiſen laſſe."

„Wenn aber die Regierungen einen getrennten Zuſtand zwiſchen dem teutſchen Volke nicht nur nicht abzuwehren, ſondern vielleicht gar zu mehren ſuchten, ſo ſey es um ſo mehr Pflicht eines jeden Einzelnen, im Volke Einheit zwiſchen den Brüdern herbeizuführen, auf daß nicht nothwendigerweiſe Alle verloren gingen."

Ueber die Mittel, welche zur Realiſirung dieſes Sy-

ſtems anzuwenden ſeyen, giebt Sand während der Unterſuchung widerſprechende Antworten. Er erklärt nämlich:

„Ich habe die Ueberzeugung, daß durch jedesmaliges Ergreifen des Nothzuſtandes, durch tolles Dreinſchlagen, die edle Sache des menſchlichen Geiſtes durchaus nicht gefördert werde, daß nur vielmehr freies Ausſprechen eigener Meinung und danach handeln zur Belehrung und Handlung Aller, als die einzigen Mittel verſtattet ſeyen."

Im Widerſpruch damit aber ſagt er auf eine andere Frage des Unterſuchungsrichters:

„Wer das Göttliche — — in mir zu unterdrücken ſucht, mich nicht als Menſchen anerkennt, den Raub und Mord des heiligſten Beſitzthumes in mir begeht, hat, nach meiner Ueberzeugung, Mord und Todtſchlag dreifach verdient. Ein Volk, das nicht von hündiſcher Geſinnung angeſteckt iſt, muß gegen alle dergleichen unmenſchliche Dränger dieſelben Grundſätze erweiſen; danach wird in der Geſchichte ſein Werth gemeſſen. Dieſes, wollte ich, ſollte auch das deutſche Volk thätlich beweiſen; — denn die daraus entſtehende Unordnung fällt nicht dem Ausüber eines ſolchen nothwendigen Ereigniſſes anheim, ſondern dem, der ſchon früher die ganze Menſchheit beleidigt, und den nothwendigen Ausbruch der Rache gewollt hat!"

So wie ſein religiöſes Syſtem eben nur die Prätenſionen der abſoluten Ichheit und Subjectivität enthielt, ſo trat dieſer Hochmuth auch in ſeiner Anſicht von den Geſetzen des Staats hervor, wie denn überhaupt die letztere nur eine beſondere Seite ſeines Rationalismus auf dem Gebiete der Religion war.

Er erklärt nämlich: (S. v. Hohnhorſt S. 112.)

„Ein vernünftiger, durch den Verſtand gehörig begründeter Glaube gilt mir für Geſetz. Danach beſtimme ich mein Leben, und übergebe mich und mein ganzes Loos dagegen Allem, was meine Mitmenſchen über mich verhängen möchten.“

„Dem freien Willen muß ich nachleben, und das, wozu meine Ueberzeugung ſich ſelbſt beſtimmt hat, muß ich ausführen, ſollte ich gleich untergehen, und mir völlige Verhöhnung zu Theil werden.“

„Ich müßte ein feiger Tropf ſeyn, wenn ich nicht Mannes genug wäre, das, was ich als wahr anerkannt habe, und wovon mein Seelenheil abhängt, überall, wie vor einzelnen Menſchen, ſo auch vor geiſtlicher und weltlicher Macht nach Kräften vertheidigen und vertreten zu wollen.“

Ferner: (S. 133. Ebendaſelbſt.)

„In Colliſionsfällen mit weltlichen Geſetzen dürfe ſich Niemand abhalten laſſen, wenn für das Vaterland etwas gethan werden ſolle.“

Endlich: (S. 118. a. a. O.)

„Eine Leitung ſelbſtſtändiger Menſchen beſtehe darin, daß Jeder ſich ſelbſt leite. Es ſey Schmach der Zeit, daß man eine ſolche ſelbſtſtändige Leitung des Mannes wunderſam finden wolle, wäre Jeder ein ſich ſelbſt beſtimmendes Weſen, fromm vor Gott, ſo würden, wie es in der Schrift heißt, in Gott Alle einig ſeyn. — Es helfe, meine er, keine Regierung und Leitung, als die des Guten, als die Gottes in jeder einzelnen Bruſt.“

Dieſe wenigen Umriſſe mögen hinreichen, das Syſtem der religiöſen und politiſchen Anſichten Sand's zu

characteriſiren. Daß er außerdem noch eine ziemliche Unkenntniß der damaligen öffentlichen Verhältniſſe an den Tag legte, (v. Hohnhorſt S. 117.), verſteht ſich nach den eben mitgetheilten Proben ſeiner geiſtigen Thätigkeit und Erudition, eben ſo von ſelbſt, als daß ſein Verſtand (im Gegenſatze des Willens und der Phantaſie) ſchwach und beſchränkt war. (S. das Gutachten des Stadtphyſicats zu Mannheim bei v. Hohnhorſt S. 107.) Auch ſteht es mit der oben aufgeſtellten Grundanſicht über ſeine innere Richtung, (daß nämlich eine auf die Spitze getriebene Subjectivität, die weder in den Geſetzen des Landes noch in den Geboten Gottes einen objectiven Anhaltspunkt ſuchte oder fand,) nicht im Widerſpruche, wenn ein Zeugniß (v. Hohnhorſt S. 103.) bekundet, daß Sand's Lieblingslektüre die Bibel geweſen, die er, in einem ungemein großen Formate, ſtets auf ſeinem Tiſche aufgeſchlagen liegen ließ; denn ein Blick in die Geſchichte beweiſ't, daß alle religiös-politiſchen Irrlehren aller chriſtlichen Jahrhunderte immer aus der Bibel bewieſen werden ſollten, die freilich jeder Irrgläubige auf ſeine eigene Art verſtand.

Sand ſteht aber mit dieſen eben angedeuteten Principien in ſeiner Zeit keineswegs allein, und es wird nothwendig ſeyn, hier namentlich einen Blick auf das politiſche Syſtem zu werfen, welches in ſeiner Umgebung galt. Bei denen die ſich ſelbſt klar geworden waren und von ihren oberſten (freilich falſchen) Principien konſequent weiter ſchloſſen, gewann das erſehnte Ideal des Staats beſtimmtere Umriſſe und trat deutlicher aus dem Nebel des

Gefühls und der Phantaſie hervor als bei ihm. Es war die Republik, und zwar die abſolute Demokratie, die von den meiſten Anhängern jener politiſchen Richtung für die vollkommenſte und genau genommen für die einzig rechtmäßige Verfaſſung angeſehen wurde, und auf dieſes letzte Ziel waren bewußt oder unbewußt alle Beſtrebungen gerichtet, wenn gleich über die, für dieſen Zweck zu ergreifenden Mittel und die Mittelſtufen oder Uebergangspunkte aus dem jetzigen Zuſtande in das gelobte Land des Freiſtaats, viele, nach der Individualität der Einzelnen, verſchiedene Meinungen und Syſteme galten, die wir weiter unten kennen lernen werden. Beſſer als alle Schilderungen möge ein Aktenſtück *) dieſe republikaniſche Geſinnung characteriſiren, welches zwar nicht in Jena ſondern in Gießen entſtanden iſt, welches aber auf mehrere andere Univerſitäten, höchſt wahrſcheinlich auch nach Jena verſandt, einem ziemlich großen Kreiſe bekannt war, und in dieſem entweder unbedingte oder bedingte Zuſtimmung, wenigſtens in ſeinen Principien keinen Widerſpruch fand. —

Ob Sand dieſen Verfaſſungsentwurf gekannt, iſt, ſo viel wenigſtens dem Verfaſſer bekannt geworden, nicht mit Sicherheit feſtgeſtellt. Nur das läßt ſich mit Gewißheit annehmen, daß die Grundſätze dieſer Schrift, an welcher einer ſeiner nächſten und vertrauteſten Freunde der Dr. Carl F— einen ſo großen Antheil hatte, ihm nicht unbekannt geblieben ſeyen. Auch hat der von Sand geäußerte Grundſatz (ſ. oben S. 77.) daß es zu den Merk-

*) Angeführt in der Beilage zu der preußiſchen Staatszeitung vom 8ten April 1820.

malen eines wahrhaft menſchlichen Staats gehöre, daß jeder Einzelne ſich, ſo weit nur immer möglich, ſelbſt beſtimmen könne, die reine Demokratie wohl ſchon in ſeinem unmittelbaren Gefolge, wenn gleich die von Sand unmittelbar darauf hinzugefügte Einſchränkung:

„er glaube daß dieſes Kennzeichen ſich unter jeder der gewöhnlichen Formen darſtellen laſſe" —

beweiſt, daß er, auf Koſten der Konſequenz, nicht zu den ſtrengen Republikanern gehörte, und auch in dieſem Stücke nur unklar und unbeſtimmt wußte, was er eigentlich wollte.

Das eben genannte Aktenſtück iſt von der Großherzogl. Heſſiſchen Unterſuchungs-Commiſſion in Gießen bei einem Mitgliede des dortigen engern Vereins (innerhalb der Burſchenſchaft) unter deſſen Papieren in Beſchlag genommen, und enthält die Grundzüge der Conſtitution des republicaniſchen Deutſchlands. Ueber die Entſtehungsgeſchichte dieſes Entwurfs ergiebt ſich aus den Ausſagen der von der Unterſuchungs-Commiſſion vernommenen Mitglieder des Gießener Vereins; aus denen wir nachſtehende ausheben, folgendes:

1) Der Student N. N. deponirt zum Protokoll vom 14ten Mai 1819:

Wir haben überhaupt Staatsrecht getrieben, und da war es natürlich, daß auch von Verfaſſungen geſprochen worden iſt. Wir ſprachen auch von der deutſchen Verfaſſung, wie ſie ehedem war und noch iſt. Wir haben uns und zwar zunächſt auf Deutſchland vereiniget, was die beſte Verfaſſung im Allgemeinen ſey; das Reſultat unſerer Bemühungen iſt ſchriftlich aufgeſetzt, ſchon lange, ich glaube ſchon ehe ich hin-

zugekommen; ich habe es zum Theil geleſen und iſt ſeit meinem Hierſeyn daran geändert und darüber geſprochen.

2) Ein anderes Mitglied des Vereins beantwortet (zum Protokoll vom 21ſten deſſelben Monats) die Frage: „Er habe in ſeiner frühern Ausſage bemerkt, daß in ihrem Verein einſtimmig ein Freiſtaat für die beſte Staatsverfaſſung gehalten worden ſei, und man es für einen Zweck angeſehen habe, zur Herbeiführung dieſes Zuſtandes mitzuwirken; ob man nun nicht im Geiſte dieſer Tendenz den obgedachten Verfaſſungs-Entwurf in ihrem Verein verhandelt und Beſchlüſſe darüber gefaßt habe?

Dahin:

Den mir vorgezeigten Entwurf habe ich geſehen und durchgeleſen, und derſelbe iſt auch von den meiſten Mitgliedern unſerer Geſellſchaft geleſen worden. Auch bei Zuſammenkünſten mehrerer Mitglieder unſers Vereins iſt derſelbe verleſen und einer Critik unterworfen. Eigentliche Beſchlüſſe hat man darüber eben ſo wenig gefaßt, als eine Norm feſtgeſetzt. Hierbei muß ich aber bemerken, daß ich nur von der Zeit meines Hierſeyns reden kann, und daß namentlich die Beſprechungen über dieſen Entwurf im Winter 1817—18 ſtatt gehabt haben. Die bei dem Entwurfe befindlichen Randgloſſen, erinnere ich mich nicht zu dieſer Zeit geſehen oder geleſen zu haben. Im Sommer vorigen Jahres bin ich abweſend geweſen; und nach meiner Zurückkunft iſt der fragliche Entwurf nicht wieder zur Sprache gekommen. Der

Verfaſſer iſt, ſoviel ich mich zu erinnern glaube, der älteſte zu Elberfeld wohnende F—. *)

Auf die Frage: welche Mittel man verabredet habe, um eine ſolche Verfaſſung herbeizuführen und vorzubereiten? antwortete der Comparent folgendes:

Von eigentlicher Verabredung der Mittel weiß ich nichts anzugeben. Daß aber über dieſen Gegenſtand ſoviel geſprochen iſt, daß ſich das Einzelne nicht angeben läßt, iſt wahr. Dahin gehört die Beantwortung der Frage: wie man auf dem Wege der Ueberzeugung zur Einſicht einer beſſern Staatsverfaſſung kommen könne, und dahin gehört ferner der Plan der Erziehung, in welcher alle Vorurtheile des Standesunterſchiedes verſchwinden, und ſo wenigſtens die aufkeimende Jugend fähig werde, ſich in jene Anſicht mehr, als es bisher geſchehen, zu finden. Hieher gehört ferner alles, was jetzt durch die Einführung der Landſtände für eine freie Verfaſſung gethan werden kann zu unterſtützen.

Ein anderes, bereits in das bürgerliche Leben übergegangene Mitglied des Vereines ſagt ad Protoc. vom 10ten Juni 1819:

„Bei den Bemerkungen, welche in dem ſchriftlichen Entwurfe beigeſchrieben, erkenne ich die Hand des Dr. F— (in Jena)".

Der Student X. deponirt zum Protokoll d. d. Gießen den 28ſten Juli 1819:

*) Bruder des Dr. Carl F— des öfter genannten nähern Freundes von Sand.

„Es iſt einmal auf einer Verſammlung ein Entwurf einer künftigen Reichsverfaſſung von Z.“ (demſelben Mitgliede des Vereins, bei welchem der Entwurf gefunden wurde) „verleſen. Dieſer erklärte ohne weitere Einleitung, daß nun der Verfaſſungsentwurf vorgeleſen werden ſollte. Nach Ableſung eines jeden einzelnen Punkts, wurde etwas inne gehalten, und wer nun etwas darüber zu bemerken hatte, brachte die Bemerkung vor. Ueber das Vorgebrachte wurde nun auch mitunter hin und her geſprochen und darauf einiges mit Bleifeder an dem Rande des Entwurfs geſchrieben. Daß dieſer Entwurf realiſirt werden ſolle, davon habe ich nichts gehört, wohl aber iſt oft davon die Rede geweſen, daß es gut wäre, wenn Deutſchland dieſe Verfaſſung hätte, und hat ſo viel ich weiß, keine Verſchiedenheit der Anſichten geherrſcht.“

Der Student Y. deponirt: Gießen den 28ſten Mai 1819:

„Man hat ſich darüber beſprochen, ob wohl jedes Mittel gerechtfertigt werden könne, welches zur Erreichung des vorberührten Zwecks, nämlich Realiſirung der im Entwurfe dargeſtellten Staatsverfaſſung anzuwenden ſey? Zu einem Reſultate iſt man nicht gelangt, ſondern nur dafür und dagegen geſprochen.“

Dr. Carl F— ſagt ad protoc. d. d. 10ten Juni 1819:

„eine genaue Erinnerung über dieſen Aufſatz ginge ihm nicht bei, er wolle aber nicht widerſprechen: daß ſein Bruder Auguſt Ludwig ihn verfaßt, mehrere

Mitglieder des Vereins auf ſeinem, des Comparenten, Zimmer, darüber disputirt, und dann als Reſultat der Debatten die Randbemerkungen von ihm, dem Comparenten, hingeſetzt worden. An eine wirkliche Einführung dieſes Entwurfs in das Leben durch die Thätigkeit der Mitglieder, hätte man nicht gedacht, natürlich denke man wohl bei jedem Geſpräch über ſo wichtige Dinge an eine dereinſtige Verwirklichung des für wahr und gut erkannten; allein der Entwurf ſei keineswegs ein Reſultat ihrer Berathſchlagungen geweſen, ſondern die Verſtändigungen ſeyen immer fortgegangen, wie denn der Aufſatz in den Randbemerkungen und Zuſätzen in den weſentlichſten Punkten reformirt erſcheine. Im Weſentlichen hätte man ſich immer darin einverſtanden, daß es Reform auf dem Wege der Ueberzeugung ſeyn müſſe, und das Gewaltſame zu vermeiden ſey."

Der Candidat Auguſt Ludw. F— ad prot. d. d. Elberfeld den 12ten Juli 1819 ſagt:

„Dieſen Entwurf haben die ſogenannten Schwarzen, oder vielmehr ich aufgeſetzt. Dieſer Gegenſtand kam bei unſern Zuſammenkünften zur Sprache, und dies veranlaßte mich, das Reſultat unſerer Berathſchlagungen zu Papier zu bringen. Die Zahl ſolcher Berathſchlagungen kann ich nicht angeben, es haben aber deren ſehr viele ſtatt gefunden. Auch iſt es möglich daß nach meinem Abgange von Gießen noch Verſammlungen über dieſen Gegenſtand gehalten worden. Dieſer ſogenannte Entwurf ſollte aber nach unſerer Meinung nicht als Norm gelten, ſondern

nur den dermaligen Stand unſerer Anſichten bezeichnen. *) Ich kann mich zwar auf alle Einzelheiten meines Aufſatzes nicht mehr beſinnen, muß jedoch im Allgemeinen den damals von mir geäußerten Ideen inhäriren." — — —

Grundzüge für eine künftige teutſche Reichs-Verfaſſung.

§. 1.

Teutſche ſind ein Volk d. h. mit gleichen Anlagen des Geiſtes und Leibes begabte Menſchen; dazu kommen: gleiche Sprache, gleiche geſchichtliche Erinnerungen, gleicher Glaube; zum deutſchen Volke gehören auch: Schweizer, Elſaſſer, Frieſen ꝛc.

§. 2.

Neben der eben erwähnten Gleichartigkeit der Teutſchen, welche durchgreifend iſt, finden ſich untergeordnete Stammverſchiedenheiten unter ihnen; eigne Geiſtes- und Leibes-Anlagen und Ausbildungen, Mundarten, Stammgeſchichte und dergl. mehr. Zur Erhaltung und ſteten Ausbildung jener volksthümlichen Gleichartigkeit, ſind die Stämme eng und auf ewige Zeit in ein großes Ganzes vereinigt: das deutſche Reich. Zur Erhaltung und Ausbildung jener Verſchiedenartigkeit, die bloß darum gepflegt

---

*) Lediglich zu dieſem Zwecke, der Characteriſirung jener politiſchen Anſichten, theilen auch wir ihn hier mit.

wird, damit durch dieſelbe der Einheit gedienet werde, zerfällt das Land in Reichslande. *)

§. 3.

Das Reich iſt eine Vereinigung aller Teutſchen, damit in derſelben und durch ſie die Menſchheit in lebendiger Fortbildung verwirklicht werde; denn Teutſche ſehen in ihrem Volke ihre Menſchheit, in ihrem Vaterlande ihre Erde.

§. 4.

Alle Deutſchen ſind einander an Rechten vollkommen gleich. Vorrechte kommen überall nirgends vor. Ihr Recht und Geſetz entſteht durch gleiche Abſtimmung Aller nach Mehrzahl. Alle Macht der Beamten geht aus von des Volkes rechtlicher Allmacht und Alleinmacht, ſo wie alle Beſtimmung für das Ganze.

§. 5.

Seine geſetzgebende Gewalt übt das Volk aus, durch von ihm ſelbſt gewählte Vertreter. Wählbar iſt jeder, der unbeſcholten und wahrhaft gemacht iſt. Wahlmann, wer dies beides, und ein Mann mit unabhängigem Hausweſen iſt. Jeder ſolche im Volk. Seine richterliche und vollziehende Gewalt übt das Volk aus, durch Richter und

*) Randgloſſe. Nach neuern Beſchlüſſen ſoll bei Abtheilung des Reichs in beſtimmete Gaue (nicht Länder) nicht mehr auf Stammverſchiedenheit Rückſicht genommen, vielmehr dieſe aus dem öffentlichen Rechte ganz verdrängt und bloß nach Seelenzahl unter Berückſichtigung örtlicher Verhältniſſe bloß zum Behufe einfacherer Verwaltung, Rechtspflege und Wahl, die Reichsgaue abgetheilt, und etwa nach Flüſſen, Bergen, Volksthaten benannt werden, z. B. Lahngau, Oberrheingau, Niederrheingau, Siegesgau (Leipzig) ꝛc.

Beamte; alle den Volksvertretern verantwortlich; ſeine oberaufſehende Gewalt, durch Volksvertreter und deren Ausſchuß vornemlich. *)

§. 6.

Jeder im Auftrag des Volks Handelnde, bekommt ſeine Beſoldung vom Volk. **) Die Größe der Beſoldungen richtet ſich lediglich nach folgenden Rückſichten:

I. Oertliche Verhältniſſe; — beſondere Theuerung oder Wohlfeilheit an beſtimmten Orten;

II. Ob eines Beauftragten volle oder minder volle Thätigkeit angeſprochen iſt; ***)

III. Ob derſelbe ledig oder verheirathet ſey, und letzteres mit oder ohne Kinder.

Sonach genießen alle gleiche Beſoldung, bei welchen gleiche Merkmale eintreten, der Schullehrer, Rath, Richter können gleich beſoldet ſeyn.

§. 7.

Sobald ein Amt erledigt iſt, ſo muß die einſchlagende Behörde dies ſchleunigſt zur öffentlichen Kunde brin-

*) Randgloſſe. Wähler und wählbar iſt jeder Teutſche, der für ſeine eigenthümlichen Leibes- und Geiſtesbeſchaffenheit, nach dem Urtheil der Aerzte und der Schule zum ſelbſtſtändigen Bürger ausgebildet, vor dem Volke wehrhaft und des Mitgenuſſes des h. Abendmahles theilhaftig gemacht worden iſt. Wähler und wählbar iſt ferner nur der Unbeſcholtene im Volk.

**) Randgloſſe. Alſo jeder Solcher, da er, wenn auch zunächſt nur für einen Gau angeſtellt, als Reichsvertreter oder Beamte daſteht, aus der Reichsſchatzkammer.

***) Randgloſſe. Dieſe Verſchiedenheit fällt weg, da kein Reichsamt beſtehen darf, das nicht die volle Thätigkeit des damit Bekleideten (nach allgemeinem Abſehn) anſpräche.

gen. Binnen kurzer Friſt müſſen ſich die Mitbewerber am beſtimmten Orte einfinden; Zeugniſſe über ihr Verhalten in ſittlicher Hinſicht von ihren Gemeinden, Vorſtehern und Geiſtlichen einbringen; desgleichen wenn ſie ſchon Staatsämter bekleidet haben, von ihren oder den übergeordneten Behörden, über Fleiß und Geſchicklichkeit. Hierauf beginnt die Prüfung durch die einſchlagende Behörde; ſind dann die Zeugniſſe über ihre Kenntniſſe gleich, auch die übrigen Zeugniſſe von gleicher Güte; ſo entſcheidet das Loos unter den Mitbewerbern; im entgegengeſetzten Falle größere Würdigkeit. Hierauf wird das Ergebniß der Prüfung wieder öffentlich bekannt gemacht, Jeder dadurch aufgefordert, wider des Bewerbers ſittlichen Werth Einſpruch zu thun, in welchem Falle kurze Beweisfriſt geſetzt iſt, und wenn nichts der Art erfolgt, der Geprüfte in die verlangte Stelle eingewieſen. Jeder Fähige kann zu jedem Amt gelangen; den Dienſteid ſchwört er in die Hand der Volksvertreter, oder eines von ihnen Beauftragten; wider Willen kann ein Beamte nur nach Urtheil und Recht das Amt verlieren.

§. 8.

Alle Verhandlungen der Beamten, Rechtſprechung, Verwaltung, Prüfung ꝛc. geſchehen öffentlich, ſo daß jeder aus dem Volke zuhören kann.

§. 9.

Alle das öffentliche Wohl bezweckende Anſtalten, wie Poſten, Landſtraßen, Zölle ꝛc. ſind keine Erwerbsquelle

für die Staats-Caſſe; ſondern der Gebrauch darf nur die Koſten für die Anſtalt decken.

Handel und Wandel ſind im ganzen Reiche frei. Freizügigkeit iſt Reichsgeſetz.

§. 10.

Weil die Glaubenslehre Chriſti rein von Lehrſätzen (Dogmen) welche die Bewegung des menſchlichen Geiſtes binden, eine Glaubenslehre der Freiheit, Wahrheit und Liebe, ſonach mit dem ganzen Weſen des Menſchen zuſammenſtimmt; ſo iſt ſie zur Glaubenslehre des Reichs aufgenommen. Ihre Quelle, aus der jeder Bürger unmittelbar ſchöpft, iſt das N. T.; die einzelnen Glaubensſekten löſen ſich in eine chriſtlich-teutſche Kirche auf; andere Glaubenslehren, welche den Zwecken der Menſchheit zuwider ſind, wie die jüdiſche, welche nur eine Glaubensart ſind, werden in dem Reiche nicht geduldet. An dem öffentlichen Gottesdienſt nimmt jeder Antheil, der Bedürfniß fühlt. Glaubenszwang iſt überall nicht; die Hausandacht iſt ungeſtört.

§. 11.

Als Beamte für die Kirche ſind in jeder Gemeinde die Geiſtlichen, bei deren Anſtellung, außer den allgemeinen Erforderniſſen bei jeder Stelle noch das hinzukommen muß, daß die Gemeinde nicht widerſpreche, d. h. nicht erkläre, daß ſie zu dieſem Geiſtlichen kein Zutrauen haben könnte. Die Geiſtlichen ſollen als Muſter und Lehrer des reinen Chriſtenthums, ihren Gemeinden den wahren Glauben der Wahrheit, Freiheit und Liebe, der Gleichheit

aller, und der Verherrlichung der Menſchheit im Volke mittheilen, und im Verein mit dem Kirchenälteſten auf Zucht — und Ordnung halten. Zur Berathung über das allgemeine Beſte in kirchlicher Hinſicht, dienen dreierlei Kirchenverſammlungen.

I. Sprengel-Verſammlungen

gebildet aus den Geiſtlichen und Kirchenälteſten eines Sprengels, zu zwiefachem Zweck; a) Beſchlüſſe über das kirchliche Wohl des Sprengels, unter Mitwirkung des Amts-Vogts zu faſſen, dieſe werden der verſammelten Sprengel-Gemeinde zur Genehmigung oder Verwerfung vorgelegt; andererſeits vom Vogte aber an den Gaurath einberichtet; — b) unter richterlicher Leitung des Amtmanns ſollen ſie ein Rügegericht hegen und zwar in jeder Gemeinde.

II. Gau-Kirchen-Verſammlungen

jährliche Verſammlungen der von jeder Sprengel-Gemeinde dahin abgeſandten Geiſtlichen, zur Berathung der Gau-Kirchenſachen unter Aufſicht des Gauraths. Die Beſchlüſſe werden nebſt dem Bericht des Gauraths, dem Reichstag zur Genehmigung, Verwerfung oder Abänderung eingeſandt, wie auch vom Gaurathe ſogleich an den Reichstag berichtet. Glaubt eine Gau-Kirchen-Verſammlung eine Reichs-Kirchen-Verſammlung nöthig, ſo hat ſie ſolches beim Reichsrathe, und, wenn es hier nicht verlangt wird, beim Reichstage zu verwirken. So entſtehen:

III. Reichs-Kirchen-Verſammlung

unter Aufſicht des Reichsrathes, gebildet aus den, von der

Gau-Kirchen-Verſammlung geſandten Geiſtlichen zur Berathung des Reichs-Kirchenweſens. Die Beſchlüſſe werden nebſt Berichten des Reichsrathes, dem Reichstag zu Ja und Nein vorgelegt. — So entſtehen Reichs-Gau- und Sprengel-Kirchen-Ordnungen.

§. 12.

Die Schule iſt volksthümlich; ſie bezweckt namentlich, daß alle Stände im Staat gleiche Jugendbildung genießen, und der Abſtand vom Bürger- und Bauernſtand, im Gegenſatz vom Gelehrten- und Beamtenſtand verſchwinde. Alle Kinder eines gewiſſen Bezirks, beſuchen ohne Ausnahme dieſelbe Lehranſtalt, wes Standes auch ihre Eltern ſeien; vom 8ten Jahr bis zum 16ten nothwendig bleiben ſie in der Schule. Dann urtheilen die Lehrer, ob der Jüngling fähig ſei, die Schule zu verlaſſen; im 18ten Jahre wo der Jüngling wehrhaft gemacht wird, iſt er nothwendig von der Schule frei, und ergreift nach Willkühr Gewerbe oder Ackerbau, oder bildet ſich zu Staatsämtern aus. Gewiſſe Fächer bilden alle in der Schule bis zuletzt gemeinſam aus; andere Fächer dagegen, je nachdem der Schüler dieſer oder jener Lebensweiſe ſich widmen will, und zwar erſt in beſtimmten Jahren, beſonders. Zu allgemeiner Theilnahme ſind für die geiſtige Ausbildung folgende Fächer:

1) Chriſtliche Glaubenslehren,
2) Natur-Wiſſenſchaften,
3) Vaterländiſche Geſchichte und Erdkunde, welche der Jugend ein Bild des volksthümlichen Le-

bens, wie und wo es im Vaterland aufgetreten ſei, vorſtellen;

4) Lehre der teutſchen Sprache, alter und neuer, nebſt der Kunde unſerer ſchriftlichen Denkmäler, auch der Kunde der andern germaniſchen Sprachen;

5) Lehre von Raum und Zeit, ſo weit ſie für die Jugend paßt;

6) Leſen und Schreiben;

7) Tonkunſt.

Mit dem 12ten Jahre iſt es Jedem unverwehrt, gelehrte Fächer, fremde Sprachen ꝛc. noch neben den allgemeinen Lehrgegenſtänden zu treiben. Zur Leibesausbildung, welche die andere Hälfte des Schulunterrichts ausmacht, gehören:

1) Turnen, d. h. ſchulgerechte Ausbildung aller wachſenden Leibeskräfte.

2) Gewerbe aller Art. Alle Kleidungs- und Haushaltungsſtücke verfertigen die Schüler ſich ſelbſt.

3) Ackerbau und Gartenkunſt, auch zu eigenem Bedarf. Auch hierbei wählt nach dem 12ten Jahr der Schüler einen der letzten Zweige, wenn er ihnen ſein künftiges Leben widmen will, vorzugsweiſe.

§. 13.

Alle Schulen ſind auf dem Lande in einer geſunden Gegend. Die Lehrer beſoldet der Staat. Die Schuljugend bildet unter ſich einen Freiſtaat und Gemeinweſen. Die Lehrer wachen nur über Fleiß und Sittlichkeit. Die Schulbildung iſt darauf gerichtet, alle Hinderniſſe hinwegzuräumen, welche der Entwickelung und Ausbildung der

menſchlichen Anlagen im Wege ſtehen; nicht, wie die jetzige Erziehung, auf Eintrichtern.

§. 14.

In jedem Lande iſt eine gelehrte Landesſchule, wie in dem Reich eine gelehrte Reichsſchule. Auf beide zu gehen iſt nur nothwendig dem, der ſich Staatsämtern oder dem Gelehrtenſtande widmen will. Die öffentlichen Lehrer werden vom Staate beſoldet, ihre Anzahl iſt beſtimmt, die Vorleſungen ſind unentgeldlich. Wer ein Lehramt will muß die §. 7. aufgezählten Zeugniſſe beibringen, ferner die öffentliche Prüfung beſtanden haben. Ueberhaupt treten, wie überall bei Staatsämtern die Beſtimmungen §. 7. ein. — Die Burſchenſchaft iſt ein reiner Freiſtaat, mit geſetzgebender Gewalt für ſich. Jeder Burſche nimmt gleichen Antheil. Ein beſonderer Lehrer iſt beſtimmt für Turnerei und Kriegsübungen. Die Lehrer haben blos in ſittlicher und wiſſenſchaftlicher Hinſicht Aufſicht und Gericht über die Burſchen, und hegen letzteres nach den Geſetzen des gemeinen Rechts.

§. 15.

Nachdem von Schule und Aerzten die bürgerliche Reife anerkannt worden, wird der Jüngling wehrhaft. Jeder trägt im Staat ohne Ausnahme die Waffen bis zum Greiſenalter, und nimmt an den Kriegsübungen während dieſer ganzen Zeit Antheil. Die Kriegs- und Wehr-Verfaſſung iſt noch beſonders anzuführen.

§. 16.

Recht und Rechtsverfolgung wird im Reiche in peinlichen und bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten nach denſelben Rechtsbüchern geſprochen. Hierzu treten die berühmteſten Rechtslehrer und geübteſten Geſchäftsmänner zuſammen, und verfaſſen die Urkunden. Mündlicher Vortrag, ſo weit er die Gründlichkeit nicht beeinträchtiget, und öffentliche Verhandlungen in allen Gerichten, ſind allgemein im Reiche. — Die Rechtsverfolgung iſt nicht unentgeldlich, die Gebühren die dem Staat gehören, trägt der Verlierende!

§. 17.

Es gibt keinen Bürger, welcher von der unterſten Inſtanz, die der Gaurichter in bürgerlichen Streitigkeiten bildet, befreit wäre, wohl aber Sachen, wie die peinlichen zum Theil. Für die 2te Inſtanz ſind in jedem Reichslande 2 Landgerichte, wovon eins über das andere wie bei den Reichsgerichten den Caſſationshof bildet, d. h. wenn die Förmlichkeiten nicht gewahrt ſind. Von den Landgerichten geht die Berufung an die Reichsgerichte; erſtere und letztere ſtehen im Reichsland und Reich ſo nebeneinander, daß es der ſich beſchwert achtenden Parthei frei ſtehet, welches Gericht ſie wählen will. Für die peinlichen Sachen ſind beſondere Gerichte in unterſter Inſtanz, und von da geht die Berufung in peinlichen Sachen, wie in bürgerlichen.

§. 18.

Preßfreiheit iſt Reichsgeſetz; nur muß ſich der Verfaſſer nennen, öffentlich oder einer Behörde. Verantwort-

lich iſt er den Gerichten für unſittliche Aeußerungen, ſo wie für unrechtliche Beeinträchtigungen. Volle Wahrheit zu ſagen iſt Jedem gegen Jeden erlaubt.

§. 19.

In der Stadt- oder Gemeinde-Verſammlung erſcheint der Reichsbürger in der allgemeinen Volkstracht, desgleichen bei den Waffenübungen, der Beamte im Beruf. Sonſt kleidet ſich jeder nach Willkühr.

§. 20.

Zur Beſtreitung aller Koſten im Staate trägt jeder nach Kräften, und nach durchaus gleichem Maaßſtabe bei. Das Reichsland trägt die Koſten für ſeine öffentlichen Beamten allein; für Reichsbeamte und Kirchenanſtalten das Reich.

§. 21.

Stände, in die das Volk ſich theilt, ſind: Bauern, Handwerks-, Handels-, Beamten- und Gelehrten-Stand. Jeder Bürger hat freien Zutritt zu jedem Stand, nach freier Wahl, vorausgeſetzt, daß er die nöthigen Erforderniſſe dazu hat, eben ſo freien Austritt. [So lange er aber in einem der Stände ſich befindet, darf er überall nicht in die Thätigkeit und Geſchäfte eines der andern eingreifen; der Handwerker darf keinen Ackerbau treiben ꝛc. Namentlich darf kein Beamte oder Lehrer von Land- oder Gelehrten-Schulen, Handel ꝛc. treiben.] *) Die Stände

*) Die eingeklammerte Stelle iſt ſpäter durchſtrichen und folgende Randbemerkung hinzugefügt: Man kann eben ſowohl mehreren

ſind Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, greifen nicht als ſolche in die Staats-Verwaltung ein, und werden nicht als ſolche vertreten. Die in einander greifende Kette, welche der Staat iſt, hat folgende Glieder:

Haus,
Gemeine,
Amt- oder Gau-Sprengel,
Reichsgau,
Reich.

§. 22.

Der Mann, verheirathet oder unverheirathet, iſt Herr ſeines Hauſes, Eigenthums und Geſchäfts, Lenker des Hausweſens.

Die Gemeine iſt ein Freiſtaat mit ſich ſelbſt bindender Gewalt, hat Vorſteher, Schutheißen und einen Seelſorger ꝛc.

Mehrere Gemeinen bilden durch Vereinigung einen Gau, der unter einem Gaurichter, als Rechtsbehörde ſteht. Auch hat der Gau einen Steuervogt. Der durch die Gemeine erwählte Stadt- oder Dorf-Vorſtand wählt einen Vertreter, entweder aus ſich, oder ſonſt aus der Gemeine. Die Gewählten treten im Gau zuſammen, und wählen aus ſich oder aus dem Gau einen Landes-Vertreter. Dieſe treten in dem Reichsland, das aus Gauen gebildet wird, zuſammen und bilden den Landtag.

§. 23.

Der Landtag ſpricht den Willen des Landes geſetz-

Ständen, wenn die verſchiedenen Eigenſchaften ſich in Einem vorfinden, angehören als nur einem.

gebend und oberaufſehend aus. Er fordert alle Landesbehörden zu Bericht und Rechenſchaft, ermißt und vertheilt die Steuern und trifft Verfügungen zur Wohlfahrt des Landes. Er iſt bloß dem Reichstage verantwortlich, jedoch bedürfen alle Geſetze, die von ihm ausgehen, der Gewährhaltung des Reichstags, früher ſind ſie unverbindlich. Nachdem er alle Geſchäfte für das Land erledigt hat, ſtattet er Bericht an den Reichsausſchuß ab, der dem Reichstag vorgelegt wird, nimmt den Landesbeamten den Dienſteid ab, wählt aus ſich einen Ausſchuß, der bis zum neuen Erſcheinen anderer Landesvertreter an Ort und Stelle bleibt, wählt gleichfalls aus ſich oder aus dem Lande Reichsvertreter, und löſt ſich nachdem er Heerſchau über den Landesheerbann gehalten, auf und tritt in das Volk zurück. Der Landtag erſcheint zur beſtimmten und auf beſtimmte Zeit.

§. 24.

Der Ausſchuß hat keine geſetzgebende Gewalt. Er muß ſich von dem ganzen Zuſtande des Reichslandes in ſtete Kenntniß ſetzen, ob die Reichs- und Landesgeſetze gehandhabt werden. Er nimmt die Steuern ein und zahlt ſie aus für das Reich und das Land. Er wohnt den Sitzungen des Landesfürſten und des Landraths bei, hat namentlich ein Auge auf den Fürſten und alle Behörden, daß ſie nicht über die Grenze ſchreiten, noch auch unthätig ſind. Namentlich iſt es noch Pflicht des Ausſchuſſes, die Hoch-, Landes- und Reichsverräther peinlich anzuklagen, und in Verhaft zu nehmen durch die Landgerichte. Vorfälle, die ihm gefährlich ſcheinen, meldet er dem Reichsausſchuß, dem er überhaupt zu Bericht pflichtig iſt. Will

eine Behörde oder ein Einzelner das Wohl des Landes abzweckende Vorſchläge thun; ſo reicht er ſolche dem Ausſchuß ein, der ſie an Ort und Stelle beſorgt. Nachdem der Ausſchuß dem neuen Landtag Rechenſchaft abgelegt und alle verlangte Auskunft gegeben, tritt er ins Volk zurück. Endlich ſtimmt auch der Ausſchuß bei der Wahl des Landesfürſten oder eines Landraths-Mitgliedes mit.

§. 25.

An der Spitze der geſammten Verwaltung im Reichsland ſteht der Landesfürſt mit einem Landrathe. Bei der Stelle des Fürſten iſt nichts, was ſie von andern Beamtenſtellen auszeichnet, weder Rang, Titel, noch höhere Beſoldung ꝛc. Gewählt wird der Fürſt aus den Gliedern des Landraths durch dieſen und durch den Ausſchuß, er muß eine gewiſſe Zeit Landrath geweſen ſeyn. Die Landräthe werden gewählt durch den Landrath und den Ausſchuß. Bewerber ſind: Lehrer der gelehrten Schulen, Glieder der höhern Gerichte, Gaurichter und Gauvögte.

Der Fürſt haftet dem Landtag für gute Verwaltung, Handhabung der Land- und Reichsgeſetze. Er iſt an den *) nicht an die Stimmenmehrzahl des Landraths gebunden. Auf den Rechtsgang hat Fürſt und Landrath keinen Einfluß, nur hat er Verpflichtung zu wachen, daß Recht geſprochen werde. Fürſt und Landrath ſtehen dem Landtag zu Bericht, über alle Verwaltung im Reichslande und die ganze Lage des Landes. Fürſt und Landrath haben vorzüglich auch alle Zweige der Polizei, Sorge für die Sittlichkeit, Geſundheit, Lebensbedürfniſſe, Ruhe und

*) leerer Raum im Original.

Sicherheit im Lande. — Wird der Landrath zu Bericht gezogen, ſo iſt der Fürſt bloß Mitglied deſſelben mit einer Stimme. Vom Fürſten gehen die Befehle an die Behörden aus, nachdem er die Sache im Landrathe durchgeſprochen hat.

§. 26.

Auf dem Reichstag erſcheinen die aus den Landesvertretern ausgewählten Reichsvertreter; ſie ſind der Mund des Volkes; deſſen Stimme iſt Geſetz im Reich. In den Reichsvertretern ſpricht ſich des Volkes rechtliche Allmacht und Alleinmacht aus. Die Volksvertreter bilden den einzigen Begnadigungshof im Reich. Ihre Thätigkeit erſtreckt ſich auf alle Gegenſtände, die das Volk angehen. In jedem Zweig ſind ſie geſetzgebende Macht. Sie ſind an ihre eigenen Geſetze und die im Reich beſtehenden nur ſo lange gebunden, als ſie nicht verfaſſungsmäßig durch Abſtimmung und Stimmenmehrheit die alten Geſetze aufgehoben.

Der Reichstag läßt ſich von allen Behörden im Reich Bericht und Rechenſchaft abſtatten; ſelbſt richten darf er nicht; richten ſollen die ordentlichen Gerichte. Soll ein neues Geſetz gemacht werden, ſo entſcheidet unbedingte Stimmenmehrheit, ſoll ein älteres Geſetz aufgehoben werden, ſo ſind $\frac{2}{3}$ erforderlich. In die Hände der Reichsvertreter ſchwören die Reichsbeamten den Dienſteid. Ueber Krieg und Frieden ſei es mit fremden oder empörten Reichsländern, entſcheidet allein der Reichstag. Iſt der Reichstag bei ſolcher Gelegenheit nicht ohnehin verſammelt, ſo wird er außerordentlich berufen durch den Reichsausſchuß und bleibt ſo lange verſammelt, bis der Friede

abgeſchloſſen iſt. In allen übrigen Fällen erſcheint der Reichstag nur zu beſtimmter und für beſtimmte Zeit. Wenn der Reichstag außerordentlich berufen wird; ſo muß er binnen 30 Tagen verſammelt ſein, vom Augenblick an, wo die Berufung in den entlegenſten Reichslanden angelangt iſt.

Weil die Reichsvertreter Männer des unbedingten Volksvertrauens ſind, ſo müſſen im voraus Merkmale aufgeſtellt ſein, woran man eine mögliche, freilich höchſt unwahrſcheinliche Täuſchung dieſes Vertrauens erkennt. Hoch- und Reichsverräther werden die Reichsvertreter:

1) wenn ſie gegen die allgemeine Bürgergleichheit ſtreitende Geſetze aufſtellen, ſei es ſelbſtnützlich oder zu Begünſtigung Dritter,

2) wenn ſie gegen des Volkes rechtliche Allmacht und Alleinmacht ſtreitende Geſetze entwerfen, z. B. das Volk ſeines Wahlrechts zur Ausſprechung ſeines unbedingten Willens, entäußern; ſeines Rechts über Krieg und Frieden, oder auch Oeffentlichkeit und Geiſtesfreiheit — (leerer Raum im Original)

3) wenn ſie Rechts- und Sittenloſigkeit erlauben oder heiligen,

4) wenn ſie ſich ein in Theile gehen auf dem Reichstag zu Schulden kommen laſſen, d. h. ſich der Abſtimmung durch die Mehrzahl widerſetzen, oder gar das Reich verkleinern, oder theilweiſe verkleinern,

5) wenn ſie auf längere Zeit ihre Macht behaupten wollen, als reichsgrundgeſetzlich für die Dauer des Reichstages geſetzt iſt. Wollen ſie die Friſt verlängern, ſo dürfen ſie eine ſolche Verlängerung nur für den nächſten

Reichstag beſtimmen und ordnen, doch ſind ſie auch bei dieſer Beſtimmung an eine längſte Friſt gebunden, damit durch Schleichwege das Volk ſeiner Macht nicht entkleidet werde. Die längſte Friſt dürfte wohl nur einen Zeitraum von 5 Jahren umfaſſen.

In allen Fällen von 1 — 5 iſt es des Königs Pflicht, den ungetreuen Reichsvertreter des Hoch- und Reichsverraths zu zeihen, worauf das angegangene Reichsgericht durch bewaffnete Polizeimacht den Beklagten nebſt dem Kläger gefänglich einzieht, und das peinliche Verfahren ſchleunigſt vor ſich gehet. Nur bei Hoch- und Reichsverrath dürfte wohl wegen der Gefahr für das Reich, alſo aus polizeilichen Gründen die Todesſtrafe in peinlichen Sachen zuläſſig ſein. Der König wird erſt frei von der Verhaftung nachdem die Anklage erwieſen iſt, im entgegengeſetzten Falle leidet, wenn er argliſtig verfuhr, er dieſelbe Strafe, welche den überwieſenen Beklagten getroffen hätte. Nachdem alle Geſchäfte des Reichstags erlediget ſind, wählt derſelbe aus ſich einen Ausſchuß, der bis zum Erſcheinen des neuen Reichstags an Ort und Stelle bleibt. Hierauf tritt der Heerbann des Reichs ein, und hält vor den verſammelten Volksvertretern ſeine Kriegsübungen: Hierauf folgen die Volksſpiele, Wettſtreite in Künſten und Wiſſenſchaften aller Art, wobei die Reichsvertreter den Preis erkennen und austheilen. Hierauf löſt ſich der Reichstag auf und tritt ins Volk zurück.

§. 27.

Der Reichsausſchuß iſt zu demſelben Zweck im Reich geordnet, wie der Landtagsausſchuß im Reichslande. Er

beruft in dringenden Fällen außerordentlich den Reichstag, wacht über Vollzug der Geſetze und gute Verwaltung, namentlich über Reichsrath und König, und hat bei Beſtellung beider eine mitwirkende Wahlſtimme. Er zahlt den Reichsbeamten ihre Beſoldung, und fordert Bericht von allen Behörden im Reich, damit er dem Reichstag über alle Reichsangelegenheiten nebſt dem König und Reichsrath, genügende Auskunft geben könne. Namentlich iſt es Pflicht des Reichstagsausſchuſſes, über Hochverrath zu wachen im Reich, und die Verbrecher ſogleich durch die höchſten Reichsgerichte verhaften zu laſſen. Er wird hierbei nicht in gefängliche Haft genommen, jedoch trifft den überwieſenen boshaften Aufkläger auch hier die Strafe der Wiedervergeltung. Alle Vorſchläge zu Reichsgeſetzen und Anſtalten werden dem Reichsausſchuß zugeſandt, der ſie, wenn er ſie nicht als verfaſſungswidrig unterdrückt, dem König mittheilt. Beide bringen den Vorſchlag ſofort in den neuen Reichstag. Nachdem der Ausſchuß dem Reichsrathe die verlangte Auskunft gegeben, auch Rechenſchaft geſtanden, tritt er ins Volk zurück.

§. 28.

Wie der Fürſt im Reichslande, ſteht der König im Reiche an der Spitze der Verwaltung mit dem Reichsrath. In ſeiner Hand vereinigen ſich alle Fäden der Verwaltung. Gewählt wird der König durch den Reichsrath und den Reichsausſchuß. Bewerber um die Stelle, bei der natürlich nichts Ausgezeichnetes, weder in Rückſicht auf Zeugniſſe und allgemeine Erforderniſſe des §. 7., noch im Rang oder ſonſtigen Vorrechten ſtatt findet, ſind: Glieder

1) des **Reichsraths**, und

2) der höchſten Reichsgerichte, welche beſtimmte Zeit ihres Dienſtes nachweiſen müſſen. Aus dem Obigen folgt ſchon, daß der König in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten, Recht von den Gaurichtern nimmt. *)

Der König iſt gleichfalls nur an den Beirath des Landraths gebunden. Rechenſchaft legt er dem Reichstage ab, zu Bericht ſteht er dem Reichsausſchuſſe. Erſterem haftet er für gute Verwaltung. Eine beſondere Pflicht des Königs iſt es, die hochverrätheriſchen Reichsvertreter bei dem höchſten Reichstag zu verklagen. Thut er bei ſolchen Gelegenheiten ſeine Schuldigkeit nicht, und tritt ein Dritter auf, der ihn an ſeine Pflicht mahnt, was jedem im Volke erlaubt iſt — klagt er ſofort nicht augenblicklich an, überläßt er die Anklage einem Dritten, dann iſt er, wenn der Hochverrath erwieſen wird, und er der Argliſtigkeit überführt, des Todes ſchuldig.

§. 29.

Des Königs einziger Wirkungskreis iſt die Verwaltung. An Rechtſprechung, Geſetzgebung, Kriegs- und Friedensſchlüſſen, hat der König keinen größern Antheil, als jeder andere Bürger, wohl aber gleichen. **) Der Reichsrath iſt Gehülfe des Königs und im Reich, was der Landrath im Reichsland. Ueber alle Verwaltung muß

---

*) Randgloſſe. Abgeändert.

**) Randgloſſe. Wird irgend ein Beamte (mithin auch der Reichs- oder Gau-Geſchäfts- oder Gerichts-Fürſt) zu einem Volksvertreter oder Feldherrn gewählt, ſo hört ſein Wirkungskreis als Beamter ſo lange, als die neue Verpflichtung dauert, auf.

er dem Reichstag genügende Auskunft geben können. Die Glieder des Reichsraths werden gewählt durch ihn ſelbſt und den Reichsausſchuß.

Bewerber ſind:

1) Landesfürſten,

2) Landräthe,

3) Glieder der höchſten Reichsgerichte,

4) Lehrer gelehrter Reichsſchulen.

Alle müſſen nebſt den allgemeinen Erforderniſſen, beſtimmte Dienſtzeit nachweiſen, Landesfürſten und Landräthe müſſen auch noch beſonders von dem Reichsrath und den Reichsgerichten, ehe ſie zur Mitbewerbung zugelaſſen werden, ſich prüfen laſſen, desgleichen Glieder gelehrter Reichsſchulen auf gleiche Art. Stirbt der König, wird er abgeſetzt oder verhaftet, oder iſt er ſonſt zum Dienſt verhindert: ſo tritt ſtellvertretend der älteſte Reichsrath für ihn ein.

§. 30.

Im Reich ſind 2 höchſte Reichsgerichte, wie im Reichsland 2 Landesgerichte. Auch bilden beide übereinander den Kaſſationshof. An die Reichsgerichte werden im Weg der Berufung alle geeignete Rechtsſtreite gebracht; ausſchließend ſind ſie nur geordnet für Hoch- und Reichsverraths-Klagen gegen ungetreue Reichs-Vertreter als ſolche; die Reichsgerichte haben gewaffnete Polizeimacht; jedoch dürfen ſie nur verhaften auf erhobene Anklage durch Dritte.

Bewerber zu einer Stelle im Reichsgerichte ſind:

1) Rechtslehrer auf gelehrten Reichsſchulen.

2) Glieder der höchſten Landesgerichte.

Unter dieſen werden nach abgehaltener Prüfung von Seiten des Gerichts ſelbſt, durch daſſelbe die Würdigſten und Kenntnißreichſten erwählt. Auch zu dieſer Stelle iſt gewiſſe Dienſtzeit erforderlich.

§. 31.

Die gelehrte Reichsſchule muß jeder beſuchen, der ein Staatsamt einſt bekleiden will; Zutritt aber hat jeder Bürger, der ſich ausweiſet. Beim Abgang wird der Burſche öffentlich geprüft, und erhält ein Zeugniß welches ihn befähigt, um ein Staatsamt nachzuſuchen. Will er ein gelehrtes Lehramt ergreifen, ſo iſt eine beſondere Prüfung noch vonnöthen — die gelehrte. Wenn er dieſe beſteht, ſo bekommt er ein Befähigungsſchreiben zum öffentlichen Lehrer, und darf auf jeder Landesſchule oder Reichsſchule lehren. Iſt ein Lehramt auf einer gelehrten Schule erledigt; ſo kann er, wenn keine Mitbewerber da ſind, ohne weiteres eintreten; iſt aber ſolches der Fall, ſo halten die Mitbewerber öffentliche Prüfung untereinander und über die beſten Kenntniſſe entſcheidet die gelehrte Reichsſchule.

Die Burſche bilden ein freies Gemeinweſen unter einander ſ. §. 14. Auch iſt ein Lehrer da für Kriegsübungen und Turnerei; die Lehrer lehren unentgeltlich.

§. 32.

Die Reichs-Heerbann-Verfaſſung erfordert genauere Beſtimmung als hier kann gegeben werden. Nur dies:

den Feldherrn und Kriegsrath erwählt der Heerbann ſelbſt aus dem Volk heraus.

§. 33.

In der Mitte des Reichs erhebt ſich die Reichsſtadt, genannt Aller Teutſchen. In ihr ſind Reichstag, Reichsrath, Reichsgerichte, die gelehrte Reichsſchule, der Reichsausſchuß. Der Reichstag wird gehalten in einem großen chriſtlichen Dom.

§. 34.

Vor der Reichsſtadt werden die Wehrübungen und Heerſchau über den Reichsheerbann, desgleichen die Volksſpiele unter den Augen der Volksvertreter und die Preisvertheilungen gefeiert.

Nachtrag.

Außer dem ſchon Abgeänderten in der Reichsverfaſſung, ſind noch folgende Punkte folgendermaßen durchgehends zu ändern:

Das ganze Reich allein übt ſeine ſchaffende Gewalt durch Vertretung geſetzgebend und verwaltend aus. Kein Landtag ſpricht den Willen des Landes geſetzgebend und oberaufſehend aus; ſondern vom Reich gehet aus alle Geſetzgebung, Oberaufſicht und Verwaltung für das Ganze, wie für die einzelnen Theile. Dieſe ſind:

1) die Einzelnen,

2) das Haus,

3) die Gemeinde,

4) der Gau und im Gegenſatz von dieſen,

5) das alle dieſe einzelnen Theile umfaſſende Reich.

Was die (der ?) Einzelne, ein Haus, eine Gemeinde beſchließt, gehört nur in das bürgerliche Recht. Von Gauen als ſolchen, (welche nach Seelenzahl mit Rückſicht auf kleine örtliche Beſchränkungen im Allgemeinen ganz klein müſſen ſeyn,) dagegen kann nichts beſchloſſen werden, da die Gaueintheilung dem öffentlichen Rechte angehört, und alle öffentliche Gewalt vom Reiche ausgeht. In einzelne Länder wird das Reich nicht abgetheilt, daher beſteht auch weder ein Landtag noch Landtagsausſchuß. Aber ein Gaurath beſteht ſtatt des Landraths. Von deſſen Vorſitzer auf vorhergegangenem Mitrath (nicht Einſtimmung) der Gauräthe, werden alle Verfügungen getroffen, welche das Geſetz oder der Befehl des Reichstages, und in deſſen Auftrag des Reichsrathes, oder der Augenblick (polizeiliche Maaßregeln) fordert, getroffen.

Ueber Gaurath beſteht das Gaugericht als höherer (zweiter) Gerichtshof für alle Gaugehörige, und als erſter (unterſter) für alle Reichsbeamte des Gaues. Bei allen Rechts- und Verwaltungsbehörden des Reichs und der Gaue, werden die Vorſitzer von und aus den Mitgliedern derſelben auf beſtimmte Zeit gewählt. Sie heißen bei den Reichs- und Gaugerichten (Reichs- oder Gau-) Gerichts-Fürſten, bei dem Reichs- und Gaurathe (Reichs- oder Gau-) Geſchäfts-Fürſten. (Der Name König ſchwindet gänzlich.) Ihr Wirkungskreis iſt ganz der in der Reichsverfaſſung beſchriebene, außer, was ſich auf Landtag und Landtagsausſchuß bezieht. Von allem dieſem bleibt

nämlich überhaupt nichts, als daß die aus jedem Gau gewählten Vertreter die beſtimmte Zahl Reichsvertreter (jeder Gau gleichviel) aus ſich wählen. Aber Gauvertreter giebt es gar nicht, da es keine Gaugewalt giebt, daher haben auch die vom Gau gewählten nichts anders zu thun, als die Reichsvertreter aus ſich zu wählen, und ſogleich auseinander zu gehen.

Ueber dieſes Machwerk läßt ſich nichts weiter ſagen, als daß es nicht ſchlechter ſey, als die übrigen papiernen Conſtitutionen, welche das revolutionäre Syſtem zu Dutzenden geboren hat. Dieſen, wie dem Verfaſſungsentwurf der deutſchen Republik, liegt das gründliche Ignoriren jedes beſtehenden Rechts, dann der Irrwahn: daß es auch nur möglich ſey, aus der abſtracten Theorie heraus eine lebendige Verfaſſung zu ſchaffen, endlich das politiſche Dogma von der Souveränität („rechtlichen Allmacht und Alleinmacht") des Volkes zum Grunde. — Nur das iſt ein weſentlicher Vorzug der eben mitgetheilten Urkunde, daß ſie die Mittelſtufen überſpringt, die Conſequenzen aus dem Grundprinzip der Volksſouveränität vollſtändig zieht und das politiſche Geheimniß (den demokratiſchen Freiſtaat) hier offen und ehrlich ausſpricht. Jedoch wird ſich weiter unten zeigen, daß die geſcheutern Köpfe, die jener Richtung huldigten, durchaus nicht der Meinung waren: man müſſe mit dieſen Anſprüchen anfangen, ſondern daß ſie es allerdings erkannten, daß gewiſſe Uebergänge aus dem gegenwärtigen Zuſtande in jenen (definitiven und allein recht-

lichen) der Republik nothwendig ſeyen. Höchſt merkwürdig iſt es ferner auch, daß in dieſem Mikrokosmus eines conſtituirenden Studentenkonvents ſich daſſelbe natürliche Geſetz geltend machte, welches in den großen europäiſchen Begebenheiten, zum Staunen und Schrecken der Welt ſo oft ſeine Kraft bewährte, das metapolitiſche Geſetz: daß die konſequent revolutionäre Geſinnung über die minder konſequente den Sieg davon tragen müſſe. Im erſten Entwurfe kömmt freilich noch ein König vor, wie ſich von ſelbſt verſteht ſchon als Volksbeamter, der nach überſtandenem Examen, wenn er gute Zeugniſſe hat, und ſich über eine untadelhafte frühere Dienſtführung ausweiſen kann, durch die Wahl zu dieſem Poſten befördert wird. Sein wichtigſtes Geſchäft iſt die Anklage der Reichsverräther. Aber da er hingerichtet wird, wenn er dieſe unterläßt, und man ihn hinrichtet, wenn er ſie nicht beweiſt, ſo iſt es augenſcheinlich, daß nur der Haß des Königthums dieſen König geſchaffen hat, und daß, den Geſetzgebern ſelbſt vielleicht unbewußt, ſeine wahre Funktion darin beſteht, bei gewiſſen, leicht herbeizuführenden, Gelegenheiten ſein Haupt auf den Block zu legen. Denn gäbe es ſonſt eine Königshinrichtung, wenn es keinen König mehr gäbe? Aber ſelbſt die augenſcheinliche Nothwendigkeit Jemanden als Object für dieſe republikaniſche Verrichtung fortwährend zu unterhalten, wenn ſie überhaupt vorgenommen werden ſollte, konnte dieſem Königthume nicht länger ſeine Exiſtenz friſten; es wird „in ſpätern Beſchlüſſen" feierlich abgeſchafft und zu Grabe getragen, und ſo endlich die reine Republik in ihr volles Recht eingeſetzt.

Man hat häufig geglaubt, daß die ſtudierende Jugend durch einen übertriebenen Eifer für die alte deutſche Sitte und das deutſche Recht, ſo wie durch Schwärmerei für die Inſtitutionen des Mittelalters, namentlich für das Kaiſerthum, zu den politiſchen Exceſſen jener Zeit verführt worden ſey, auch hat es nicht an Solchen gefehlt, die den neu erwachten hiſtoriſchen Sinn in Deutſchland als eine beſondere Species der Demagogie denuncirten. Der Gegenbeweis liegt in dem mitgetheilten Aktenſtücke. Der nicht ſelten zu weit getriebenen Anhänglichkeit an das Altdeutſche hatte ſich, nach und nach, mit Beibehaltung des Namens und gewiſſer an ſich indifferenter Abzeichen, der kosmopolitiſch einförmige, nüchterne, platte, neufranzöſiſche Jakobinismus ſubſtituirt, dem grade die nationelle Individualität und der geſchichtliche Charakter der beſtehenden Inſtitutionen ein Gräuel iſt; und die abſtracte pſeudophiloſophiſche Formel war auch hier zur Keule geworden, womit das friſche Farben- und Geſtaltreiche Leben, wie es dem Schooße der Jahrhunderte entſtrömt war, zuerſt todtgeſchlagen werden ſollte, damit dann auf dem dürren Boden einer langweiligen geiſtloſen Gleichheit, nachdem ihn Dolch und Henkerbeil geebnet, der Tempel einer despotiſchen Freiheit aufgeführt werden könnte. In jener Urkunde aber, die den Riß des letztern enthält, vermißt man auch ſogar die jugendlich poetiſche Schwärmerei, und es geht durch das ganze Machwerk lediglich jener kalte Verſtandesfanatismus, jener Haß aller wahren Freiheit, (der eins iſt mit der Verachtung des guten Rechtes des Andern,) jener Widerwille gegen alle lebendige Mannigfaltig-

8

keit, wie die freie Bewegung in einem Volke ſie erzeugt, und jenes despotiſche Hinſtreben nach einer Uniform der Leiber und der Seelen, — als welche eigenthümlichen Merkmale den Charakter der großen franzöſiſch-europäiſchen Revolution des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts bilden.

Dritter Abſchnitt.

Motive des Verbrechens.

Wenn gleich die bisher geſchilderten religiöſen, politiſchen und philoſophiſchen Anſichten der Boden ſind, aus welchem Sand's That hervorwuchs, ſo bleibt doch immer noch die nähere Nachweiſung übrig: wie jener Gedanke überhaupt zum wirklichen Entſchluſſe des Mordes, und dieſer zur wirklichen Ausführung deſſelben habe werden können?

Auch hier müſſen wir, ehe wir uns zur beſondern Individualität des Helden dieſer traurigen Geſchichte wenden, zuvörderſt einen prüfenden Blick auf die im Kreiſe ſeiner Freunde herrſchenden Grundſätze werfen.

Wir haben das Ideal des Staats kennen gelernt, welches ſich Diejenigen zu eigen gemacht hatten, welche am klarſten und konſequenteſten über dieſen Gegenſtand dachten.

Ueber die Mittel wie daſſelbe zu verwirklichen ſey, herrſchte im Einzelnen keine völlige Uebereinſtimmung. Jedoch waren darin wohl die Meiſten einig, daß es gradezu unmöglich ſey: dieſe „freie Verfaſſung“ wie durch

einen Zauberſchlag in's Leben treten zu laſſen, und daß das deutſche Volk nothwendig durch mehrere Mittelſtufen und Uebergänge zu derſelben vorbereitet werden müſſe. Man thut denen, die damals jene Geſinnungen theilten, Unrecht, wenn man ihnen den abentheuerlichen, kindiſchen und unſäglich lächerlichen Plan zutraut, durch den offenen Aufſtand einiger Wenigen die deutſchen Verfaſſungen, mit den Waffen in der Hand, umzuſtürzen, und die Republik auf dieſem Wege in's Leben zu rufen. Auf Sand's verworrene Vorſtellungen kommen wir weiter unten zurück. Denen aber, die überhaupt nachdachten hat es ohne Zweifel ſelbſt eingeleuchtet, daß ein einziges Bataillon überflüſſig hingereicht haben würde, einen ſolchen Aufſtand in ſeiner Geburt zu erſticken, und die Phalanx der Freiheitshelden nach allen Weltgegenden zu zerſtreuen. —

So faßten alſo die geſcheuteren Köpfe die Sache von einer ganz andern Seite auf. Das Reich der öffentlichen Meinung, deren Werth ſie (auch nach unſerm Dafürhalten) in unſern heutigen Staaten nicht zu hoch anſchlugen, war der Boden auf dem ſich etwas ausrichten, auf dem ſich zwar für blöde Augen nicht bemerkliche, aber dennoch ſehr reelle Siege erfechten ließen; war es, ſo lautete jener Calcul, nur erſt dahin gekommen, daß alle Gebildeten mehr oder weniger in den Strom jener politiſch-philoſophiſch-religiöſen Richtung hineingezogen waren, daß alle Schriftſteller ſich in dieſem Sinne ausſprechen mußten, und daß die wenigen Widerſprechenden entweder niedergeſchrieen, oder wenn ſie überhaupt noch zu Worte kamen, in der öffentlichen Meinung ohne Weitläuftigkeiten todtgeſchlagen wurden, ſo konnte möglicherweiſe der Effekt nicht aus-

bleiben, um ſo weniger als der Plan eigentlich dahin ging: in der Burſchenſchaft und durch dieſelbe allen denen, die als Beamte, Geiſtliche und Aerzte in das bürgerliche Leben treten würden, jene Grundſätze als ein Kleinod mitzugeben, welches jeder nicht bloß für ſich bewahren, ſondern in ſeinem Kreiſe weiter austheilen müſſe. Wenn alle Beamte vom Miniſter bis zum ſubalternen Offizianten auf den Univerſitäten durch die Burſchenſchaft mußten, *) ſo wie die ganze männliche Jugend Deutſchlands durch die Turnplätze, — was konnte dann in einem Menſchenalter und vielleicht noch früher, auch der thatkräftigſte, ſelbſtſtändigſte, entſchloſſenſte Regent, geſchweige denn ein ſolcher, der getäuſcht über ſein wahres Intereſſe, zu dem revolutionären Prinzip in einem unentſchiedenen Verhältniß ſtünde, einer ſolchen geiſtigen Einheit gegenüber ausrichten, da er begreiflicherweiſe nur in ſofern eine Macht hat, als es Menſchen giebt, die ihm gehorchen und in ſeinem Sinne handeln; aber grade die Organe, wodurch er allein ſeinen Willen äußern konnte, wären ja dann für die „gute Sache“ gewonnen geweſen. Dieſer Zuſtand könne, ſo berechnete man, wenn der eingeſchlagene Weg verfolgt würde, nicht ausbleiben, mittlerweile müßten aber alle Mittelſtufen, die zu jenem „freien Staate“ führen, nach Kräften unterſtützt und namentlich die ſ. g. repräſentative Verfaſſung befördert werden, kraft welcher die Souveränität zwiſchen dem Regenten und einer Geſellſchaft von Volksvertretern getheilt iſt, und die man

*) Der §. 24. der Verfaſſung der allgemeinen Burſchenſchaft lautet: „Verbindungen von deutſchen Burſchen auf einer Hochſchule, wo ſchon eine Burſchenſchaft als Theil der allgemeinen beſteht, ſind ohne weiteres im Verruf.“

mit dem ehrwürdigen ſtändiſchen Weſen der deutſchen Völker gröblich verwechſelte.

Merkwürdig iſt es auch hier zu ſehen wie die Wenigen, welche ſich noch nicht auf die Höhe der republikaniſchen Grundſätze ſchwingen konnten, und die da glaubten die projectirte Revolution könne beliebig auf irgend einem Stadium angehalten werden, nach und nach umgeſtimmt wurden.

Die Akten der im Sommer 1819 geführten Unterſuchungen enthalten über das bisher Geſagte höchſt merkwürdige Belege.

Der Student G—— zu Jena ſchreibt im Jahre 1818 (das Datum iſt nicht näher angegeben) an den damals in Heidelberg befindlichen Studenten A——:

„Bleibe feſt und treu in dem Grundſatz, und vertheidige ihn gegen die, die noch mehr wollen. (Du wirſt mich ja wohl verſtehen.) Unſer Volk iſt ja noch nicht ſo mündig, daß es das allerbeſte und ſchönſte verlangen könnte, nemlich die republicaniſche Gleichheit und Freiheit. Das wäre ein Gebäude ohne feſten und ſichern Grund; es würde fallen und zerbrechen. L—— und S—— ſind ganz einer Meinung mit Dir. Darum laß Dich nicht eines andern überführen. Du thuſt es auch nicht, Du biſt feſt und was wir wollen hat gewiß auch mehr für ſich und iſt begründeter in der Geſchichte."

A—— ſelbſt ſchreibt sub dato Heidelberg den 16ten Juli 1818 darüber an L——:

„Die Gießer und Darmſtädter haben die Idee an eine Republik feſt in der Bruſt ſtehen. Ich habe

ihre Grundſätze geleſen, und ihre Grundzüge wie der Staat ſeyn müßte. Noch kann ich damit nicht übereinſtimmen; ich will wohl einen freien Staat, aber keinen Freiſtaat, weil ich nach den Grundſätzen die Frieß aufſtellte, die Du auch kennſt, und die ich für wahr halte, noch nicht glauben kann, daß dieß für Deutſchland paſſend ſeyn werde. Ich halte ihnen noch nach Kräften die Widerpart. Das nächſtemal, daß wir zuſammen kommen, da wird's tüchtig losgehen, da wird darüber geſprochen. Ich will einmal ſehen, ob ich das, was ich will, durchſetzen kann. Lieb wäre es mir, denn ich bin jetzt feſt überzeugt, daß eine Republik nicht für uns paſſen werde. Nehme ich auch das als höchſtes Ideal, was ſich verwirklichen laſſe, an; ſo müßten auf jeden Fall Mittelzuſtände angenommen werden, wie es auch in Jena geſchehen iſt. Doch vielleicht können wir noch die Idee Republik augenſcheinlich als für uns unpaſſend darthun. Halte Du, wenn Du dazu gezogen wirſt, tüchtig die Widerpart, mit G—— und S——, das ſichert auf jeden Fall für Einſeitigkeit."

Indeſſen änderte eben dieſer A—— ſelbſt ſeine Meinung. L—— der Empfänger des eben erwähnten Briefes deponirt nämlich zum Protokoll d. d. den 24ſten Juli 1819:

„A—— ſagte mir um Michaelis 1818 daß er durch die Heidelberger Zuſammenkünfte die Anſicht gewonnen habe, es könne eine allgemeine Republik in Deutſchland beſtehen; ich beſtritt dieſe Anſicht."

A — — geſteht zum Protokoll d. d. Berlin den 25ſten Sept. 1819:

„Es war unſer Zweck, eben ſo wie der Provinzialunterſchied der Studenten auf den Univerſitäten aufgehoben wurde, auch eben dieſen Unterſchied für ganz Deutſchland aufzuheben, alſo die verſchiedenen Länder Deutſchland's zu einer Einheit zu bringen; wir waren darüber einig, nach geendigten Studienjahren und nach dem Uebertritt in bürgerliche Stände, dafür nach unſern Kräften wirkſam zu ſeyn. Es iſt allerdings unſer Wunſch und Wille geweſen, daß in der Zukunft Deutſchland mit Aufhebung der jetzigen Ländereintheilung, nur ein einiger und ungetheilter Reichskörper ſeyn ſolle, und hierauf haben wir jedoch nur durch obige Mittel des Worts und der Schrift hinzuwirken, in unſerem Zwecke gehabt. — Die Grundidee der beſten Staatsform Deutſchlands, war die Einheit im Allgemeinen, dagegen war es unentſchieden, ob wir dieſe am beſten in einem monarchiſchen, republicaniſchen oder andern Regierungsprincipe feſtſtellen würden. — Ich habe nicht ſowohl aus dieſen Verſammlungen, ſondern aus vielen andern Unterhaltungen die Ueberzeugung gewonnen gehabt, daß die Republik die höchſte Staatsform ſowohl im Allgemeinen als auch in Bezug auf Deutſchland, und es wünſchenswerth ſey, ſolche einſtmals einzuführen. Die Gießer und Darmſtädter wollten, daß das deutſche Reich ein republikaniſcher Körper werden ſollte, daß alle Territorialherrſchaft aufhören ſolle. Sie hielten die Zeit und Deutſchland noch nicht reif zur

plötzlichen Einführung einer Republik, und alſo es angemeſſen, Schritt für Schritt zu gehen, und aus der repräſentativen monarchiſchen Regierungsform, demnächſt eine Republik zu entwickeln, und (haben) angenommen, daß annoch zwiſchen der repräſentativen Monarchie und der Republik durch Zeit und Umſtände Uebergänge ſich darbieten würden, die voraus zu berechnen weder nöthig noch auch möglich ſind. — In Jena iſt ebenfalls die repräſentative Verfaſſung als ein Uebergang zur republikaniſchen und alſo als ein Mittelzuſtand angenommen.“

Joſeph W— — ſchreibt aus Freiburg unter dem 22ſten Mai 1819 an einen Freund:

„Wohl bin ich überzeugt, daß mit allen unſern repräſentativen Verfaſſungen, Conſtitutionen, Bundestagen und Volksvertretungen, noch immer wenig gethan iſt; allein es iſt doch der erſte Schritt gethan, das Volk lernt ſeine Würde fühlen, und wird um ſo eher den gewaltigen Schritt zu ſeinem künftigen Glücke thun. Nur ein gänzlicher Umſturz kann uns retten.“ *)

Und ein Anderer ſchreibt am erſten Oſtertage 1819 an den öfter gedachten A— —:

„Im Heſſiſchen lernte ich ganz herrliche Bauern ken-

*) Dann fährt er fort:
„Nur ein gänzlicher Umſturz kann uns retten, wenn wir nicht früher oder ſpäter als Nation untergehen ſollen. Drum nieder mit den alten gothiſchen Ueberreſten des Mittelalters, nieder mit allem, was den freien Aufflug des Volksgeiſtes hemmt, nieder mit den Kaſten und ihrem Ungleichheits-Syſtem! und an ihrer Stelle und auf den alten Trümmern, ein freies und gleiches Volksleben!“

nen; das Volk fängt fein an, unter dem eiſernen Druck ganz ungewöhnlich ſchnell ſich aufzuklären und die herrlichſten Begriffe ſind hier im Umlaufe und werden weidlich von den Bauern beſprochen. Wir leben in einer großen Zeit, auf uns ruhet recht Großes."

Ein Mitglied des Gießner Vereins gab unter den Mitteln den Entwurf der republikaniſchen deutſchen Staatsverfaſſung einzuführen, ausdrücklich an:

„Hieher gehört ferner Alles, was jetzt durch die Einführung der Landſtände für eine freie Verfaſſung gethan werden kann, zu unterſtützen."

Der Student B— — ſagt zum Protokoll vom 1ſten Juni 1819:

„Aus Anderer Aeußerungen habe ich den Schluß gefaßt, daß die Bibelunterhaltungen auch auf politiſche Gegenſtände angewendet würden — und glaube ich, daß ſich die Mitglieder des Vereins ein Ideal von einer Staatsverfaſſung bildeten, auch auf deſſen Realiſirung hinzuwirken ſuchten, ohngeachtet, ſo viel ich beurtheilen kann, wohl viele von ihnen überzeugt ſeyn machten, daß ſie einen ſolchen Zeitpunkt nicht erleben würden. Aus einzelnen Aeußerungen und Unterhaltungen habe ich ſchließen zu können geglaubt, daß beſagtem Ideal von einem Freiſtaat, die Freiheit und Gleichheit zum Grunde liege, und daß namentlich für Deutſchland die Vereinigung zu einem Staate für zuträglich erachtet werde. Nach den Aeußerungen einzelner Schwarzen muß ich glauben, daß viele derſelben der Mei-

nung geweſen und reſp. noch ſind, man müſſe das Volk für dergleichen Ideen empfänglich machen, auf die Beſchränkung der Herrſchergewalt in den Monarchien einwirken, und durch beides den beabſichtigten Freiſtaat herbeiführen. Der Student B —— hat mir geäußert, ein Freiſtaat könne unter dermaligen Umſtänden ſchlechterdings nicht durch Empörung realiſirt werden; ſondern es müſſe vielmehr die Einführung der Landſtände bewirkt, dieſen immer mehr Einwirkung zugeeignet, und dadurch nach und nach die Gewalt der Fürſten dergeſtalt eingeengt werden, daß von dieſer Seite der Einführung eines Freiſtaats kein Hinderniß mehr im Wege ſtehe. Ferner habe ich von dieſem B —— und andern Individuen gehört, daß die Verbeſſerung des ſittlichen Zuſtandes des Volks ebenfalls zu den Beförderungsmitteln zu einem Freiſtaate gehöre, indem nur unter Vorausſetzung jener das Volk einer ſolchen Verfaſſung würdig ſey."

Der Student S — zu Gießen äußert ſich in einem Briefe an Sand vom 12ten Mai 1818:

„Was können wir denn thun ohne Verſtändigung, und wir Jünglinge ſtehen ja faſt ganz allein im Vaterlande; kaum zehn der Aeltern wollen unbedingt das Wahre, und die Schaar derer, die beſtimmt wiſſen, was ſie wollen, und die ihr ganzes Leben und Streben an dieſe höchſten Grundſätze ſetzen, iſt noch gar klein. Aber wenn dieſe kleine Schaar durch das Band gleicher Ueberzeugung verknüpft iſt, wenn man auf jeden unbedingtes Ver-

trauen hat, daß er nach allen ſeinen Kräften dieſe Ueberzeugung ausbreitet, und ſo die Beſten im Volke zu dieſem unerſchütterlichen Geiſtesbunde zieht, dann ſteht eine Grundmauer da, auf welcher die Säule des Volksdamms: Freiheit, Gleichheit, Klarheit (!!) aufgerichtet werden kann."

Der Student L— aus Gießen erklärt zum Protokoll d. d. den 28ſten Mai 1819:

„Allerdings haben ich und meine Freunde die Meinung gehabt, daß die Errichtung von Landſtänden zu den beſagten Zwecken (Einheit und Freiheit) aus dem Grunde beförderlich ſey, weil dadurch dem Volke Gelegenheit ſich auszuſprechen und näher kennen zu lernen gegeben wird. In dieſem Sinne hielten wir uns auch verbunden, dieſe Sache zu befördern; thätigen Antheil haben wir übrigens in dieſer Angelegenheit weiter nicht genommen, außer was ſchon durch die Unterſuchung u. ſ. w. u. ſ. w. *) erörtert iſt."

Aus dieſen hier mitgetheilten Stellen ergiebt ſich zur Genüge: daß an einen allgemeinen, plötzlich hervorbrechenden, nahe bevorſtehenden Volksaufſtand bei den Verſtändigern unter denen, die Sand's politiſche Anſichten theilten, gar nicht gedacht wurde. Vielmehr hatten ſich die Meiſten derſelben allerdings zur Geduld angeſchickt, ermahnten ihre Genoſſen auch wohl: durch unverſtändiges Dreinfahren, ſich und das politiſche Geheimniß ihrer geiſtigen Richtung nicht unnöthig auszuſetzen, nicht ſelbſtſüchtig

*) Das Ausgelaſſene bezieht ſich auf einzelne Vorfälle in einem gewiſſen deutſchen Bundeslande.

die Früchte ihrer politiſchen Beſtrebungen einärndten zu wollen, mit einem Worte ſich nicht von dem ſichern Boden der zu bewirkenden geiſtigen Umwälzung zu entfernen, und es dann ruhig der Zeit zu überlaſſen, wie die Theorie, was an ſich unfehlbar geſchehen müſſe, in das Leben übergehen werde.

In dieſem Sinne ſchreibt ein Jenaiſcher Student (ohne Datum) an ſeinen Bruder in Berlin:

„Das alte Biergeſchlecht, die Philiſterſchaft, muß erſt auf Schulen und Univerſitäten ausſterben. Eher kann es nicht anders werden. Wir müſſen ſelbſt erſt Lehrer und Bildner des Volks geworden ſeyn, ſelbſt erſt die erledigten Plätze im Philiſterium eingenommen haben, ehe es anders werden kann. Recht klar iſt mir dies geworden."

Der Student Y — — ſagt zum Gießener Protokoll den 28ſten Mai 1819:

„Es iſt bei den Berathungen geſagt worden, das beſte Mittel die Idee (von der Einheit Deutſchlands) zu realiſiren, ſey, wenn Jeder, der in das praktiſche Leben tritt, die Idee, ſo viel er könne, allgemein zu machen ſucht;"

und ein anderer Student ſchreibt aus Berlin unter dem 12ten November 1817 an einen Freund:

„Mit gepreßtem Herzen ſehe ich mich um nach Männerherzen, die Deutſchland's Zukunft erwägen, und ſehe außer Dir und mir und wenigen andern, die gerne Eurer Leitung folgen, keinen. Darum bleibe alles geheim, was Ihr thut, ſtärkt Euch in Anzahl

und Muth, daß das Volk gefördert werde, und laß nicht ab, bis an's Ende." *)

In einem andern Briefe des Jenaiſchen Studenten L —— an ſeinen Freund A —— vom 24ſten Juli 1818 heißt es:

„Doch ich verzweifle nicht an unſerm Heil, überhaupt das wäre Verrath gegen unſere gerechte heilige Sache, und es giebt Gottlob! auch überall Kerle, die denken wie wir; wir müſſen nur eins zu werden ſtreben, über das, was wir wollen, um vereint handeln zu können, wenn die Zeit der That da ſeyn wird, und wenn ſie da iſt, wird Gott unſer Hort uns ſchon einen Fingerzeig geben, dann haben wir die Maſſe nur zum Handeln zu bringen, wenn man ihr das, warum es gilt, nur recht klar und nahe zeigt, und das ihr eigenes Intereſſe iſt. Dies iſt viel leichter, als das Volk auf dergleichen vorbereiten und es dahin bringen, daß es einſieht, nun iſt die Zeit der That da; das muß ihm, wenn ſie da iſt, handgreiflich

*) Eine ſolche Reſignation war auch durchaus nothwendig, da ſich durchaus keine Spuren finden, daß jener Geiſt damals im ſtehenden Heere Wurzel gefaßt hätte. Mit Hülfe der ſtehenden Heere allein gelangen die Revolutionen in Spanien, Neapel und Piemont, und begreiflicherweiſe muß jeder Revolutionsplan mißlingen, ſo lange die Armee dem Regenten in Treue ergeben iſt. In Deutſchland beſchränkten ſich die Anhänger jener neuen Ideen damals auf einen tiefen Haß gegen die ſtehenden Heere, hofften die Abſchaffung derſelben zu erleben, und eine allgemeine Volksbewaffnung in die Stelle treten zu ſehen. Darauf deutet unter andern auch folgende Stelle in dem, von den Gebrüdern Follenius verfaßten Liede: Der Freiheit Ausfahrt im Turnmai, in den „freien Stimmen friſcher Jugend." S. 16:

„Sold mag hinaus, ſenden zum Straus
Buntes Gewürme! — Thürme und Stürme
Sind wir" (die Turner) „die Zügel und Flügel im Straus."

bewieſen werden, dann geht die Maſſe; wer nicht geht, muß mit Füßen getreten werden, bis er geht, und wer die Widerpart hält, den muß man todt ſchlagen."

Indeſſen ſollte es, wohl verſtanden, dahin erſt dann kommen, wenn die rechte Zeit und Stunde gekommen ſeyn würde. Bis dahin galt es Ausbreitung der neuen Ideen unter der deutſchen Jugend, auf dem ganz friedlichen, unverfänglichen Wege der mündlichen Mittheilung.

So deponirt ein Mitglied des Gießener Vereins zum Gießer Protokoll vom 18ten Mai 1819:

„Es iſt allgemein unter uns der Grundſatz angenommen, für unſern Verein ſo viele tüchtige Mitglieder, als möglich, zu gewinnen, weil es Zweck iſt, unſere Ueberzeugung, die Einheit in Deutſchland zu bewirken, immer allgemeiner zu machen."

Und der eben erwähnte L— — ſchreibt an A— — unterm 8ten Mai 1818:

„Ich habe unterwegs mir es angelegen ſeyn laſſen; einen jungen Mann zu bearbeiten, und ihm Ideen über Volk, Staat und unſer Verhältniß zum Staat einzupflanzen; ich habe es mir überhaupt jetzt zur Pflicht gemacht, jeden jungen Kerl, der nur einige Receptivität zu haben ſcheint, und dem ich beikommen kann, reinere Ideen, ſoviel ich vermag, beibringen zu ſuchen, und dann ihm eine gewiſſe Meinung von ſich ſelbſt, daß er was leiſten könne, und es ſeine Pflicht ſey zu leiſten, was er vermöge, einzuflößen. Ich halte es für nothwendig, wenn nicht alles untergehn ſoll."

Er erläuterte dieß zum Protokoll d. d. den 24ſten Juli 1819 dahin:

„Ich gab mir Mühe ihm zu zeigen, daß man unmöglich die Mängel unſrer deutſchen Verfaſſung mit Gleichgültigkeit anſehen könne, daß namentlich die Zerſplitterung in ſo viele unabhängige einzelne Staaten, dem Gedeihen des deutſchen Volks, als eines ſolchen hinderlich erſcheine; ferner verſuchte ich ihn aufmerkſam zu machen, daß es nicht gut ſey, ſich im bürgerlichen Leben bloß für einen Diener des Fürſten zu halten, gleich als wenn dieſer oder die Bundesregierung allein den Staat ausmachten, daß vielmehr jeder ſich als wahres Mitglied des Staats zu betrachten und aus dieſem Geſichtspunkte die öffentlichen Verhältniſſe zu betrachten habe; endlich wieß ich ihn darauf hin, daß das bloße Klagen über Gebrechen des öffentlichen Zuſtandes zu nichts führen könne, wenn jeder ſich ſelbſt für zu ſchwach halte, zur Abhülfe der Mängel mitzuwirken, vielmehr müſſe Niemand vergeſſen, daß ihm ſo gut, wie jedem obliege, für die Verbeſſerung der allgemeinen Angelegenheiten thätig zu ſeyn."

Bei dieſer Bearbeitung der öffentlichen Meinung waren denn, wie ſich von ſelbſt verſteht, Zeitungen und Journale ein Organ von nicht zu berechnender Wichtigkeit.

„Zeitungen ſind:

ſo ſchreibt A. F—— unter dem 14. Oct. 1818 an J—g: „der Wind, nach dem die Wetterhähne ſich drehen, ich kenne jetzt ihren Einfluß." Ebendaſelbſt: „Die

Zeitblätter haben einen ungeheuern Einfluß, mehr als ich je ahnete.“ u. ſ. w.

Wagte alſo (was übrigens in der That nicht eben häufig geſchah, wie Jedem der jene Zeit aus eigner Anſchauung kennt, ſelbſt erinnerlich ſeyn wird,) irgend ein Schriftſteller von Namen und Talent ſich gegen jenes Treiben auszuſprechen, ſo war es als hätte er unvorſichtigerweiſe eine elektriſche Kette berührt, und es ging durch jene Kreiſe, ein Gefühl der Erbitterung und des Abſcheus.

So ſchreibt der Candidat der Rechte und nachherige Zeitungsredacteur Adolf F—, der Bruder des mit Sand eng befreundeten Dr. Carl F—, an den Dr. J—g unter dem 3ten Juli 1819:

„NN“ (einen von ihm namhaft gemachten Schriftſteller) „habe ich auf's heftigſte in einem Aufſatz an's Oppoſitionsblatt, wegen ſeiner Behauptung: „„die Fürſten hätten ſich nirgend der freien Entwickelung in den Weg geſtellt,““ angepackt, und ihn einen Lügner wider beſſeres Wiſſen geheißen. Es iſt der erſte Punkt, an dem man NN's Grundſchlechtigkeit den blöden Augen darthun kann;“

und in einem ſpätern Briefe:

„NN's Schrift enthält etwas Niederträchtiges. Denn er fragt: wo haben die Fürſten irgend der freien Geiſtesentwickelung ꝛc. Alſo (!!!) iſt er ein Heuchler, ein Schandbube.“

In der That wird Jeder zugeben, daß es in Deutſchland weit gekommen ſeyn mußte, wenn dieſes furchtbare: „Alſo“ ertönen und an tauſend Orten und Enden einen Anklang finden konnte. Man ſchließe von dieſer Be-

handlung, die ein bekannter und geachteter, talentvoller und geiſtreicher Schriftſteller, wegen einer einzigen, im antirevolutionären Sinne geſchriebenen Broſchüre erfuhr, auf das Uebermaaß des Haſſes und Zornes gegen Kotzebue, der ſich recht eigentlich ein Geſchäft daraus machte, das Pſeudodeutſchthum und die revolutionären Grundſätze, freilich aber auch vieles Edle und Hehre, mit beißendem Spotte unverſöhnlich zu verfolgen. Jener Haß und Fanatismus aber war eben, um es beiläufig zu bemerken, die Klippe an welcher der oben geſchilderte, nichts weniger als plumpe und unverſtändige Plan einer geiſtigen Umwälzung zerſchellte. Der Fanatismus ſo vieler Einzelnen mußte ſich an dem dunkeln Feuer der Geſinnung ihrer Genoſſen immer mehr und mehr erhitzen, und es war unvermeidlich daß eine Exploſion, wie ſie in Sand's That wirklich erfolgte, bei einer ſolchen immer ſteigenden Erbitterung ausbleiben konnte, aber eben ſo unvermeidlich daß dieſe eine Reaction herbeiführen mußte. — Denn welch' ein Haß gegen die geſammte Wirklichkeit mußte bei Denen entſtehen, die jenen oben geſchilderten republikaniſchen Zuſtand für ihr gutes Recht hielten, welches nur durch ungerechte Liſt und Gewalt ihnen vorenthalten werde! Erwägt man dieß, ſo iſt es auch erklärt, wie die Regierungen Denen, die jene Grundſätze theilten, im eigentlichſten Sinne Nichts recht machen konnten, — ihre (der Regenten) eigene Exiſtenz war ihr Verbrechen. — Auf einer Verſammlung mehrerer Republikaniſchgeſinnten im Heſſiſchen, wurde ein landesherrliches Belobungsſchreiben vorgeleſen, welches einer Stadt ertheilt worden. Ein ſolches iſt ſonſt an ſich kein Gegenſtand der Erbitterung und des Tadels. Aber unglücklicherweiſe kam der Ausdruck:

„Unterthanen" darin vor. Dieſes war genug den Zorn der Freiſinnigen zu reitzen, das Schreiben wurde bitter verhöhnt, und einer der Anweſenden bemerkte: „daß der Ochſe ſeinem Herrn auch unterthan ſey."

Bei dieſer Geſinnung konnte es nicht fehlen, wenn auch von offenbaren Gewaltthaten und Verbrechen, als von Mitteln zur Herbeiführung des Freiſtaates, geſprochen wurde, und daß der glühende Fürſtenhaß ſich wenigſtens in feurigen Liedern Luft machte, in denen viel von der Knechtſchaft und der Morgenröthe der Freiheit, von Blut und Dolch, von der Volkesſonne und der zertrümmerten Krone geſprochen wurde. Die Erfahrung hat gezeigt daß grade die kühnſten und thatendurſtigſten Sänger das blutige Handeln Andern überließen, und die meiſten jener verwegenen Redensarten ſind ohne Zweifel eine ziemlich ungefährliche Renomiſterei. Für uns aber ſind ſie in doppelter Hinſicht merkwürdig; einestheils: weil jene Redensarten, obgleich man ſie nicht mit wirklichen Thaten gleichbedeutend nehmen darf, dennoch ſich zu Sand's That verhalten, wie die Theorie zur Anwendung; andrerſeits: weil ſie für Dieſen die hinreichendſte Bürgſchaft waren, wie das Publikum, vor welchem er ſeine Tragödie aufführen wollte, ſie aufnehmen werde. Auch ſind endlich, um die Geſinnung aus der die That hervorging, vollſtändig zu bezeichnen, die Urtheile ſehr wichtig, welche eine große Anzahl von Sand's nähern oder entfernten Freunden über den Mord ausſprach, als er geſchehen war.

Das eben Geſagte wird am beſten durch folgende authentiſche Stellen characteriſirt.

In den „freien Stimmen friſcher Jugend“ von Adolf Ludwig Follenius (im Jan. 1819 erſchienen,) heißt es:

(In dem Bundeslied der Schweitzer)
Ja, bei Gott und Vaterland, verderben
Woll'n wir der Gewaltherrn letzte Spur!

Und einige Strophen weiter:
Heil Dir, Bruderbund! den wir beſchworen,
Heil Dir, Freiheitswiege, Zwingherrngruft.

Ferner, im Bundesliede der Niederländer: (ebenfalls von Carl Follenius: nach Gaudeamus igitur,)

Fürſten! eure Gauklerkunſt,
Spielt auf mürben Brettern,
Götzengroll und Höflingsgunſt,
Das zerfleucht wie Dampf und Dunſt,
In der Freiheit Wettern.
Nach der Freiheit wetzt die Brut
Stets ihr Henkermeſſer,
Nicht des Volkes Gut und Blut
Stillt des Höllenhungers Glut,
Euch ihr Seelenfreſſer!
Freiheit ruht, wie Sonnenſchein,
Mild auf Seegenshalmen,
Gott ſpricht: Ja! Ihr aber: Nein,
Bis er fährt im Donnerſchein
All' euch zu zermalmen.

In einem andern von den Gebrüdern Adolf und Carl Follenius gedichteten „großen Liede“ heißt es: *)

---

*) Einzelne Stellen aus dieſem großen Liede wurden bei vielen von

Dann wird's, dann bleibt's nur gut,
Wenn Du an Gut und Blut,
Wagſt Gut und Blut.
Wenn Du Gewehr und Axt,
Schlachtbeil und Senſe packſt,
Zwingherrn den Kopf abhackſt,
Brenn alter Muth!

Brüder in Gold und Seid,
Brüder im Bauernkleid,
Gebt euch die Hand!
Allen ruft Deutſchlands Noth,
Allen des Herrn Gebot,
Schlagt eure Plager todt,
Rettet das Land.

Doch es ſungen die Jungen
Friſch, fröhlich und frei,
Die muthigen Söhne der Turnerei,
Stern=Augen funkeln,
Die Schwerter ſind bloß,
So klingt der Freiheit,
Trommetenſtoß!

Vaterland,
Keine Wahl
Herz und Stahl
Sprecht zumal.
Freiheitsbrand
Volkesſchmerz,

Denen gefunden, die wegen demagogiſcher Umtriebe zur Unterſuchung gezogen wurden.

Freiheitsblut,
Zückt das Erz,
Auf Dein Herz,
Zwingherrnbrut!
Fühlſt Du ſolch,
Leiden nicht?
Teufelsmolch;
Freiheitsdolch,
Zaudre nicht!
Auf den Kalk,
Gießt die Flut!
Bebſt Du Schalk?
Freiheitsfalk,
Auf die Brut.

Tod des Herrn wie des Knechts,
Fordert der Engel des Menſchengeſchlechts!
Das Herz ſpricht zum Erzen,
Du blutige Kerzen,
Mach hell in der Rechten
Die Wage des Rechts.
Freiheitsmeſſer gezückt,
Hurrah den Dolch durch die Kehle gedrückt!
Mit Purpurgewändern,
Mit Kronen und Bändern,
Zum Rache=Altar
Steht das Opfer geſchmückt.

In Adolf F——'s Brieftaſche fand ſich folgendes Gedicht an die Machthaber:

„Ihr müßt hinunter in die Hölle,
Durch's Richtbeil hoff' ich, ſicher durch den Dolch!
So heul ich euch, als euer Todtenkauz,
Das Grablied, eh' die Raben ihres krächzen,
Daß nicht uneingeſungen ihr entſchlaft. —
Gott ſteh' mir bei! Nun ruft die Folterknechte,
Auf daß ihr ſpürt, was Schmerz dem Freien iſt."

Auch Robert W— — zu Jena ſchreibt ohne Datum ſeinem Bruder Wilhelm in Berlin:

„man hat es mir vielfältig und ſehr in meine innerſte Seele hinein es mir verargen wollen, daß ich nicht einſtimme in das Geſchrei des Berges, die meinen, man müſſe den König enthaupten. Worin noch nicht alle einſtimmen, das halte ich noch nicht zeitig."

In ſeiner Vernehmung erklärte er: er habe gegen mehrere Andere ſich erklärt, die, wie im Convente der Berg, überſpannte Anträge gemacht. *)

Der Student H— — ſchreibt d. d. Königsberg den 23ſten April 1819 an einen Auscultator zu Marienwerder:

„Sand iſt ein edler Menſch, er hätte aber ſeinen Dolch einem Beſſern ſparen ſollen. Wäre durch

---

*) Die erwähnte Stelle dürfte in der That wohl in einem weniger furchtbaren Sinne zu nehmen ſeyn, als ſie den Worten nach lautet. Wir ſind der feſten Ueberzeugung, daß hier nicht von einem lebendigen, gekrönten Haupte die Rede iſt, ſondern bloß von jenem annoch in der Theorie lebenden Beherrſcher der künftig zu errichtenden Deutſchen Republik. Dieſer unglückliche Fürſt hatte alſo das traurige Geſchick, daß über ſeine Decapitirung ſchon zu einer Zeit mit Erbitterung geſtritten wurde, wo er ſelbſt noch nicht einmal das Land des Ideals verlaſſen und den Boden der irdiſchen Wirklichkeit betreten hatte.

Sand's Dolch ein Fürſt gefallen, ein ſolches Aas hätte die Adler zum Kampfe herbei gelockt, hätte die Völker geſchüttelt, und die gebundene Kraft gelöſet, vielleicht zu früh, aber offenbar wäre es geſchehen, und frühzeitige Früchte ſind oft die beſten."

Der Auscultator B — — geſteht ad Protocollum d. d. den 3ten Aug. 1819:

„Wie ich damals gehört habe iſt auf der Starkenburger Verſammlung von einem Individuo, deſſen Name mir aber nicht bekannt iſt, die Frage aufgeworfen worden: ob es jetzt Zeit ſey, die Fürſten zu morden? daß aber, ohne darüber zu ſtreiten, dieſe Frage verworfen worden ſey."

War die Diskuſſion einmal auf dieſen Punkt gekommen, ſo konnte es nicht fehlen, daß das weite Feld der Kaſuiſtik, — (jedoch vorläufig bloß in theoretiſcher Hinſicht) — manchen Stoff zu weiterer Unterhaltung bot.

Der Candidat der Theologie L — — erklärt ad Protocollum d. d. den 23ſten Juli 1819:

„Der Verein (zu Jena) war der Meinung, wer aus ſelbſtſüchtigen Nebenabſichten dem Beſſern entgegen ſey, dem könne man, da er bloß willkührliche Gewalt übe, auch eben ſo Gewalt entgegenſetzen. Es iſt dabei allerdings die Meinung geäußert, daß in dem obgedachten Falle ein Angriff auf das Leben der dem beſſern Zuſtande feindlich geſinnten Perſonen gemacht werden dürfe, und zwar aus der Rückſicht, weil dergleichen Leute, da ſie durch ihre eigne Handlungsweiſe die Ruhe Anderer verletzten, eine gewaltſame Vertheidigung nothwendig machten."

In einem bei Adolf F—— s gefundenen Aufſatze über Kotzebue's Ermordung, kommt folgende Stelle vor:

„Wer den Gewaltherren räth, der Entwickelung der Freiheit ſich entgegen zu ſtemmen, iſt ein Hochverräther am Vaterlande und an der Menſchheit, und muß als ſolcher, als ein Ungeheuer, aus der menſchlichen Geſellſchaft weggeräumt werden." *)

Der Student B—— zu Gießen erklärt unter dem 15ten Mai 1819 zu Protokoll:

„Allerdings iſt vorigen Sommer unter uns, da wir für unſere Verſtändigung und Bildung, beſonders von dem Wirken für das Volk ſprachen, auch davon die Rede geweſen, ob man nach dem Ausſpruche der Vernunft und der Wahrheit, für den höchſten Zweck im Volke jedes Mittel zu ergreifen berechtigt ſey? Bei der Unterhaltung darüber haben natürlich die Einen dafür, die Andern dagegen ihre Anſichten ausgeſprochen."

A—— bemerkt zum Protokoll d. d. Berlin den 25ſten Sept. 1819:

„Auf der Starkenburg iſt darüber diſcutirt: ob der Zweck die Mittel heilige. Es iſt darüber heftig be-

*) Ebenderſelbe erklärte zu Protokoll vom 12ten Juli 1819: „Wir nahmen den Grundſatz der Bibel an" (was wurde von dieſen Freiſinnigen nicht aus der Bibel gerechtfertigt!) „dem Gerechten gilt kein Geſetz"! Er fügt aber hinzu: „und wir ſprachen hierdurch keinesweges die Meinung aus, als hielten wir uns berechtigt, die nach unſerer Ueberzeugung ungerechten Geſetze durch Gewalt umzuſtoßen, wohl aber glaubten wir, befugt zu ſeyn, auch andere von deren Ungerechtigkeit durch Belehrung zu überzeugen." Vergl. hiermit eben deſſelben Apoſtrophe „an die Machthaber." (S. 135 oben.)

battirt worden, ſoviel ich mich erinnere, haben mehr dagegen als dafür geſtimmt. Etwas Beſtimmtes iſt über dieſen Grundſatz bei uns im Verein (zu Heidelberg) nicht feſtgeſetzt worden. In Abſicht Gießens aber weiß ich von P — — und H — — daß der Grundſatz von den mehrſten der dortigen Vereinsglieder angenommen worden iſt. Ob in Jena derſelbe zur Sprache gekommen, weiß ich nicht, doch iſt es mir wahrſcheinlich.“

Wir werden aber weiter unten umſtändlich erwähnen: daß grade Sand zu denen gehörte, die ſich dieſen Grundſatz in Jena wirklich zu eigen gemacht hatten. *)

Ein Mitglied des Freiburger politiſchen Vereins bemerkt in ſeinem Tagebuche:

„Der unbeſonnene verläumderiſche Schmierer muß zum Stillſchweigen gebracht werden. Thun es andre nicht, ſo werde ich es thun; — — — ich ſehe die Feinde umherziehen, welche Seeligkeit, wenn ſie fielen unter unſern Streichen, würde dann unſer Geſchütz die Morgenröthe der Freiheit ihnen anzeigen, und unſere Klingen ihnen das Geleite zur Hölle geben.

---

*) Auch in dieſen Kreiſen kommt das, auch von ältern Verbindungen, namentlich von den Illuminaten angewendete Mittel vor, daß jeder Einzelne ein Bekenntniß über ſeine Grundſätze ſchriftlich ablegen mußte. So ſchreibt W — — Student in Freiburg unter dem 2ten Mai 1819 an den Dr. B — — in Beziehung auf den Heidelberger Verein:

„Du wirſt ohne Zweifel von dem Glaubensbekenntniſſe wiſſen, das jeder Eingeweihte ſchriftlich abzulegen hat. Mir gefällt dies ſehr wohl, da es eine leichte Art iſt, mit den Geſinnungen, Hoffnungen und Plänen jedes Einzelnen, auf das genaueſte bekannt zu werden. M — — hat es uns von Heidelberg mitgebracht, und ich habe bereits ſchon eine Skizze deſſelben entworfen und werde es dieſer Tage ausarbeiten.“

O Gott Dein Wille iſt mein! — Das Ungeziefer will ich noch zertreten; und die Sonne will ich noch aufgehen ſehen über mein Vaterland."

Der Student M — — in Berlin ſagt in einem Briefe ohne Datum:

„Kotzebue mußte mit Gewalt weg. Da hilft kein Widerſtreben; je mehr ſie ſich ſträuben, deſto härter die Rippenſtöße."

K — — in Freiburg ſchreibt unter dem 16ten Mai 1819:

„Es ſcheint ja wohl, wahr iſt es, daß die große Sache des Vaterlandes immer mehr Verfechter bekommt. Und ſo mußte es kommen, und muß es immer weiter kommen oder wir wären das geduldigſte Schaafsvolk von der Welt. Ich kann kaum meinen Grimm bergen. Ja, mir geht es bald wie im Egmont, wo er ſich äußert: wenn er ſo ſchöne vornehme Hülfe ſehe, ſo denke er immer, die wären gut köpfen. Aber nicht zu raſch! Schön wäre es, wenn es nicht dazu kommen müßte, wenn der Geiſt des Guten ſo thätig bleibt, und die Herzen des Volks ſo empfänglich, daß ſie ihr Recht einſehen, und dann auch den Muth haben, es zu fordern, und giebt man's nicht, je nun — — —."

In eben dieſem Sinne ſchreibt W — — aus Freiburg den 28ſten Mai 1819 an B — —:

„Wohl uns, wenn wir einſt mit gleicher Kraft und Entſchloſſenheit unſer Leben an die Idee wagen und ſetzen können; wie dieſer herrliche Jüngling (Sand) es that."

Und K— — ſchreibt bereits in dem Briefe vom 28ſten Nov. 1818 an B:

„Die ſchuftigen Seelen mehren ſich täglich mehr und umſummen uns wie ein Heuſchreckenheer. Es muß doch ein kräftiger Schlag irgendwo geſchehen, ſonſt hilfts alles nichts.“

Daß hierbei die Landesgeſetze nicht in Anſchlag gebracht werden konnten verſteht ſich von ſelbſt.

Der Student K— — ad Protocollum Gießen den 18ten Mai 1819:

„ich bin überzeugt, daß bei der jetzigen Verfaſſung Deutſchlands, ein ächtes Volksleben nicht gedeihen kann, halte es daher für meine Pflicht, die Einheit Deutſchlands, um das Wohl der Menſchheit zu fördern, mit allen Kräften zu erſtreben. Die beſtehenden Geſetze können dabei nicht in Anregung kommen, weil ſonſt die Staaten in den ſchrecklichſten Zuſtand kommen könnten, ohne daß Jemand befugt wäre zu wirken, daß dieſer Zuſtand auf dem Wege der Reformation umgeſchaffen werden dürfe.“

Endlich folge hier eine Sammlung von Urtheilen über Sand's That, die während der Unterſuchungen im Sommer 1819 zu den Akten kamen und die jeder Leſer, der jene Zeit aus eigne Anſchauung kennt, aus ſeiner Erfahrung vervollſtändigen möge. Sie ſind weſentlich zur vollſtändigen Kenntniß des Bodens auf dem der blutige Entſchluß eines Einzelnen erwuchs.

Der Candidat F— —e unterm 6ten Mai 1819 ſchreibt an den Dr. R— — bei Gelegenheit des Sandſchen Meuchelmordes:

— „oder kannſt Du es Dir nicht denken, daß offene Rede und Gewalt gegen Volksverräther und Zwingherrn, unwirkſam und unmöglich werden? Gilt aber auch im Leben nicht die Berechtigung des Erfolg's? oder ſollten wir alle lieber mit unſerm Volksthum, wie Numantia, nur um offen zu ſeyn, untergehn? Wie rechtfertigſt du denn einen Krieg auf Leben und Tod eines Volks mit dem andern, wo doch wohl Gift und Dolch erlaubt ſind? Wenn nun aber wirklich die öffentliche Gerechtigkeit ſo feil und verdorben, das Volk ſo jämmerlich iſt, daß ein Schänder deutſcher Volksehre nicht gerichtet und ausgeſpien wird, ſollte es nicht denkbar ſeyn, daß ein einzelner Mann das Schwert der Gerechtigkeit ergriffe, und mit gutem Gewiſſen, Henker und Meuchelmörder würde? Wie ſoll fein und ſcharf die Form und Materie der Handlung geſchieden werden. Ich bin, aufrichtig geſagt, hierüber nicht im Klaren."

Ein Königsberger Student ſchreibt den 12ten Sept. 1819 in ein Stammbuch:

Die Burſchenfreiheit möge ewig blühen,
Für ſie laß uns die deutſche Zunge brauchen,
Für ſie im deutſchen Herzen ewig glühen
Und in der Wideriſchen Herzblut tauchen,
(Thut's Noth) das deutſche Schwert!

Der Student von L— — in Berlin ſchreibt unter dem 1ſten Juni 1819 einem Studenten R— — in Breslau: „Was Du da von Deutſchland ſagſt, es ſei hübſch, daß man alles haben könne drin, Freiheit und Knechtſchaft; ſo iſt dies entweder nicht Dein Ernſt, oder

es iſt jammervoll elend. Freilich noch ringt mit der Freiheit gekrönter Wahn, noch kämpft mit dem Teufel die Tugend! Aber er muß hinunter! Ein Diener iſt abgefahren, herrlich vorangeritten den Andern. So wird die ganze Brut abfahren aus dem deutſchen Lande, das ſie ſich doch erſt bereiten muß zu ihrer Stunde, oder wenn ſie nicht weichen will, endlich werden ſich doch Schwerter finden, überall die Wurzeln auszuſchneiden, und ein gewaltiger Sturm vor der Sonne her wird überhin fliegen und reinigen, bis ſie kommt. Siehſt Du nicht, wie die Sturmvögel flattern, hörſt Du nicht die Eulen krächzen? Mir iſt jetzt als hätte ich Sand kennen gelernt, denn ich habe bei ſeinem Buſenfreunde, einem ſtürmiſch-wilden Knechtſchaftsfeinde Asmis gewohnt. Umſonſt bemühen ſich die Inquiſitoren zu erfahren: warum? woher? Nichts von Schwärmerei! Wer mag ſagen, darum hat er's gethan, aber fühlen kann man's wohl.

Was ihn zu ſolcher That gelenkt,
In unſern Herzen liegts verſenkt!

Es iſt nichts als ein Zeichen der Zeit, die ſich kund giebt als Bekämpfung gehegter Schurkerei."

Der ſchon öfter erwähnte Student A— —, äußert ſich darüber in einem Briefe an L— — vom 5ten April 1819:

„Sand hat edel gehandelt und groß, und es ſtände gut um uns, wenn nur recht viele da wären, wie unſer redlicher treuer Sand. Sie (Sand's That) mag uns allen ein Zeichen der Zeit ſeyn, daß wir, wie er, alles thun ſollen, um dem Vaterlande ſeine

Einheit wiederzugeben. — Kotzebue's Ermordung mag uns eine neue Ermunterung ſeyn, friſch auf das Ziel loszuſteuern, was jedem Redlichen ſtets vor Augen ſteht.

Und in einem andern Briefe deſſelben vom 26ſten April 1819 heißt es:

„Sand's That iſt keine leere Schwärmerei. Ihre Folgen ſind unabſehbar und ungeheuer, und der Weltgeiſt, der im ewigen Fortſchreiten begriffen iſt, wird ſie zum Guten wenden;"

ſo wie unterm 11ten Mai an ſeine Eltern:

„allein aus dem Gefühl des Mangels dieſer Einheit (in Deutſchland) leite ich Sand's That her. Denn aus einem andern Geſichtspunkte läßt ſie ſich durchaus nicht vertheidigen; aber nimmt man ſie ſo, ſo iſt ſie auch keine leere Spiegelfechterei, ſondern ein großes Zeichen deſſen was kommen wird und kommen muß. Daß ich nichts in der Leidenſchaft unternehme, was verderblich ſeyn könnte und mich wohl gar reuen könnte, das könnt Ihr feſt überzeugt ſeyn, am wenigſten werde ich jetzt eine ähnliche, wie Sand's That vollbringen, denn dies würde durchaus ſchlecht wirken, indem es Sand's That herabſetzte, und alles Gute, was ſie warlich in vielen Gemüthern erregt hat, vernichten würde. Alle würden ſagen: ſeht den Affen!"

Eben derſelbe unter demſelben Dato an P — —:

„Unſer alter Sand, unſer treuer Freund, er hat ein Morgenroth erweckt; er hat uns deutlich gezeigt, daß wir noch nicht das erreicht haben, was wir erreichen

ſollen, daß wir noch kein Vaterland haben. Möge man ihn ein unzeitiges Opfer, oder einen Schwärmer, oder ſonſt wie nennen, wir wiſſen, was er wollte. Nur eins ärgert mich nur, hör ich ſagen, daß er ihn gemordet habe, weil er ſo ſchlecht geweſen und das Leben nicht verdient habe, und das ärgert mich deshalb ſo, weil denn natürlich allen die That als eine Schwärmerei vorkommen muß, und ſo der Eindruck verſchwindet. Der Einzelne kann nicht ſich anmaßen, einen andern zu richten, denn das iſt nicht allein ungerecht ſondern auch Unſinn, indem das Schlechte nicht in Einem Menſchen ſitzt, wohl aber kann er einen Vaterlandsverräther aus der Welt ſchaffen, und dadurch ausſprechen, daß ſein Vaterland noch zu ſchwach, zu ſchlecht ſei, und daß es anders werden müſſe. Und das liegt auch gewiß in Sands Herzen, wenn er es ſelbſt ſo ausgeſprochen hätte. So tragen Alle die That mit, die nicht längſt ſchon kräftig dahin arbeiteten, unſer Vaterland zu einem wahren Vaterlande zu machen, und keiner ſoll ſich davon losſagen, denn hätten alle kräftig nach dieſem Ziele hingeſtrebt, ſo müßten wir ein tüchtiges Vaterland haben, und ſo ein Hundsfott wie Kotzebue nicht mehr da ſein Weſen treiben können, wo er es wirken konnte. Von dieſer Anſicht, dünkt mich, muß man ausgehen, um die That zu rechtfertigen, doch nicht vor Gericht, ſondern vor allen tüchtigen Herzen, und dann iſt ſie uns eine Hinweiſung auf kommende beſſere Zeiten."

Der Student K— — in Freyburg ſchreibt unterm 16ten Mai 1819 an den Dr. B— —:

„Nach allem was ich über Sand's That gedacht und was ich fühle, ſcheint die That mir lobenswerth; und beim Himmel ſie iſt noch mehr. Viel Unheil hätte Kotzebue noch ſtiften können. Darum mußte dem deutſchen Volke ein Beiſpiel gegeben werden, was der kann, der ächt und treu es mit ihm meint. Ein Beiſpiel mußte gegeben werden, wie Jeſus *) einſt, daß der Menſch für ſeine Ueberzeugung ſterben kann. Denn grade dadurch wird Selbſtſucht, der Keim alles Böſen, in der Wurzel angegriffen und ausgerottet. Es ſollt' nur ferner ſo gehen. Mein Leben gehört mir nicht an, einem Höhern, dem Vaterlande gebührt es, für daſſelbe es hingeben, wo Verrath ſein Herzblut durchwühlt, iſt heilige Pflicht. Hatte nicht jeder Deutſche das Recht, ſolch einen Mann niederzudolchen? O ja! das iſt nicht fanatiſch, es iſt gerecht, und wenn alle blind ſind, ſo muß der Sehende wachen. Ja, wenn unſer Volk energiſch und volksthümlich genug geweſen wäre, daß es ſo einem Kerl in's Geſicht geſpuckt hätte, dann hätte es ſo einen Gewaltſtreich nicht gebraucht, aber — — —"

Ein Turnlehrer ſchreibt unter dem 26ſten Mai 1819 an ſeinen Freund:

„Das Hinziehen zu N.N. und Sand's That haben tief in mein Inneres gegriffen, wie in die Saiten

*) Wir würden die Gotteslästerung hier nicht wieder mitgetheilt haben, wenn ſie nicht einen ſo wichtigen characteriſtiſchen Zug enthielte.

eines verſtimmten Flügels, und haben mich gewaltig aufgerafft und vorwärts getrieben. Sand's große Liebe hat auch mich ergriffen und geläutert; es iſt mir durch Mark und Bein gegangen, wie elend ich gegen ihn bin, wie's mir noch gewaltig fehlt, um treu und wahr zu ſeyn wie Sand, und rein wie er, um ſo rein aus dem Leben gehen zu können."

Endlich, in einem bei Adolf F— — s gefundenen Aufſatz über Kotzebue heißt es unter andern:

„Daher erkennt die beſſere Mehrzahl des Volks die That des Sand als eine herrliche große That an, welche entſprungen aus dem edelſten Vaterlandsgefühl des natürlichen Rechts."

Erſt jetzt gehen wir zu der weitern Unterſuchung über, warum grade Sand unter ſo Vielen, die dieſelben Grundſätze hegten, es nicht bei der bloßen Rede und Schrift bewenden ließ, ſondern eine ſo ſchwere That verübte.

Sand war eine von den tiefen, nicht alltäglichen Naturen, die von einer Idee, Theorie oder Anſicht nicht bloß oberflächlich bewegt werden; ſondern mit voller Konſequenz des Willens ſie zur höchſten und alleinigen Richtſchnur ihres Lebens machen. Bei unzähligen Andern, die ſeine Anſichten vollkommen theilten, gingen dieſe letzteren ruhig neben ihrem ſonſtigen Leben und Treiben her, und waren, wenn gleich zeitverderbend und gefährlich, ſo doch immer nur ein kindiſches Spielzeug, welches bei reiferem Nachdenken weggeworfen, vielleicht auch mit noch gefährlicheren oder ſchlechteren, nur äußerlich weniger anſtößigen Principien vertauſcht werden konnte. Bei Sand waren jene Grundſätze dagegen keinesweges bloß Phraſen, die außer-

halb des Gebietes der Rede keine Exiſtenz haben, ſondern der innerſte Kern ſeines Lebens. — Aber bei dieſer unläugbaren Tiefe des Gemüths war ſein Verſtand weniger, wie es ſcheint, von Natur, als durch allmählige Verfinſterung und fanatiſche Erhitzung, faſt bis zu einem unglaublichen Grade beſchränkt und ſchlechthin unfähig, das Unzuſammenhängende, Abgeſchmackte, Unpractiſche und, genau genommen, Leere und Inhaltloſe ſeiner eigenen Anſichten zu durchſchauen, und aus dieſen auch nur die nächſten Folgerungen zu ziehen. Dazu geſellte ſich der Mangel gründlicher poſitiver Kenntniſſe, und, was vornämlich zu beachten iſt, es gebrach ihm, da ſeine Anſichten zugleich die herrſchenden in ſeinem Kreiſe waren, an Gelegenheit und auch an Neigung, ſie durch den Austauſch mit Anderen zu berichtigen. *) — So geſchah es, daß er ins-

*) Ein lebendiges Bild von der Verwirrung der Begriffe Sand's über den Staat überhaupt, und die gegenwärtigen Verhältniſſe in Deutſchland, ſo wie von ſeinem tiefen Haſſe gegen die Monarchie und unſere Fürſtenhäuſer, zugleich aber von ſeiner groſſen Unkenntniß der wirklichen Welt und ſeinem Hochmuthe, bietet ſeine Apoſtrophe, welche er während der gegen ihn geführten Unterſuchung zu Protokoll dictirte, an die deutſchen Fürſten dar, die er mit einer Reihe ſehr anzüglicher, aber ganz allgemein gehaltener Beſchuldigungen überſchüttete, und endlich mit den Worten ſchloß:

„Ihr Fürſten Deutſchlands, warum mußtet Ihr mich aus meinem Frieden aufſtören? Warum habt Ihr mich gezwungen, meinen Glauben und mein Vertrauen zu Euch aufgeben zu müſſen? Noch will ich Euch nicht mit Flüchen überſchütten, nie werde ich mich dazu herablaſſen. Aber wenn es für jede unſterbliche freie Seele zur höchſten Qual und Unſeligkeit gereicht, Andere ihres Gleichen in ihren göttlichen Rechten zu kränken, und gegen das Wahre und Gute anzukämpfen, ſo will ich mit aller Inbrunſt Euch hierbei bitten:

„Rettet das Vaterland; noch iſt nichts verloren. Nur einmal beweiſet Euch recht von Herzen deutſch, nur einmal zeigt, daß Ihr ganz dem Wohle des Volks, nicht mehr Euerm eigenen Wollen lebt, daß Ihr einzigem irdiſchen Vortheile entſagen könnet, und um aller Seelen Heil willen, das Freie und Große unterſtützet. So ſind ſchon alle Guten wieder

beſondere gar nicht bemerkt hatte, daß das Deutſchthum, welches er glühend liebte, vor allen Dingen nichts weniger war als deutſch, und niemals und nirgends exiſtirt hatte; wohl aber mochte er inne werden, daß die übrige Welt, und vornämlich das wirkliche Deutſchland, gar keine ſichtbaren Anſtalten traf, zu der von ihm auf der Wartburg angekündigten Umwälzung zu ſchreiten, und daß mithin ſein und ſeiner Freunde Thun und Treiben ſich zur wirklichen Welt wie das leere Gerede zur That verhalte.

Dieſe Beobachtung, die Sand zuerſt in Jena gemacht zu haben ſcheint, iſt, unſers Erachtens, der Punkt, von welchem an ſeine religiöſe und politiſche Theorie ſich immer mehr und mehr zu verdichten anfängt, bis ſie zuletzt in dem Entſchluſſe zur blutigen That einen Körper gewinnt. Der natürlichen Beſchränktheit ſeines Verſtandes entging es dabei, daß eine offene Gewaltthat grade der Todesſtoß für die Sache ſey, der er diente, daß ein etwaiger Meuchelmord grade jenem oben auseinandergeſetzten Syſteme der geiſtigen Umwälzung Deutſchlands widerſpreche, und den Kampf in eine Region verſetze, wo das revolutionäre Prinzip der noch beſtehenden geſetzlichen Ordnung gegenüber nicht Stand halten könne. Zudem war die Selbſtverläugnung die in jedem Warten auf andere Zeiten liegt, nicht die Sache ſeines geiſtigen, hochmüthigen Egoismus. Er wollte das gelobte Land ſeines

ausgeſöhnt, Treu und Glauben kehren wieder, bleibender Ruhm wird Euch — wo nicht, ſo wird man rechten für die Freiheit, und Ihr wiſſet und fühlet ſelbſt, daß dann vor Gott und Ewigkeit, trotz Eurer ungeheuren Macht, Euch jeder Einzelne überwinden kann.“

„freien Staates", der identiſch mit dem Umſturze aller jetzigen europäiſchen Cultur des Lebens iſt, mit eigenen Augen ſehen. Es peinigte ihn, daß eigentlich in der wirklichen Welt ſo ſchlechthin gar nichts geſchähe, um jenes Ideal des Staats, der die „geiſtliche Freiheit und Gleichheit" in ſich beſchlöſſe, in's Leben zu rufen, — und ſo mußte ganz von ſelbſt der Drang in ihm entſtehen, der ſchlafenden, trägen Welt ein Zeichen zum Aufſtande zu geben. Ja ſogar eben der Umſtand, daß in Jena die Burſchenſchaft die herrſchende Parthei war, und keinen äußern Feind neben ſich hatte, während er in Erlangen daran gewöhnt geweſen war, mit Ingrimm und Erbitterung gegen einen beſtimmten und concreten Gegner (die Landsmannſchaften) zu Felde zu liegen, mußte eine Art Leere in ſeinem Innern erzeugen, in welchem der Haß einen beſtimmten Platz erworben hatte, und es mußte ihn drängen, ſeine Theorie an irgend einem Gegenſtande zu erproben. — Auch die Jenaiſche Studentenwelt konnte ihm keine Befriedigung verſchaffen, da ihm das Mittel, ſich in jener Umgebung Ehre und Anſehn zu verſchaffen, — die Gabe der Rede, — gänzlich gebrach, und es mochte eben ſeine Ungelenkigkeit im Ausdrucke, die bei der kochenden Begeiſterung im Innern wohl etwas Komiſches gehabt haben mag, nicht ſelten den Spott ſeiner Freunde veranlaßt haben. — Aber eben dadurch war der lebendige Wunſch dem Unglücklichen nahe gelegt: durch eine recht große, gewaltige, welthiſtoriſche That ſeinen Genoſſen zu zeigen, daß mehr in ihm ſey, als er auf den Lippen trage und in Worten klar machen könne.

„Wer wird mir's glauben", hatte er unter andern auf ein Blättchen geſchrieben, welches man zu Jena unter ſeinen Papieren fand, „daß ich den Tod leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige!"

Wie aber dieſe ganze Stimmung durch einen ungeheuern geiſtigen Hochmuth getragen wurde, iſt zum Theil ſchon oben angedeutet; weiter unten aber werden wir den Beweis verſuchen, daß, ihm unbewußt, auch eine rein perſönliche Eitelkeit kein unwichtiges Motiv zu ſeinem Verbrechen geweſen ſey.

Dieſe allgemeine Richtung: etwas Großes zu thun, was die Welt in Erſtaunen ſetzte und mit ſich fortriſſe, und was ſeinen Genoſſen und Freunden zum leuchtenden Vorbilde dienen könnte, war alſo, nach unſerer Anſicht, der nächſte, ſein oben geſchildertes religiös-politiſches Syſtem der entferntere Grund zu ſeinem Verbrechen, und es lag mehr in zufälligen Umſtänden, daß die beabſichtigte große That die Ermordung Kotzebue's war.

Um mit Sicherheit feſtzuſtellen, wie er gerade auf dieſen Letzteren gefallen ſey, müſſen wir in ſeinem Tagebuche alle die Stellen herausheben, die ſich auf ſeine Anſicht von Kotzebue's Wirkſamkeit beziehen.

Unter dem 28ſten April 1816 bemerkt Sand in ſeinem Tagebuche:

„Am Abend ſah ich im Harmonietheater (zu Wunſiedel), wo das letzte Mal in dieſem Winter geſpielt wurde, die ſilberne Hochzeit, von Kotzebue, auf-

führen, und zwar ſehr ſchön, und ich kam dadurch auf keine böſen Gedanken." *)

Daß Sand um jene Zeit noch keinen Haß gegen Kotzebue in ſich getragen, läßt ſich hiernach wohl mit Gewißheit annehmen; da er ſonſt ſchwerlich es über ſich gewonnen haben würde, ein Stück von eben dieſem Schriftſteller anzuſehen, ohne wenigſtens irgend eine mißbilligende Bemerkung über denſelben zu machen. —

Der erſte Gedanke an Kotzebue ſeit dieſer Zeit kommt in Sand's Tagebuche erſt unter dem 24. November 1817 vor, als Sand ſchon in Jena war. Es heißt nämlich daſelbſt:

— „Dann ward auf dem Markte die neue giftige Schimpferei von Kotzebue ſehr ſchön vorgeleſen. O! welche Wuth gegen uns Deutſchland liebende Burſchen!" —

Dann ſchreibt er unter dem 5. Mai 1818:

„Herr, mitunter wandelte mich heute wieder eine ſo wehmüthige Bangigkeit an: aber feſter Wille, feſte Beſchäftigung löſ't Alles, und hilft für Alles, und das Vaterland ſchafft Freude und Tugend; unſer Gottmenſch, Chriſtus, unſer Herr, er iſt das Bild

---

*) Dieſe letztere, gleichſam entſchuldigende Bemerkung erklärt ſich, wenn man damit das zuſammenhält, was er am Morgen deſſelben Tages in ſein Tagebuch ſchrieb: „Heute Morgens, in einer ziemlich hierzu geſchickten Stimmung, auch vorbereitet hiezu dadurch, daß ich auf das Irdiſche wenig achtete, empfing ich mit meinen theuern Aeltern und meiner Schweſter Julie, meinem ſchon lange in mir wohnenden Sehnen gemäß, das heilige Abendmahl durch Herrn Senior Reuß" u. ſ. w. Weiter unten heißt es: „O, welche ſelige Zeit, die man Gott und dir, Chriſte, verlebt! Könnte ich in dieſem Augenblicke nicht wirklich mich für edie Zwecke in den Tod geben." — — —

einer Menſchlichkeit, die ewig ſchön und freudig ſeyn muß. — Wenn ich ſinne, ſo denke ich oft, es ſollte doch Einer muthig über ſich nehmen, dem Kotzebue, oder ſonſt einem ſolchen Landesverräther, das Schwert ins Gekröſe zu ſtoßen."

Aus dieſer höchſt merkwürdigen Stelle ergiebt ſich die vollſte Beſtätigung des oben Geſagten. — Nicht unwillkührlich kam ihm, in leidenſchaftlichem Zorne über Kotzebue, der Gedanke, den Verhaßten niederzuſtoßen; — nein! er ſinnt nach, was wohl geſchehen könne, um ſeine Theorien ins Leben treten zu laſſen, und ſein Gedanke weilt beim Morde.

Der Schauder, der jeden, auch den verdorbenſten Menſchen, bei einem ſolchen Einfalle ſonſt zu überwältigen pflegt, iſt ihm fremd, — denn längſt iſt er daran gewöhnt, nur den Ausſpruch der eigenen Meinung für die göttliche Wahrheit, die in ſeinem Kreiſe geltenden Grundſätze für ſeine eigne Meinung und außer ihr kein religiöſes noch irdiſches Gebot als verbindlich anzuerkennen. — Die düſtere Begeiſterung aus dem Kriege gegen Frankreich, der leidenſchaftliche und mitunter exaltirte Haß gegen die Unterdrücker Deutſchlands, iſt in ihm permanent geworden, und er überträgt dieſe kriegeriſche Stimmung auf Verhältniſſe, die unter dem Geſetze und der Ordnung des Friedens ſtehen. Alle Stellen aus Körner's Gedichten, die den Todhaß gegen den gemeinſchaftlichen Feind aller Deutſchen athmen, hat er als eben ſo viele Glaubensſätze in ſich aufgenommen; ein Exemplar dieſer Lieder, worin alle Stellen, die ſeiner Stimmung zuſagten, oft mehrfach unterſtrichen waren, begleitete ihn nach Mann-

heim *); er generaliſirt dieſe Geſinnung und dehnt dieſen, ſpeciell gegen Frankreich gerichteten Haß auf Alle aus, die ſeinem Ideale eines Staates entgegentreten. Da denkt er an Kotzebue, deſſen Bücher er auf der Wartburg verbrennen ſah, der ſeitdem die Burſchenſchaft mit bitterem Spotte verfolgt; — wie ſchön wäre es, wenn dieſer, ein zweiter Geßler, von der Hand eines Freundes der Freiheit fiele! — Aber er iſt weit entfernt davon, ihn als das einzige, nothwendige Opfer der Rache bezeichnen zu wollen, — er iſt zufrieden, wenn überhaupt nur irgend eine blutige That geſchieht, — als ein Zeichen für Viele, — Kotzebue könnte fallen, „oder" (was wohl zu merken iſt) oder irgend ein ſolcher, der die neue politiſche Religion anfeindet, und mithin das Land verräth, und ärger iſt als der offene Feind.

Allmählig fixirt ſich aber das Spiel der blutigen Phantaſie bei einem Gegenſtande. — Er hat den Gedanken gedacht, — er muß ihn vollbringen, oder ſich ſelbſt der Feigheit, der eitlen Prahlerei anklagen. Denn das iſt, ſo lautet des Verirrten oberſter Glaubensgrundſatz, das iſt des Menſchen höchſtes Geſetz: ſeiner Ueberzeugung zu leben, und er iſt feſt überzeugt, daß Kotzebue ein gefährlicher Feind ſeiner deutſchen Sache ſey. Daß aber gerade dieſen Schriftſteller das Loos traf, liegt zunächſt, wie weiter unten noch näher ausgeführt werden

*) Die Stelle:

„Gebt kein Pardon,
Könnt ihr das Schwert nicht heben,
So würgt ſie ohne Scheu!"

hatte er am letzten Abende vor dem Morde unterſtrichen.

wird, wohl nur in dem zufälligen Umſtande, daß er Weimar zu ſeinem Wohnſitze genommen hatte, und ſomit ſich in dem, freilich ſehr eingeſchränkten Geſichtskreiſe Sand's befand.

Und ſo iſt denn um das Ende jenes Jahres der Gedanke, mit dem er ſpielte, zum eiſernen Entſchluſſe gediehen.

Er ſchreibt nämlich am 31. December 1818 in ſeinem Tagebuche:

„So begehe ich den letzten Tag dieſes Jahres 1818 in ernſter, feierlicher Stimmung, und bin gefaßt, der letzte Chriſttag wird geweſen ſeyn, den ich eben gefeiert habe. — Soll es etwas werden mit unſerem Streben, ſoll die Sache der Menſchheit aufkommen in unſerem Vaterlande, ſoll in dieſer wichtigen Zeit nicht Alles wieder vergeſſen werden, und die Begeiſterung wieder aufleben im Lande, ſo muß der Schlechte, der Verräther und Verführer der Jugend, A. v. K., nieder — dies habe ich erkannt. — Bis ich dies ausgeführt habe, habe ich nimmer Ruhe, und was ſoll mich tröſten, bis ich weiß, daß ich mit ehrlichem Willen mein Leben daran geſetzt habe? Gott, ich bitte dich um nichts als um die rechte Lauterkeit und Muth der Seele, damit ich in jener höchſten Stunde mein Leben nicht verlaſſe!"

„Schaue ich auf dich zurück, du Jahr, das mich meinem Ende nahe führte, o ſo liegt mir wieder in Klarheit vor das Menſchenleben. O, Gott! dich habe ich noch immer im Gefühl und in der Erkenntniß, du warſt und bleibſt mein einziger Glaube, meine

treue Hoffnung, meine höchſte Liebe, ſo ſehr ich auch *freier über dich denken* lernte! In mir — wurde ich der Kenntniß klarer — liegt Alles; die Meyſchenwürde, wie ſie Jeſus uns lehrte, faßte ich inniger auf, als je. Im Gebiete meines Willens liegt Alles; wenn ich das Gute, was ich in meinem Gemüthe mit meiner Ueberzeugung erfaßt habe, mit freier Entſcheidung meines ſchaffenden Willens erſtrebe, bin ich vollendet; aber wie weit bleibe ich hinter dem idealen Zuſtand in meinem äußern Leben zurück! Die Trägheit, die Gewohnheit, ſinnliches Weſen, Furcht, Eitelkeit und Falſchheit lagern immer um unſern thätigen Willen, und die freie Seele iſt mit einem Male in Gefahr, wie zu jeder andern Zeit, und kein Held iſt vor ihren Stricken frei, bis zu ſeinem Ende. Nur mit ihm tritt Gewißheit ein, ob unſer Leben lauter und rein, gut oder böſe war. Nie werden wir Gort ſchauen, bis wir durch eigene Kraft unſer Weſen läutern. Nach ſolcher Tugend ſteht mein einzig Begehren. — Herr, laß mir ein Ende beſcheeren, ſelig in kindlicher Reinheit, klar bewußt meines Heils.“

So hat ſich alſo der allgemeine Drang, etwas Großes zu thun, in dem Plane, einen *Mord* zu begehen, der Mordplan in dem Entſchluſſe, *Kotzebue* zu ermorden, fixirt! —

Der Letztere wird von Sand, theils in dem bisher Mitgetheilten, theils in den weiter unten anzuführenden Schriften, als beſonders ſchlecht, gefährlich und des Todes würdig bezeichnet. — Dabei entſteht aber die wichtige Frage: ob er eine umfaſſende Kenntniß der literariſchen

Produkte dieſes Schriftſtellers, und ob überhaupt der Haß gegen denſelben eine tiefere Wurzel gehabt und näher motivirt geweſen ſey?

Schon in früherer Zeit ſoll er über Kotzebue's Schriften ungünſtig geurtheilt, und namentlich zu ſeinem Vater geäußert haben: „Was helfen des Mannes ſchriftſtelleriſche Talente, wo das teutſche Herz fehlt."

Er ſelbſt dagegen widerſpricht auf das Beſtimmteſte mehreren, zum Theil in officiellen Zeugniſſen vorkommenden Ausſagen, daß er ſchon in Erlangen Kotzebue tödtlich gehaßt habe. „So lange er noch in Erlangen geweſen, ſagt er, habe Kotzebue in dem Rufe geſtanden, er meine es gut mit Teutſchland, und er habe damals gar nicht an ihn gedacht." —

U — ch, wie wir oben geſehen haben, einer ſeiner vertrauteſten Freunde, ſagt aus, daß Kotzebue während ihres Aufenthaltes in Erlangen in keinerlei Weiſe, ſelbſt nicht als dramatiſcher Dichter, ſeine und Sand's Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe. — Vielmehr habe erſt das Verbrennen ſeiner teutſchen Geſchichte auf der Wartburg, noch mehr aber ſein kurz darauf erſchienenes literariſches Wochenblatt ihn auf jenen Schriftſteller aufmerkſam gemacht.

Die Vorwürfe gegen v. K. faßte Sand ſpäter, als er ihn wirklich ermordet, in dem einzigen Satze zuſammen, den er noch am erſten Abende nach dem Morde mit Bleiſtift in kaum leſerlichen Worten niederſchrieb:

„A. v. Kotzebue iſt der Verführer unſerer Jugend, der Schänder unſerer Volksgeſchichte, und der ruſſiſche Spion unſeres Vaterlandes."

Und eben dieſe Worte wiederholt er in ſeinem Schluß-Verhör:

„Er habe den Entſchluß, Kotzebue zu morden, aus der alleinigen Urſache gefaßt, weil er ihn für den Verderber unſerer Geſchichte, den Verführer unſerer Jugend und einen ruſſiſchen Spion gehalten habe.“ —

Es iſt zu bedauern, daß Sand während der Unterſuchung nicht angehalten worden zu ſeyn ſcheint, noch ſpecieller die Schriften von Kotzebue zu nennen, die er geleſen, und ihren Inhalt, oder wenigſtens die Behauptungen und Anſichten genau anzugeben, die insbeſondere ſeinen Ingrimm erregt hatten.

Höchſt wahrſcheinlich würde ſich dann mit völliger Gewißheit ermittelt haben, daß Sand, außer dem literariſchen Wochenblatte, keine der Schriften Kotzebue's geleſen, und daß er den Geiſt, der durch dieſelben geht, lediglich vom Hörenſagen kenne, ſo wie er auch ſogar die beſchimpfenden Ausdrücke, die er gegen jenen Schriftſteller gebraucht, nur von Andern gehört und blindlings nachgeſprochen zu haben ſcheint.

In dem Auszuge aus ſeinem Tagebuche findet ſich keine Spur, daß er während ſeines Aufenthalts in Jena irgend etwas von Kotzebue geleſen habe. —

Noch mehr wird dieſe dringende Vermuthung dadurch unterſtützt, daß er die Behauptung: „Kotzebue ſey der Verderber oder der Schänder unſerer Geſchichte“ nicht durch eine Berufung auf deſſen deutſche Geſchichte rechtfertigt, (was er unfehlbar gethan haben würde, wenn er mehr davon gewußt hätte, als daß ſie auf der Wartburg

verbrannt worden,) ſondern durch andere eben ſo unbeſtimmte Declamationen zu begründen ſucht, — indem er z. B. anführt: „K — ſey der Schandbube und Erzknecht geweſen, der den Zuſtand der Schläfrigkeit und Feigheit zu befördern geſucht habe" u. dgl.

Eine ſolche eigene und gründliche Prüfung eines Gegenſtandes wäre auch in der That, bei den Vorurtheilen und der Befangenheit Sand's, weder möglich noch erſprießlich geweſen, — vielmehr war es, nach dem was wir oben über ſeinen Gemüthszuſtand und ſeine geiſtige Richtung überhaupt geſagt haben, für ihn vollkommen genug, daß K — in dem literariſchen Wochenblatte die Burſchenſchaft anfeindete und lächerlich machte. Denn eben dieſe Burſchenſchaft ſollte ja der Hebel der zu bewirkenden Umwälzung und gleichſam ein Vorbild der künftigen Verfaſſung Deutſchlands ſeyn. —

Das weitere Reſultat, welches Sand aus der Lektüre des literariſchen Wochenblattes gezogen, beſteht darin, daß K — ein ruſſiſcher Spion ſey. —

Daß er ſich über das Verhältniß Rußlands zum übrigen Europa, über die damals obwaltenden politiſchen Conjuncturen, endlich über K —'s Verhältniß zur ruſſiſchen Regierung hätte klar werden ſollen, — wird nach der obigen Characterſchilderung Sand's wohl Niemand mehr erwarten. — Das Wort: „Spion" war ein bequemes Gefäß, in welches er ſeinen geſammten Haß hineinpacken konnte, ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft über deſſen Motive geben zu dürfen, — zudem wußte er, daß man Spione hängt, und ſein Fanatismus mochte daran leicht die dunkle Vorſtellung knüpfen, daß der Spion friedlos

und vogelfrei ſey. — Er ſelbſt motivirt aber jene Behauptung folgendergeſtalt *):

„Dieſer Schriftſteller ſey es bekanntlich geweſen, der zur Zeit der Franzoſen ſo ſehr auf ſie geſchimpft habe, als Einer, der von Allen der Ihrigen ſo verwerflich und gering geſprochen, der Napoleon nur immer den „Noch Jemand“ genannt habe, während ihm doch aus ſeinen Schriften, aus ſeinem Sinne und leichtfertigen Verfahren oftmals nachgewieſen worden, daß ſeine Sinnesart und ſein Leben gar nicht geringe Aehnlichkeit mit jener Art von Menſchen habe. Als nun Rußland auf ſeiner Verfolgung Teutſchland berührte, ſo habe er gleichſam die Ruſſen hereingeſungen. Wir hätten von dort an faſt nichts als Koſacken-Lieder und Baſchkiren-Stücke von ihm, deren Zweck immer ſey, das ganze weſtliche und gebildete europäiſche Leben als gering darzuſtellen, vor der Helden-Nation, die jetzt käme, alles durch ihre Art zu erlöſen. Es ſey der immer wiederholte Zweck geweſen, nachzuweiſen, daß dieſe Völker in Oſten keine Barbaren ſeyen, daß ſie ſich durch die liebenswürdigſten Eigenſchaften ſo ſehr über alle Völker auszeichneten, und daß nichts Anderes Pflicht ſey, als recht vertraulich und einheimiſch mit ihnen umzugehen, ſie zu preiſen und zu erheben. Dieſes habe von Kotzebue während der Kriege gethan, und man hätte es wohl gar gern geduldet, anerken-

*) Das Folgende enthält die eigenen Worte Sand's, die er im Verhöre, nach der That, gebraucht hat.

nend, daſs in jenem Sturme der Elemente es ein kräftiger Anſtoß und eine gute Hülfe zur Befreiung von den alten Drängern war. Als aber Kotzebue es ſich gar zu auffallend zur Pflicht gemacht, wenn irgend einmal etwas Widriges von Koſacken und andern Ruſſen erzählt wurde, dieſe ſogleich, als wäre es unmöglich, und als würde dadurch Se. Majeſtät der Kaiſer aller Reußen beleidigt, völlig rein zu waſchen, als er ſie als wahre Engel darſtellen wollen, und dagegen lieber mit der gehäſſigſten Art von ſeinen Teutſchen geſprochen, dieſen weder große Thaten, noch die eigentliche Selbſtbefreiung vom franzöſiſchen Joch zugeſtehn wollen; ſo ſeyen alle vaterländiſchen Gemüther über Kotzebue's Sinnesart leicht einig geworden. Wer Freiheit fördern helfe, könne dafür nichts zum Lohne fordern, was die Freiheit völlig wieder aufhebe. Kotzebue habe aber immer nachzuweiſen geſucht, daß das teutſche Verhältniß zu Rußland ein ſolches ſey, daß man durchaus nichts denken und thun dürfe, was nicht von dorther gutgeheißen werde; dafür zeugten alle ſeine letzten Schriften. Damit ſey nun nachgewieſen, daß er die Sinnesart gehabt, die teutſche Freiheit unter die Ruſſen ſtellen zu wollen, und es bedürfe dabei nicht einmal auf ſeine eigentlichen Bülletins Rückſicht genommen zu werden, worin der Beweis dafür liege."

Nichts deſto weniger waren auch dieſe Bülletins eine von den Urſachen, die den Mordplan in Sand's Innerm zur Reife bringen halfen. Es iſt nämlich bekannt, wie einer der Berichte, welche Kotzebue über die öffentliche

Geſinnung in Deutſchland an den ruſſiſchen Hof zu erſtatten pflegte, durch die Schuld eines Abſchreibers in die unrechten Hände gerieth und (unbefugter Weiſe) durch den Druck zur öffentlichen Kunde gedieh.

„Als dieſes Bülletin erſchien", ſagt Sand, „wodurch Kotzebue bewirken wollte, Teutſchland und ſeine freie Geiſtesbildung unter die Aufſicht von Rußland zu ſetzen, ſo habe er ſchon klar eingeſehen, daß ſo etwas geahndet werden müſſe; dieſer Punkt ſey der beſtimmende zur That geweſen. Früherhin habe Kotzebue ſeine Eigenſchaft als ruſſiſcher Staatsdiener verläugnet, und bei Gelegenheit des entdeckten Bülletins habe er daſſelbe als eine Dienſtſache geltend gemacht; er habe geſagt, er ſey ruſſiſcher Staatsrath, wie man ſich erfrechen könne, über das Bülletin nur zu reden, das er bloß für ſeinen Kaiſer geſchrieben habe, da doch das Bülletin über die Häupter der Teutſchen gehe." — — —

„Der feſte Entſchluß zur That ward jedoch erſt dann begründet, als die v. Stourdza'ſche Schrift erſchien, und als Kotzebue ſich zu ihrem Vertheidiger aufwarf."

„Bei Gelegenheit dieſer Schrift", heißt es weiter in v. Hohnhorſt's Schrift S. 25., „welche, nach Sand's Anſicht, beabſichtigte, Teutſchland in einen Zuſtand zu verſetzen, in welchen es durch den weſtphäliſchen Frieden gekommen, nämlich abhängig und ohne Selbſtſtändigkeit, unter ſich zerriſſen und ohne politiſche Macht, habe Kotzebue wiederholt geſchrieben, wie man ſich nur unterſtehen könne, über dieſe Schrift etwas zu ſagen, welche die Ge-

ſinnungen des ruſſiſchen Kaiſers ausdrücke, und auf ſeinen Auftrag gefaßt ſey."

Eben dieſe Schrift, welche ex professo gegen den damaligen Zuſtand der Univerſitäten gerichtet war, ſcheint in dem Kreiſe in welchem Sand lebte, ſehr großes Aufſehn erregt zu haben. Sand ſelbſt erzählt in ſeinen ſpäteren Verhören darüber Folgendes:

„Im Anfange des Jahres 1819 habe die Burſchenſchaft zu Jena bei Sr. Königl. Hoheit dem Herrn Großherzoge von Weimar eine Klageſchrift gegen von Stourdza eingereicht, weil er dieſelbe in ſeiner bekannten Schrift une Société séditieuse genannt habe. Der Großherzog habe auch die Klageſchrift angenommen, und v. Stourdza ſey zur Verantwortung aufgefordert, obwohl er nach ſeiner diplomatiſchen Eigenſchaft nicht nöthig gehabt habe, ſich einzulaſſen. Von Stourdza habe auch darauf eine Erklärung abgegeben, die aus den Zeitungen bekannt ſey, und der Herr Großherzog habe der Burſchenſchaft in Jena eröffnen laſſen, daß er ſie beim Bundestage vertreten habe."

„In derſelben Zeit, als die Klageſchrift eingegeben worden, hätten der Graf v. B. und Herr v. H., beide Offiziere und Vorſteher der Burſchenſchaft, den v. Stourdza gefordert, auf welche Ausforderung derſelbe in öffentlichen Blättern geantwortet habe." *)

*) Sand erzählt bei eben jener Gelegenheit: Es ſey in Jena allgemein geſagt worden, daß jene Ausforderung des v. Stourdza von Weimar aus gewünſcht werde. „Es laſſe ſich dies auch daraus ſchließen, daß dem Grafen B. und v. H. wegen der ganzen Geſchichte nichts geſchehen ſey, und daß eine Erklärung, die Graf B. vor dem academiſchen Senate trotzig abgegeben, ohne alle ſchlimme Folgen für ihn geblieben ſey." —

Dieſer Hergang liefert die Antwort auf eine Frage, die ohne dieſen Schlüſſel allerdings ein ſchwieriges Problem darbietet; die Frage nämlich: warum Sand bei ſeiner Gemüthsſtimmung, ſeinen Grundſätzen und ſeiner feindſeligen Richtung gegen Kotzebue, nicht den Weg des Zweikampfes gewählt habe, um Rache an ſeinem Feinde zu nehmen? Offenbar lag dieſes Auskunftsmittel dem Ideenkreiſe Sand's viel näher, als der Meuchelmord, und es leidet keinen Zweifel, daß von dem Standesvorurtheile, welches jenen für erlaubt hält, zu einem heimtückiſchen Ueberfalle eines Wehrloſen und nicht zur Vertheidigung Aufgeforderten, bei jedem Andern noch immer eine ungeheure Kluft befeſtigt iſt; denn eben jene Grundſätze brandmarken in der Regel eine ſolche That in eben dem Maaße mit Verachtung, in welchem ſie den offenen Zweikampf für ehrenvoll und löblich halten. Dieſe Erwägungen mußten auch in Sand aufſteigen und man kann dagegen nicht einwenden: daß er mit Gewißheit habe vorausſehen können, Kotzebue werde ſich doch nicht ſtellen. — Nach den Grundſätzen über den Zweikampf, welchen Sand huldigte, muß der thätlichen Rache gegen den Wehrloſen nothwendig wenigſtens die Herausforderung vorhergehen, und ſtellte Kotzebue ſich nicht, ſo hatte ja Sand das Seinige gethan, und der Schimpf mußte dann, nach eben jenen Grundſätzen, allein auf demjenigen haften, zu deſſen Gegner er ſich aufgeworfen hatte; auch würde ja alsdann noch immer Zeit genug zu weitern feindlichen Schritten

---

Der Schluß, daß feindliche Schritte, auch gegen Kotzebue, nicht ungern würden geſehen werden, lag ziemlich nahe.

geweſen ſeyn. — Aber Sand wollte durch eine auffallende, Erſtaunen und Nacheiferung erregende That Deutſchland aus ſeinem trägen Schlummer aufrütteln, er wollte vor der Studentenwelt als Held und Märtyrer erſcheinen, — und die Ausforderung zu einem Duell war, nach dem erzählten Vorgange, durchaus nicht mehr neu und originell, und würde jenen Effect ſelbſt nicht unter den Freunden und Bekannten Sand's hervorgebracht haben. — „Wer würde mir es glauben, daß ich den Tod leiden will, wenn ich's nicht wirklich zeige?“ hatte er ja ſelbſt auf ein Blättchen geſchrieben. Eine bloße Ausforderung war aber ſchon ein verbrauchtes Mittel, und konnte unmöglich dieſen Glauben erregen, ja ſie konnte leicht, wenn am Ende die Sache doch ohne Blutvergießen abgegangen wäre, als eine matte Copie eines eben erſt vorhergegangenen originellen Beiſpiels, das Lächeln derer erregen, denen Sand's Unbeholfenheit im Ausdrucke ſchon manchmal zur Zielſcheibe des Scherzes gedient hatte.

Dieſe Erwägung führt uns auf jene andere höchſt beachtungswerthe Seite von Sand's That und Character. Die Rückſicht auf das, was ſeine Umgebung und ſeine Freunde zu einer ſolchen nicht geahneten und *von ihm* nicht erwarteten, (wie er glaubte *heldenartigen*) That ſagen, ihre Freude und Bewunderung, die ſie empfinden würden, und die geheime Wolluſt, die er im Vorgenuſſe dieſes Triumphes genoß, ſind ohne Zweifel ein wichtiger Hebel zu ſeiner That geweſen. Wir glauben aber nicht zu irren, wenn wir dieſes wohlgefällige Beſpiegeln ſeiner ſelbſt, dieſes reflectirte Weſen, wobei ſich der Menſch ſelbſt in einer Weiſe objectiv wird, daß er den Zuſchauer und

Schauſpieler in ſich vereinigt, und dem Letztern mit Entzücken zuſchaut, — geradezu und mit einem Worte *Eitelkeit* nennen. — Wie ſehr aber Sand geneigt war, auf dem Theater ſeiner Phantaſie vor ſich ſelbſt tragiſche Stücke aufzuführen, in denen er ſelbſt die Hauptrolle ſpielte, beweiſ't eine kleine, unter ſeinen Papieren in Jena gefundene Federzeichnung, von welcher ein fac simile in v. *Hohnhorſt's* Schrift mitgetheilt iſt. — Vor einem gothiſchen Thorgewölbe knieet eine Figur, mit einem Dolche in der Bruſt, an dem Thore iſt ein Papier mit einem Dolche angeheftet. — Dieſe Zeichnung wurde ſpäter von Sand als die ſeinige anerkannt; er hatte ſie noch in Jena entworfen und giebt an, daß er ſich dabei die Thür der Jeſuitenkirche in Mannheim, deren er ſich von ſeiner frühern Anweſenheit in Mannheim her erinnert, gedacht habe. Bis hieher habe er ſich nach Kotzebue's Ermordung zurückziehen, hier habe er ſeine Schrift („den Todesſtoß") anheften und dann fallen wollen. —

Dem Menſchenkenner wird dieſes, anſcheinend unbedeutende Kritzeln mit der Feder von hoher Wichtigkeit ſeyn. — Denn ſo ſah Sand ſich ſelbſt im Geiſte, und dieſe Zeichnung liefert, ſo läßt ſich mit Gewißheit annehmen, ein einzelnes Stück aus einer ungeheuren Gallerie, die Sand in ſeinem Innern angelegt hatte, und in der er mit Entzücken zu luſtwandeln pflegte. Keinem ſeiner Freunde geſtattete er den Eintritt in dieſes Heiligthum, denn die Ueberraſchung, und mit ihr der Hauptnerv des Planes, wäre weggefallen, wenn dieſer zur Unzeit bekannt geworden. Aber dennoch konnte er es ſich nicht verſagen, durch einzelne räthſelhafte Handlungen wenigſtens die Ver-

wunderung und Neugierde ſeiner Freunde rege zu machen. — „Eines Tages", ſo heißt es in der Schrift **Carl Ludwig Sand** S. 177 „tritt A—s (einer ſeiner liebſten Freunde) zu ihm in die Stube. Sand ſteht lauernd am Tiſche, ergreift ein Stück Holz, läuft auf den Eintretenden zu, giebt ihm einen leichten Stoß ins Geſicht, und dann, als dieſer mit den Händen das Geſicht zu decken ſucht, einen heftigern auf die Bruſt. A — s fragt erſtaunt, was dies heißen ſolle? „„Siehſt Du"", ſagt ihm Sand ganz ſanft, „„ſo muß man es machen, wenn man Einen erſtechen will; erſt in's Geſicht, damit er mit den Händen danach fährt und zum Stoß in die Bruſt eine Blöße giebt."" *) Nichts deſto weniger fiel dies Niemanden von Sand's Freunden auf, und er ſoll, übereinſtimmenden Nachrichten zufolge, **Niemanden** ſeinen Plan verrathen, auch ſonſt in ſeinem Weſen weiter nichts Auffallendes an den Tag gelegt haben.

---

*) Sand ſoll, nach eben dieſer Nachricht, es ohnedies geliebt haben, wenn er recht heiter war, ſeine Freunde durch Mummereien, unverhofftes und unerklärliches Gepolter und dergleichen in Unruhe zu verſetzen; welches Vergnügen ihm ſchon früher bei ſeinen Freunden den Beinamen **Spukmeier** (Spukmajor) zugezogen haben ſoll.

Vierter Abſchnitt.

Vorbereitungen zur Ausführung der That und Reiſe nach Mannheim.

Mit dem 31ſten December 1818 ſchließt das Tagebuch Sand's; nichtsdeſtoweniger exiſtiren andere Documente aus der Periode bis zu ſeiner Abreiſe, welche, auf eine ziemlich genügende Weiſe, ſeinen Gedankengang während derſelben verfolgen laſſen. —

Wir haben oben geſehen, daß Sand am Ende des Jahres 1818 feſt entſchloſſen war, einen Mord an Kotzebue zu begehen. — Da er aber erſt am 9ten März zu dieſem Ende von Jena abreiſte, ſo entſteht die Frage: ob während dieſer ganzen Zeit kein einziger lichter Moment bei ihm eingetreten ſey, und ob er unausgeſetzt und gleichmäßig entſchloſſen blieb, einen ſo ſchaudervollen Schritt zu wagen?

Die Antwort hierauf muß verneinend ausfallen. Auch wäre eine ſolche Feſtigkeit des Entſchluſſes zu einer ſolchen Unthat wider die Natur des menſchlichen Herzens. Es iſt daher ganz der Sache angemeſſen, wenn Sand in

ſeinen Verhören ſelbſt ausſagt: (v. Hohnhorſt S. 26.) „Der Entſchluß mußte erſt in mir ſelbſt zur nähern Reife gedeihen, denn theils mußte ich bei mir den natürlichen Abſcheu zur Verübung einer ſolchen That bekämpfen, theils kam mir auch manchmal der Gedanke, daß ich zu etwas Beſſerem werth und geſchickt ſey, wegen meiner Gemüths-Beſchaffenheit, und meiner bereits erlangten Bildung. Auch habe ich auf einen Dritten gewartet, denn ich hatte ſo gut das Recht, auf ihn zu warten, als ein Dritter auf mich. Weil ich aber Niemand gefunden, ſo war dieß gleichfalls ein Beſtimmungs-Grund für mich. Oft habe ich gedacht, du könnteſt doch ruhig fortleben wenn ein Dritter die That unternähme. *) Dieſes Warten war alſo eigentlich nur ein Wunſch, daß mir ein Dritter zuvorkommen möge; übrigens aber kannte ich einen ſolchen Dritten nicht."

Dieſes Schwanken zwiſchen ſeinem Lebensberufe und der ſich ſelbſt geſetzten Mordaufgabe, ſcheint ſich auch aus dem nachfolgenden Schreiben an ſeine Mutter zu ergeben, welches er gegen Ende Februars 1819 abfertigte, und worin er, wie es ſcheint, auf eine Frage der Mutter folgendergeſtalt antwortet:

*) Daß er, auch ohne daß ein Dritter dieſes Verbrechen ausführte, hätte ruhig fortleben können, ſcheint ihm eben ſo wenig eingefallen zu ſeyn, als daß er nach ſeinen Principien, wenn K. früher umgekommen, ſich eigentlich die Aufgabe hätte ſetzen müſſen, irgend einen Andern, der nicht die neuthümlichen Anſichten über den Staat theilte, zu ermorden. (S. unten Sand's Schreiben an ſeine Freunde teutſchen Sinnes: „Es iſt mir dieſes Werk, daß K. durch meine Hand ſeinen Lohn erhalten ſoll, unter allen das Schwerſte, ſeit ich alſo die Nothwendigkeit deſſelben erkannt habe, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich dieſe That denn auch zu vollführen vermöchte".)

„Ich gehe nun ſogleich über auf den letzten Punkt, den Sie in Ihrem letzten Briefe berühren, ob ich mich dem Catheder oder Predigtſtuhle widmen werde? Sie ſcheinen mich im mütterlichen Herzen ſelbſt mit Vorliebe zu etwas beſtimmt zu haben, und ich muß, um mit rechter Aufrichtigkeit Ihnen hierauf zu antworten, die Antwort auf ihre Frage ganz aus dem Innerſten herausnehmen. Ich bin rückſichtlich meiner Geiſtesbeſchaffenheit von der gemüthlichen Art, daß ich empfänglich bin für alles innere Wiſſen, frei, ſo daß ich nichts der gewonnenen Wahrheiten annehmen kann, weil ſie ein Anderer als wahr aufſtellt, ſondern, was ich wiſſen ſoll, mir ſelbſt wieder erſchaffen muß, und in dieſer Rückſicht und im Umfaſſen des Ganzen danke ich Gott, im Vergleich zu Andern, mit rechter Zufriedenheit für meine Gaben, bin auch noch überall hierin anerkannt worden. Es ſollte mir alſo nicht fehlen, wenn es Büchermachens gälte, zu der Million, die wir haben, auch ein Paar zu Tage zu fördern, die in dem nächſten Umkreiſe mit Liebe geleſen würden; aber mit angeborner Leichtigkeit und Schnelle in der ſcharfen Zuſammenſtellung irgend eines Hauptfachs der Wiſſenſchaften, oder in ſtrenger Erforſchung neuer Haupttheile zur Weiterführung des ganzen ſchon ſo weit gediehenen und fein ausgebildeten Reiches der Erkenntniſſe, wobei es beim akademiſchen Lehrer, wenn er ein rechter ſeyn will, ankommt, mich auszuzeichnen, dieß möchte mir nicht gelingen. Um ſo mehr fühle ich mich mit ganzer Seele und mit eigenthümlicher Begabung (??) hingezogen zum Predigeramte und der Freund zu werden für eine kleinere oder größere Gemeinde. Dieß iſt die rechte

Art, daß jeder thue, wozu er die Gaben empfangen hat, und ſo ſollte es auch in jedem freien Reiche eine Haupteinrichtung ſeyn, daß zwiſchen allen Aemtern für Geiſtesbildung und Reichsverwaltung weiter kein Rang und Beſoldungsunterſchied ſtatt habe, damit jeder, der ſich berufen fühlt, und die öffentliche Prüfung beſteht, üben könne, wozu er beſtimmt iſt, und wenn er dieß recht thut, ſo ſoll er auch vom Staate erhalten werden, daß er gehörig leben könne. *) — Doch dieß iſt überhaupt nur der gewöhnliche und kleinere Beruf, der weiter keine Anerkennung fordert als das Leben, und ſich aber nie ſelbſt genug ſeyn ſoll. Beſonders jetzt iſt uns der geſchichtliche Beruf, ein weiterer öffentlicher Thatenkreis mehr als je vorgezeichnet, und wenn wir nicht ihm jenen engern hintan ſetzen, ſo wird nie das Schöne werden, was wir ſchaffen ſollen, und wonach die Geſchichte einzig bei uns fragen wird. Laſſen Sie uns alſo insgeſammt Gott bitten, daß er uns ſeinen Ruf hierzu nie überhören laſſe; daß wir zur Zeit, wo es hierfür gilt, den gewöhnlichen Lebenskreis zu ſprengen, nicht feige und unſchlüſſig erfunden werden mögen. Ich habe in meinem bisherigen kleinen Wirkungskreiſe zwar ſchon einige Male erfahren, daß, wie man es gewöhnlich nennt, Gefahren der Art glücklich vor mir vorübergegangen ſind, aber nur um ſo größer wird dadurch die Mahnung, zu jeder Zeit Gut und Blut daran zu ſetzen, für die Sache des Vaterlandes. Alles der Art ſteht, nach meinem Glauben, in Gott; „Er wird uns" wie Schenkendorf herrlich ſingt,"

---

*) Man vergl. hiermit den §. 6. des Entwurf's der deutſchen Reichsverfaſſung, der mit dieſen Anſichten Sand's ſehr genau übereinſtimmt.

„Er wird uns ſelber leiten,
Den Weg bereiten,
Und mit den Augen deuten
Auf mancherlei!
Ob's etwa Zeit zu ſtreiten,
Oder ob's Raſttag ſey!
Wir ſehen ſchon vom Weiten —
Die Grad' und Zeiten
Von unſern Seligkeiten; —
Nur treu! Nur treu! —“

Unumwunden geſteht Sand auch ſelbſt in ſeinem ſpätern Verhöre: „Drei Wochen vor ſeiner Abreiſe von Jena,“ (folglich grade um die Zeit als er den eben mitgetheilten Brief an ſeine Mutter ſchrieb,) „habe er acht Tage lang weniger an die That gedacht, und da habe er Gott gebeten, er möge ſie vorübergehen laſſen.“ — Leider aber trug der Hochmuth, der ihn zu dem blutigen Werke ſpornte, den Sieg davon, und er bekennt, daß unter dieſen innern Kämpfen immer wieder die innere Stimme ihm zugeflüſtert und daß dieſe endlich die Oberhand behalten habe: „Du haſt ſo viel verſprochen und noch nichts gethan,“ — eine Mahnung, welche ſich wahrſcheinlich auf ſeine verwegenen Reden im Kreiſe ſeiner Genoſſen, wie ſie in dem oben mitgetheilten Aufſatze über die Wartburgsfeier vorkommen, bezieht.

Leider ſcheint jene innere warnende Abmahnung die letzte geweſen zu ſeyn. — Ein Zeitungsartikel rief plötzlich das ganze Bild ſeiner Großthat, welches ſo lange ſeine Phantaſie beſchäftigt hatte, und deſſen Farben ſchon zu erbleichen begannen, wieder vor ſein geiſtiges Auge

zurück. — Kotzebue, ſo verkündigte die Nationalzeitung, ſey von ſeinem Hofe zurückgerufen und werde mit dem Anfange des Frühlings zurückkehren. Wahrſcheinlich war es der Haß der Leidenſchaft, der immer viele Nebenumſtände weiß, wenn von dem Todfeinde die Rede iſt, welcher hinzuſetzte: „Er wolle nun in Rußland ſeine Schätze verzehren, 12000 Rubel jedes Jahr.“ — Dieß wirkte entſcheidend auf Sand. — Er giebt an, „daß er die Schmach nie ohne Vorwürfe hätte tragen können, wenn Kotzebue ungeſtraft den deutſchen Boden verlaſſen hätte“; — aber weit mehr noch als dieſe Erwägung hat ihn gewiß die Alternative geſpornt: „jetzt oder nie!“ und es war ihm klar, daß, wenn Kotzebue einmal wieder in Rußland wäre, ſich unüberſteigliche Hinderniſſe zwiſchen ihm und ſeinem Ziele aufthürmeu würden. — Und von dieſem Plane, der nun, als er ihm entſagen ſollte, lockender als je vor ſeine Seele trat, ſollte er ſich plötzlich und gewaltſam losreißen? Alle Motive, die den unglücklichen Gedanken in ihm zur Reiſe gebracht hatten, übten auf's Neue ihre alte magiſche Gewalt über ihn aus, — und der glückliche Moment des Zweifels an der eignen Unfehlbarkeit, der Augenblick des Aufdämmerns der Beſinnung war vorüber! — Mochte er immerhin ſpäter den Widerruf jenes Artikels in andern öffentlichen Blättern leſen, er hatte ſich einmal ſchon in die Rolle Tell's geworfen, der vor der Ermordung Geßlers ſeinen Monolog declamirt, und gegen den poetiſchen Reiz dieſer neuen Situation konnte die einfache Reflexion nicht aufkommen: daß, weil der Grund der Eile wegfalle, die Eile ſelbſt nicht vonnöthen ſey. Vielmehr überredete er ſich lieber,

(laut ſeiner ſpätern Ausſage im Verhör), die ſpätere berichtigende Wahrheit ſey falſch, da die erſte Nachricht mit allen Umſtänden übereingeſtimmt habe; nämlich damit, daß Kotzebue ausgeplaudert habe, die Stourdza'ſche Schrift ſey im Auftrag des Ruſſiſchen Kaiſers geſchrieben. Ob natürliche Beſchränktheit oder die Blindheit des Fanatismus dieſen Schluß gezogen habe, können wir nicht entſcheiden.

So begann alſo Sand mit dem Anfange des Märzmonates mehrere Schriften zu entwerfen, die den Schlüſſel zu ſeiner That für alle diejenigen enthalten ſollten, welchen er eine Aufklärung über dieſelbe ſchuldig zu ſeyn glaubte. *) — Wir eröffnen dieſe Reihe mit dem Briefe an ſeine Eltern und Angehörigen.

„An alle die Meinigen.

Treue, ewig theure Seelen!

Warum Euch den Schmerz noch lange mehren? dachte ich, und ſchwankte, Euch hiervon zu ſchreiben. Aber bei plötzlicher Nachricht über meine That möchte Euch der herbe Gram zwar leichter und ſchneller vorübergehen; doch die Liebestreue wäre dadurch verletzt, und ganz gebrochen kann ja der tiefe Schmerz nur dadurch werden, daß wir den ganzen Kelch von Wermuth rein ausleeren, und uns dabei fromm zu unſerm Freunde halten, dem treuen ewigen Vater im Himmel. Alſo heraus aus der umſchloſſe-

*) Schon früher hatte er in Jena aus einem alten franzöſiſchen Hirſchfänger einen Dolch machen laſſen, deſſen Modell er in Wachs entworfen hatte; Griff, Heft und Parirſtange wurden nach ſeiner eigenen Zeichnung entworfen. Dieſer Dolch, welchen er um Weihnachten beſtellte, ward in der Mitte des Februars fertig; Sand hatte ſich mehrmals, immer ohne Beiſeyn eines Dritten, nach dem Fortrücken der Arbeit erkundigt.

nen bangen Bruſt; hervor du lange große Qual der letzten Rede, die, aufrichtiger Art, einzig den Abſchiedsſchmerz verſüßen kann.

Euch bringt dieſes Blatt des Sohnes, des Bruders letzten Gruß zurück!

Gehegt, gewünſcht habe ich immer viel; es iſt an der Zeit, daß ich die Träumereien laſſe, und die Noth unſeres Vaterlandes dringt zum Handeln. — Dieß iſt unſtreitig der höchſte Jammer in dieſem Erdenleben, wenn die Sache Gottes durch unſere Schuld in ihrer regen Entwickelung Stillſtand nimmt; dieß für uns der entehrendſte Schimpf, wenn alle das Schöne, was von Tauſenden kühn erſtrebt wurde, und wofür ſich Tauſende freudig geopfert haben, nun als ein Traumbild, ohne bleibende Folge, in trübem Mißmuthe wieder entſchlafen, wenn die Reformation der alten abgelebten Art jetzt auf halbem Wege verknöchern ſollte. Unſere Enkel würden dieſe Trägheit zu bejammern haben. — Der Anfang zur Erneuerung unſers deutſchen Lebens wurde in den letzten 20 Jahren, beſonders in der heiligen Zeit 1813, mit Gott getroſtem Muthe begonnen, das väterliche Haus iſt vom Grund aus erſchüttert! Vorwärts! Laßt es uns wieder aufrichten, treu und ſchön einen rechten Tempel Gottes, wie ihn unſere Herzen erſehnen! Nur wenige ſtemmen ſich als ein Damm gegen den Strom der Entwickelung des höhern Menſchlichen im teutſchen Volke. Warum beugen ſich ganze Schaaren wieder unter das Joch dieſer Argen? Soll uns das erſt erwachte Heil wieder erſterben?

Viele der ruchloſeſten Verführer treiben ungehindert bis auf's völlige Verderben unſeres Volkes hin bei uns

ihr Spiel. — Unter ihnen iſt Kotzebue der feinſte und boshafteſte, das wahre Sprachwerkzeug für alles Schlechte in unſerer Zeit, und ſeine Stimme iſt recht geeignet, uns Teutſchen allen Trotz und Bitterkeit (NB) gegen die ungerechteſten Anmaßungen gar zu benehmen, und uns einzuwiegen in den alten faulen Schlummer. — Er treibt täglich argen Verrath am Vaterlande, und ſtehet dennoch geſchützt durch ſeine heuchleriſchen Reden und Schmeichlerkünſte, und gehüllt in den Mantel eines großen Dichterruhmes, trotz ſeiner Schlechtigkeit da, als ein Abgott für die Hälfte Teutſchlands, die von ihm geblendet, gerne das Gift einnimmt, das er in ſeinen halb-ruſſiſchen Zeitſchriften darreicht. — Soll nicht das ärgſte Unglück über uns kommen, denn dieſe ruſſiſchen Vorpoſten werden nichts Freies und Gutes aufkommen laſſen; oder zur Zeit der Gährung mit den Franzoſen zugleich unter uns wüthen; ſoll nicht die Geſchichte unſerer Tage mit ewiger Schmach behaftet ſeyn; — ſo muß er nieder.

Ich ſpreche immer: wenn etwas Heilbringendes erſtehen ſoll, ſo laßt uns Kampf und Mühe nicht ſcheuen, und die rechte Freiheit und Begeiſterung des teutſchen Volkes erwächſt uns nur dann, wenn vom braven Bürger gewettet und gewagt wird; wenn der Sohn des Vaterlandes in dem Streite für Recht und für die höchſten Güter mit Hintanſetzung alles Lieben nur den Tod liebt. Wer ſoll auf dieſen erbärmlichen Wicht, auf dieſen beſtochenen Verräther losgehen? In Angſt und bittere Thränen oftmals zum Höchſten gewandt, warte ich ſchon geraume Zeit auf einen, der mir zuvorkomme, und mich, nicht zum Morde geſchaffen, ablöſe, der mich erlöſe aus

meinem Schmerz und mich laſſe auf der freundlichen Bahn, die ich mir erwählt habe. Es zeigt ſich trotz all meines Gebetes keiner, und es hat auch jeder ſo gut wie ich, das Recht, auf einen Andern zu warten. Zögerung macht unſern Zuſtand immer ſchlimmer und erbärmlicher, und wer ſollte uns von der Schande befreien, wenn Kotzebue ungeſtraft den teutſchen Boden verlaſſen, und in Rußland ſeine gewonnenen Schätze verzehren wird? Wer ſoll helfen, retten aus dieſer unſeligen Lage, wenn nicht jeder, und in meinem Gebiete zunächſt ich, den Beruf fühlt, Gerechtigkeit zu verwalten, und zu handhaben, was für's theure Vaterland geſchaffen werden ſoll? — Alſo nur muthig dran! Auf ihn will ich Gottgetroſten Muthes losgehen, (erſchreckt nicht!) ihn den Schänder und Verführer unſers Volkes, den grauſen Verräther niederſtoßen, daß er aufhöre, uns von Gott und der Geſchichte abzuwenden und uns in die Hände der argliſtigen Feinde zu geben. Dazu treibt mich ernſte Pflicht, ſeit ich erkannt habe, welch Hohes in dieſer Zeit für unſer Volk zu erſtreben iſt, und ſeit ich ihn kenne, den falſchen, feigen Schurken; iſt dieß für mich, wie für jeden Teutſchen, der das Wohl des Ganzen berathet, ein ſtrenges Muß geworden. Möchte ich durch dieſe Volksrache alle Regen und Gemeinſinnigen darauf hin verweiſen, von woher Falſchheit und Gewalt droht, und bei Zeiten die Furcht aller und die rüſtige Jugend gegen die rechte Spitze kehren, um das gemeinſame Vaterland, Teutſchland, den immer noch zerriſſenen und entwürdigenden Staatenbund, aus der nahen großen Gefahr zu erretten; möchte ich Schrecken über die Böſen und Feigen, Muth über die Guten verbreiten. — Schreien

und Reden wirken nicht — nur die That kann einen — möchte ich wenigſtens einen Brand ſchleudern in die jetzige Schlaffheit, und die Flamme des Volksgefühles, das ſchöne Streben für Gottes Sache in der Menſchheit, das ſeit 1813 unter uns aufgeregt iſt, unterhalten, mehren helfen; — ſo wären alle meine höchſten und letzten Wünſche erreicht. Deshalb bin ich, obgleich aufgeſcheucht aus allen bisherigen ſchönen Träumen für ein künftiges Leben, dennoch ruhig und in Gott voll Zuverſicht, ja ſelig, ſeit ich durch Nacht und Tod mir die Bahn vorgezeichnet weiß, meinem Vaterlande heimzuzahlen, was ich ihm ſchulde.

So lebet wohl, ihr treuen Seelen! Es fällt die ſchnelle Trennung ſchwer, und Eure Erwartungen, wie meine Wünſche ſind wohl getäuſcht, doch mag dies eine Vorbereitung ſeyn und tröſten, daß wir ja immer, was die Noth des Vaterlandes erheiſchte, zuerſt von uns ſelbſt verlangten, was ſich in mir zum unverbrüchlichſten Grundſatz eingelebt hat.

Ihr werdet bei Euch ſprechen: „hat er doch durch unſere Opfer das ganze Leben auf dieſer Erde, die Freuden in dieſer Menſchengeſellſchaft kennen gelernt, und ſchien mit Innigkeit dies Land und den erwählten Beruf zu lieben?" — Ja, dieß war, dieß that ich. — Unter Eurem Schutze, durch Eure unzähligen Opfer ſind mir Land und Leben ſo innig lieb geworden.

Ihr ließet mich in die Wiſſenſchaften einführen, in freier Geiſtesbeſchäftigung habe ich gelebt, habe in die Geſchichte geſchaut, und bin dann wieder zurückgekehrt in mein eigenes Gemüth, um mich an dem feſten Pfeiler des Glaubens hinaufzuranken zum Ewigen, und durch freie

Forſchung des Verſtandes, mir über mich ſelbſt, und über die Größe meiner Umgebungen klar zu werden. Ich habe die Wiſſenſchaften in der gewöhnlichen Ordnung nach Kräften betrieben, wurde in den Stand geſetzt, das Gebiet unſers menſchlichen Wiſſens zu überſchauen (??), und habe mich wieder ausgeſprochen darüber mit Freunden und Männern und habe, um fürs Leben ſelbſt geſchickt zu werden, Sitten und Getreibe der Menſchen in verſchiedenen Theilen Teutſchlands kennen gelernt. — Als ein Prediger des Evangeliums wollte ich freudig dieß Leben beſtehen, und bei allenfalſigem Umſturz unſerer Lebensformen und der Wiſſenſchaft ſollte mir auch Gott helfen, meines Amtes treu mich zu bewähren. — Aber ſollte mich dieſes alles abhalten, der nahen Gefahr des Vaterlandes ſelbſt abzuwehren? Muß mich Eure unſägliche Liebe nicht geradezu anfeuern, den Tod einzuſetzen für das gemeinſame Wohl, unſer Aller Streben? — So viele der jetzigen Griechen ſind ſchon gefallen, um ihr Volk von der Strafruthe der Türken zu befreien, und ſind faſt ohne allen Erfolg, ohne alle Ausſicht geſtorben, und Hunderte von ihnen, auch unter uns durch Bildung ſich weihend, laſſen dennoch den Muth nicht ſinken, und ſind bereit, ſogleich wieder das Leben für das Heil ihres Landes dahin zu geben; — und ich wollte nicht ſterben?! und wir, denen die Errettung und Erſchaffung der höchſten Güter ſo nahe liegt, wollten nichts dafür thun?

Ob ich Eure Liebe anerkenne oder dagegen leichtfertig wäre? Glaubt's nicht! Was ſollte mich ausrüſten zum Tode, wenn nicht gerade eine Liebe zu Euch (?) und zum Vaterlande, die mich treibt, ſie Euch zu beweiſen.

Mutter, Du wirſt ſagen: Warum habe ich einen Sohn groß gezogen, den ich lieb hatte, und der mich liebte, für den ich tauſend Sorgen und ſteten Kummer litt, der durch mein Gebet empfänglich wurde für das Gute, und von dem ich auf meiner müden Lebensbahn in den letzten Tagen kindliche Liebe verlangen konnte? — Warum verläßt er mich nun? — Theure Mutter, möchte nicht auch die Pflegerin irgend eines Andern ſo klagen, wenn er für das Vaterland hinginge, und wenn es keiner thun wollte, wo bliebe das Vaterland? Weit iſt auch die Klage von Dir entfernt, und Du kennſt ſolche Reden nicht, edle Frau.

Schon einmal habe ich Deinen Ruf vernommen, und wenn keiner hervortreten wollte für die teutſche Sache, ſo würdeſt Du mich auch diesmal ſelbſt zum Kampfe voranſchicken. Noch zwei Brüder und zwei Schweſtern, alle rechtſchaffen und edel, habe ich vor mir; ſie bleiben Euch; ich folge meiner Pflicht (!), und an meiner Statt werden Euch alle Jünglinge, die es redlich meinen mit dem Vaterlande, als treue Kinder zugethan ſeyn. Meine Beſtimmung iſt dieſemnach gegeben. Ob ich noch funfzig Jahre leben würde, ich könnte nicht reger und inniger leben, als in dieſen letzten Jahren. Dies iſt unſere Beſtimmung, daß wir erkennen den einig wahren Gott, gegen das Böſe ankämpfen, und dagegen den Vater mit unſerem ganzen Leben preiſen. In der Welt haben wir Angſt, aber in Gott können wir dieſe, wie Chriſtus, überwinden. O! daß uns in vollem Maaße ſein Friede werde! Verlaſſen auf dem einſamen Wege, den ich wandeln ſoll, habe ich keine andere Ausſicht als auf ihn, den gnädigen Vater, in ihm faſſe ich auch Muth und Stärke, die letzte Bangig-

keit zu überwinden, und meine ernſte That männlich zu vollführen. Seinem Schutze, ſeiner Tröſtung empfehle ich Euch; möge er Euch zu der Freude erheben, die Unfälle nicht zu trüben vermögen. Gebet den Harm auf, gegen die dauernde Freude in ihm, und achtet nicht ſo ſehr auf meinen Thränenguß, als vielmehr auf die Liebe, die zwiſchen uns beſtehet, und nicht untergehen kann. Dann aber ſtehet in allen Stürmen treu mit dem Vaterlande! Führt Eure Kleinen, denen ich ſo gerne ein leitender Freund geworden wäre, baldigſt hinaus auf unſere gewaltigen Berge, und laſſet ſie dort auf dem erhabenen Altar in Mitten Teutſchlands der Menſchheit ſich weihen und gelübden.

Im freudigen Aufblick zu Dir, ewiger Gott, beſtehe mein Vaterland! Dein Segen komme reichlich auf die kampfrüſtige Schaar im teutſchen Volke, die, deine großen Gnadengaben erkennend, die Sache der reinen Menſchheit, Dein Abbild auf Erden, zu fördern muthig entſchloſſen iſt.

Das letzte Heil, das Höchſte liegt im Schwerte, drück dir den Speer in's treue Herz hinein, der (deutſchen) Freiheit eine Gaſſe!

Jena, Anfangs März, 1819.

Euer in Liebe Euch ewig verbundener
Sohn und Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand.

Dieſes Schreiben wäre unſtreitig eine der ſchwierigſten Aufgaben für Sand geweſen, wenn noch ein Reſt

einer geſunden und natürlichen Betrachtungsweiſe der Welt und der menſchlichen Verhältniſſe, und eine Spur von Mitleid und richtigem Gefühl in ihm übrig geblieben wäre. — Dann hätte er nothwendig einſehen müſſen, was es heißt: einem rechtlichen, unbeſcholtenen Elternpaar, insbeſondere einer Mutter, die mit aller Innigkeit der tiefſten mütterlichen Liebe an einem erwachſenen Sohne hängt, die Nachricht beizubringen, daß eben dieſer Sohn entſchloſſen ſey, einen ſchimpflichen Meuchelmord zu begehen; wenn er aber noch fähig geweſen wäre, das unnennbare Weh zu begreifen, welches er dadurch muthwilligerweiſe über ſeine Familie brachte, wenn er noch die geiſtigen Organe gehabt hätte, *dieſen* Effect ſeines Verbrechens recht zu bedenken, — ſo wäre wahrſcheinlich das ganze Verbrechen *unterblieben*. Auch iſt der Gedanke an ſeine Eltern und Geſchwiſter nicht an ihm vorübergegangen, ohne ihn tief zu bewegen — an manchen Stellen wird ſein, ſonſt widrig verſchrobener, manierirter Styl, von der Wehmuth des Gegenſtandes übermannt, natürlich und edel, überhaupt, weil er hier mehr aus dem Herzen ſchreibt, leichter und fließender *). — Aber in der Hauptſache hilft er ſich durch eine Fiktion, die nur erklärbar iſt, wenn man erwägt, wie einerſeits vor der herben Barbarei ſeines pſeudo-philoſophiſchen Syſtems jeder Anklang von wahrem Gefühl verſtummen mußte, andrerſeits aber eben dieſes Syſtem eine Brille war, die ihm den Anblick der wirklichen Welt entzog, und ihn in ein

*) Bei der Unterſuchung ergab ſich jedoch, daß er dieſen Brief ebenfalls erſt im Concepte und ſogar nach einem Schema entworfen habe. v. *Hohnhorſt* S. 160. 161.

revolutionäres Fabelland blicken ließ. Seine Mutter, ſo nimmt er an, billige ſein Vorhaben, ſie, — ihren Brieſen nach, eine natürliche, verſtändige Hausfrau, — ſey eingegangen in das Irrenhaus ſeines religiös-politiſchen Syſtems, habe ebenfalls das göttliche Gebot vergeſſen und könne freudigen Muthes den Sohn zum Morde ausſenden und alſo dem Richtſchwert entgegen gehen laſſen!

Aber wenn er auch auf die beſtimmteſte Mißbilligung ſeines Schrittes von Seiten ſeiner Eltern gerechnet hätte, wäre es mehr als zweifelhaft geweſen, ob dieſe ihn hätte wankend machen können. Derſelbe Piloſophismus, der ihn lehrte, des Menſchen Meinung ſey göttliches Gebot, und außer der ſubjectiven Ueberzeugung gebe es kein anderes Recht und keine andere Quelle der Religion, — der ihn mit Verachtung auf alle menſchliche Staatsverbindung und die Geſetze des geſitteten Europa's herabſehen ließ, — zählte ihn auch los von der natürlichen Pflicht der Liebe und Treue gegen die Eltern, und lehrte ihn den Gehorſam gegen dieſe mit Füßen treten, wenn dieſe, auch bei den Wilden heilig geachtete Pflicht mit den Tendenzen der Burſchenſchaft in Colliſion gerieth. Ein Dokument dieſer herzloſen Geſinnung, welches weiter keines Commentar's bedarf, iſt folgender Brief:

An einen ſeiner Schul- und Univerſitätsfreunde.

(S. die Schrift: Carl Ludw. Sand S. 134.)

„Theurer Freund!

Recht im Innerſten griff es mich an, daß du dich von deinen Eltern haſt nach Heidelberg ſchicken laſſen,

während du doch vorhatteſt, nach Jena kommen zu wollen. Ich merkte die wahrſcheinliche Meinung und Abſicht in dieſem Schritte deiner Eltern, daß ſie dich nicht ſtaatsgefährlich werden laſſen und als einen mit Gehorſam, Sinn für Ruhe und Reichthum und Kenntniſſen gezierten Staatsbürger wollen zu Hauſe haben, um ja nicht in ihrem menſchlichen Lebensplane geſtört zu werden. Ich dachte mir: folgt E., den ich vorzüglich wegen ſeiner Willensſtärke und wegen ſeines feſten Sinnes für Rechtſchaffenheit ſo innig liebe und ſchätze, hier in dieſem Kleinen, wider ſeinen Willen und ſeine Einſicht, dem gewöhnlichen Herkommen; um wieviel weniger wird er dann dereinſt dem Vaterlande treu das Seinige opfern, wenn es nicht mehr beim bloßen Rufe bleiben kann, ſondern wo wir für die warme Idee des großen teutſchen Vaterlandes wirklich Schande und Schmach, Hunger und Rabenſtein einhandeln müſſen. Willſt du in deinem künftigen Berufskreiſe nicht für die Einheit der Brüder und die Freiheit der Teutſchen leben, und dafür entweder ſiegen oder bis zum Tode kämpfen, ſo verdirbſt du dir dadurch nichts, als deine eigne Seligkeit (!!); denn wie Einer haſt du die Noth und Zerriſſenheit unſers Vaterlandes erkannt und haſt mit dieſer Einſicht die höchſten Pflichten auf dich genommen. Wenn wir nicht bei Zeiten auf den Gedanken kommen: von jedem unter uns hängt eben ſo viel ab, als von jedem andern, der in höherm oder niederm Einfluſſe zum Staate ſteht, wenn wir nicht den ernſtlichen Entſchluß faſſen: nächſt dem gewöhnlichen Wirken auch nach jenen höhern vaterländiſchen Tugenden zu ſtreben, ſo wird nie werden was zu ſchaffen uns auferlegt iſt. Laß uns auf der Hut

ſeyn, daß nicht auf uns jene Schmach ſitzen bleibe, die ſeit 200 Jahren, traurig genug! auf den teutſchen Proteſtanten laſtete, weil ſie bei den verwirrten Verhältniſſen nach der Reformation nicht zur That kommen, und bei Mühlberg und zu vielen andern Zeiten nicht ſiegen oder ſterben konnten. Ich hörte durch Ack—n, mit dem ich hier recht ſelig zuſammen lebe, daß du die Theologie aufgegeben habeſt, und meine, auch dies ſey nicht die rechte Art. Wenn du dich gleich jetzt um ſo mehr auf die Jugenderziehung verlegen magſt, ſo ſollteſt du doch das ganze chriſtliche Lehramt nicht deshalb aufgeben, weil du wahrſcheinlich in der Gottesgelahrtheit freier haſt denken gelernt, als andere; ſondern es iſt dir um ſo ſtrengere Pflicht, grade dies, was du erkannt haſt, mit allem Eifer zu predigen, und unſere zerriſſene, traurige Lage in Religionsſachen kommt nur davon her, daß eben die Ueberzeugungen in den letztern Jahren ſo ſchwach waren, daß nur ſehr Wenige Leidensfreuden dafür übernehmen mochten. Sollen wir aus unſrer Engherzigkeit und aus dem letzther verkrüppelten Weſen herausgeriſſen werden, und wieder zu einer Lebenstreue und Einigkeit, zu einer Wärme in unſerm Erdentreiben kommen; ſo hat jeder von uns die ſtrengſte Pflicht auf ſich, grade das zu predigen, was ſeine Ueberzeugung iſt, und wenn wir es fromm vor Gott, ſo mit Ernſt anfangen, ſo werden wir auch über Jene ſiegen; über die, die eben keine lebendige Ueberzeugung haben, und deshalb in der alten Gewöhnung und im ergebnen Gehorſam ſich noch gefallen. Lebe wohl! Gott helfe mir und dir, daß wir bis in den Tod treu bleiben der Menſch-

heit und dem Vaterlande, dem Volke, aus dem ſie uns aufſteigt."

Jena, Anfangs März 1819.

„Dein teutſcher Bruder
Carl Sand."

Nächſt ſeinen Eltern waren es aber auch ſeine Freunde, in deren Kreiſe er bisher gelebt hatte, von denen Sand Abſchied nehmen mußte. — Dieſes Schreiben, welches eine weitläufige Unterſuchung veranlaßte, hat er, ſeinem Geſtändniſſe nach, an demſelben Tage verfertigt, an welchem er den weiter unten mitzutheilenden Brief an die Burſchenſchaft ſchrieb.

Es lautet wie folgt:

„Meinen Freunden teutſchen Sinnes in Jena.
Zu übergeben durch Frd. Asmis."

„Freunde!

Der größte Jammer auf dieſer Erde iſt unſtreitig der, wenn wir das Heiligſte, für welches ſich Tauſende geopfert haben, gemein zu werden und zu erſterben droht. *) Seit ich nach und nach über die Sache des Vaterlandes in mir klarer wurde, trachtete ich, mich gegen der Welt Halbheit öffentlich zu entſcheiden, und ich kann nimmer ruhen, bis der Spottbube Kotzebue durch meine Hand ſeinen Lohn erhalten wird. Es iſt mir dieſes Werk unter allen das ſchwerſte; ſeit ich alſo die Nothwendigkeit deſſelben erkannt hatte, war es mir Höllenpein, bis ich erproben konnte, ob ich dieſe That denn auch zu vollführen

*) Dieſe an ſich unverſtändliche Periode ſoll, nach einer Bemerkung in v. Hohnhorſt's Schrift S. 198, wörtlich ſo im Original ſtehen.

vermöchte. Nun gehe ich hin, um dieſe Brandfackel in's ruhige Leben zu ſchleudern; möge der Erfolg für unſer gemeinſames Streben ſegenreich werden! Falle ich; ſo iſt mein letzter Wille zu Euch, daß man, bei allen dergleichen Fällen, für die Zukunft, diejenigen, die die Gaben des Geiſtes, Klarheit der Rede, der handveſten Verwaltung beſitzen, diejenigen, die in jeder Stunde des Lebens zum Tode, für die hohe gemeinſame Sache bereit ſeyn zu können, ſchon bewieſen, die etwa auch ſchon Anſehn beim Volke erlangt haben, daß man dieſe dann, ſo ſehr ſie ſich auch zum Kampfe hervordrängen werden, dennoch in den Hinterhalt ſtelle, auf daß, wenn das Land frei werden ſollte, es nicht an Bildern fehle, und auch gleich der rechte vollendete Zuſtand geſchaffen werde, daß das teutſche Volk nicht in Halbheit verknöchere.

Kann ich durchkommen, ſo weiß ich ſchon wo ich hinfliehen werde, um zur rechten Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können.

Gott ſey mit Euch.

Jena, am Ende März 1819.

Euer teutſcher Bruder
Carl Ludwig Sand
vom Fichtelberg."

(Dieſes erklärte Sand ſpäterhin in ſeinem Verhöre für einen Schreibfehler; es ſollte heißen: Anfangs März.)

Der Inquiſit mußte, wie ſich von ſelbſt verſteht, über dieſes Schreiben in vielfacher Hinſicht näher befragt werden, vornämlich da das Unterſuchungsgericht, wegen mancher Stellen in demſelben, auf die naheliegende Vermuthung kam, es ſey an einen engern, ſcharf abgeſchloſſenen

Bund, nicht bloß von Gleichgeſinnten, ſondern von Verſchwornen gerichtet. —

Sand ſpricht ſich darüber in ſeinen Verhören, (v. Hohnhorſt a. a. O. S. 166.) folgendergeſtalt aus:

„Es hat dieſer Brief die Abſicht gehabt, meinen nähern Landsleuten und Freunden meine That zum Abſchiede in ihrem gehörigen Lichte zu entdecken. Ich habe darin geſagt, daß ich, von meinem Innern gerufen, jetzt dahin gehe, den A. v. K. als den Erzknecht der falſchen weibiſchen Zeit und als den Verräther des Vaterlandes niederzuſtoßen; ich ſage ihnen dieſes, hoffe, daß ſie in irgend einer Zeit der Gefahr des Vaterlandes, wie ich jetzt, eben ſo handeln werden, und darunter ſetzte ich meinen Namen und hoffte, daß es öffentlich herumgegeben werde von meinen nähern Landsleuten, daß es leſen möge wer wolle, wie auch die Ueberſchrift beweiſet."

Dem Gerichte, welches durch dieſe Erklärung in keiner Weiſe befriedigt war, fiel zunächſt die Aufſchrift: „meinen Freunden teutſchen Sinnes" auf, und es ſtellte die Frage:

Wen er unter dieſen Freunden verſtehe?

Sand erwiederte darauf:

„Dieſe Ueberſchrift heiße nicht: meinen teutſchen Ordensbrüdern, oder meinen Mitverſchwornen, oder denen, die mit mir von dem großen verborgenen Geheimniſſe wiſſen, ſondern ſey unſchuldig und gewöhnlicher Weiſe überſchrieben, und der Ueberſchrift nach öffentlich gemeint, ſo daß alle deutſchen Studenten in Jena, mit denen er allen wenigſtens bekannt, mit den meiſten aber ſehr gut geweſen ſey, es zu leſen bekommen ſollten. Diejenigen, die als

Deutſche nicht gemein oder leichtfertig und lüderlich hinlebten, ſondern zum Wohl des deutſchen Volks ſich herauszubilden beeifern und ſich ihrem Vaterlande weihen, dieſe haben ein Streben mit ihm, dieſen ſey es noch beſonders gemein, während es ſolchen, die etwa darüber höhnen und ſpotten ſollten, nach Durchleſung wieder aus den Händen gewunden iſt."

Man fragte weiter:

„Warum er zwei verſchiedene Schreiben verfertigt habe; das eine an die Burſchenſchaft, und das andere ſpeciellere an ſeine Freunde?"

„Weil, antwortete Sand, außer der deutſchen Burſchenſchaft noch viele deutſche Studenten und ihm befreundete Seelen in Jena lebten, denen allen er dieſes zur Aufmunterung zugedacht habe."

Dieſe Antwort führte zu der weitern Frage:

Wer dieſe Freunde deutſchen Sinnes ſeyen?

„Welcher Deutſche," entgegnete darauf in der ihm gewöhnlichen ſchwülſtigen Weiſe der Inquiſit, „wie er auch das Vaterland liebe, und ſich für daſſelbe zu bilden ſuche, habe gemeinſames Streben mit ihm. Er traue dieſes nach ſeinem guten Glauben (!!) zu den Menſchen jedem zu, und wolle keinen davon ausſchließen, könne ſie alſo, die mit ihm von gleichem Stamme geboren, und von gleicher Liebe zum Vaterlande durchdrungen, nicht beſonders angeben. Wenn aber dieſe Frage: wer das Vaterland liebe, öffentlich ausgeſprochen werde, ſo hoffe er, ſie werden jubelnd ſich herzudrängen, und ihre Namen angeben."

Das Gericht war durch eine ſolche Antwort, wie natürlich, nicht befriedigt. — Aber eben ſo wenig war

Sand geneigt oder im Stande, auf die dahin zielenden Fragen beſtimmtere Antworten zu geben. Als ihm nämlich bemerklich gemacht wurde:

„es ſcheine, daß er mit dieſen Freunden in genauer Verbindung müſſe geſtanden haben,“

antwortete er:

„Er habe, wo es ſo räthlich war, wie hier, ſein Vertrauen nie knauſeriſch zugemeſſen, und da es ihm hier darauf ankam, recht Viele zu gleichem Ernſte zu ſtimmen, ſo hätte es ihm wohl verkehrt gedünkt, hier mit Vertrauen zu ſparen, wo es doch faſt gar kein Vertrauen mehr war, ſondern blos eine von ihm ſelbſt geſchehene Auseinanderſetzung deſſen, was er that, damit der Einzelne in gleichem Falle wiſſe, was er meine, was das Beſte ſey, wenn er dieſes für etwas Geheimes und für Geheimeres als das Schreiben an die Burſchenſchaft gehalten hätte, ſo würde er es auch anders untergebracht, und nicht dem Zufalle der Entdeckung Preis gegeben haben.“

Endlich giebt er bei einer andern Gelegenheit zwar zu, daß dieſer Brief allerdings an die Mitglieder des (litterariſchen oder ſtaatsrechtlichen) Vereins, der in Jena beſtand, und deſſen Mitglied er war, gerichtet geweſen, — fügt aber ausdrücklich hinzu, daß er auch für jeden Andern geſchrieben geweſen, der ihn hätte leſen wollen. „Er ſey nicht ausſchließlich für dieſe Geſellſchaft geweſen, er habe aber gehofft, daß dieſelbe ihn vorzüglich leſen und beherzigen werde.“ —

Das Wichtigſte aber, was er zum Beweiſe der Unverfänglichkeit jener Schrift anführt, iſt unſtreitig Folgendes:

„Er habe ſie mit der allgemeinen Ueberſchrift die an Alle gehe, in ein Pult hineingelegt, welches jeder Sucher mit bloßer Hand habe eröffnen können; hätte er ſie an die Heimlichkeit gerichtet, ſo würde er auch einen beſſern Unterkunftsort ausgeforſcht haben. Daß man bei einer jugendlichen Schrift, die, wie dieſe, eilig geſchrieben, nie verlangen könne, daß ein gediegenes, gegen alle Seiten ſo geſtelltes Werk herauskomme, daß Jedermann gezwungen ſey, den Sinn im Allgemeinen und im Beſondern ſo völlig zu verſtehen, wie der Verfaſſer ihn genommen wiſſen wolle. Wenn alſo Dunkelheit und Unübereinſtimmung mit dem Ganzen und ſeinen Zwecken ſich, irgendwo finden ſollte, ſo werde Niemand den richtigen Sinn deuten können als der Verfaſſer."

Alle dieſe Angaben und Erklärungen ſcheinen jedoch das Unterſuchungsgericht nicht vollkommen befriedigt zu haben, wozu vornämlich auch das bei andern Gelegenheiten hervortretenden Beſtreben Sand's, ſeine Inquirenten durch wahrheitswidriges Benehmen zu täuſchen, das Seinige beigetragen haben mag, und v. Hohnhorſt, der in der angeführten Schrift S. 171. u. ff. noch weiter anführt, wie Sand die einzelnen Stellen jenes Briefes habe interpretiren wollen, — ſtellt es am Ende dem Ermeſſen ſeiner Leſer anheim, was von demſelben zu halten ſey.

Dieſer Punkt verdient aber wie ſich von ſelbſt verſteht die aufmerkſamſte und gründlichſte Erwägung, weil bei der Beurtheilung von Sand's Verbrechen, Alles darauf ankömmt, ob daſſelbe als ein Beſchluß und Plan einer Geſellſchaft von Verſchwornen, oder als die That eines Einzelnen erſcheint, wenn gleich deſſen Geſinnung

in einem größern Kreiſe herrſchte. Auf jeden Fall müſſen wir alſo Alles was über dieſen „engern Verein" zu Jena ermittelt worden, in ſo weit es uns bekannt iſt, zuſammenſtellen, um dann zu unterſuchen, welche Vermuthung ſich mit der meiſten Wahrſcheinlichkeit darauf bauen laſſe.

Glücklicherweiſe iſt ein Brief eines Freundes von Sand zu den Akten gekommen, welcher die Veranlaſſung der Stiftung dieſes Vereins geweſen zu ſeyn ſcheint. Dieſer lautet wie folgt: (v. Hohnhorſt S. 200.)

„An Herrn Studioſus Sand in Jena.

Gießen, den 12. Mai 1818.

Mein lieber Sand!

Für die Grüße, die Du durch unſere Freunde an mich geſchickt haſt, ſage ich Dir herzlichen Dank. Wir haben uns nur die wenigen Tage in Eiſenach geſehen. Aber ich meine doch, wir haben uns dort ſo ſcharf und treulich einander in die Augen geſehen, daß wir wohl wiſſen, wofür wir mit unſerem ganzen Leben und Streben ſtehen.

Lieber Bruder, wir wollen uns einander auch in die Herzen ſehen, damit wir immer wiſſen, wie wir ſtreiten wollen für unſer Höchſtes, damit wir uns nicht verfehlen auf den Wegen zu unſerem Ziele. Wer es treu meint, mit ſeinem Volke, der muß auch immer Hand in Hand mit denen ſtehen, die daſſelbe heilige Vorbild im Herzen tragen.

Laß uns darum immer verſtändigen, nicht blos ſo lange wir auf der Hochſchule ſind, ſondern ſo lange nur noch ein Wort vom Einem zum Andern gelangen kann. Was können wir denn thun ohne Verſtändigung? Wir

Jünglinge ſtehen ja faſt allein im Vaterlande (kaum 10 der ältern wollen unbedingt das Wahre) und die Schaar derer, die beſtimmt wiſſen, was ſie wollen, und die ihr ganzes Leben und Streben an dieſe höchſte Grundſätze ſetzen, iſt noch gar klein. Aber wenn dieſe kleine Schaar durch das Band gleicher Ueberzeugung verknüpft iſt, wenn man auf jeden unbedingt das Vertrauen hat, daß er nach allen ſeinen Kräften dieſe Ueberzeugung ausbreitet, und ſo die Beſten im Volke zu dieſem unerſchütterlichen Geiſtesbunde zieht; dann ſteht eine Grundmauer da, auf welcher die Säulen des Volksdammes, Freiheit, Gleichheit, Wahrheit und Schönheit ꝛc. ꝛc. aufgerichtet werden können. Wie freudig müſſen wir an dieſem Werke ſchaffen, das das herrlichſte iſt's, das von Geſchaffenen erbaut werden kann. Die Menſchheit iſt zum Staube niedergedrückt, iſt zu feig nach dem Lichte zu wandeln, das ihr leuchtend vorangeht. Chriſtus iſt der Leuchter, der uns vorangehet, der allein von Allen das Werk vollbracht hat, das wir nur theilweiſe für das Bild der Menſchheit, für unſer Volk thun wollen. Wie ſeine Jünger, müſſen wir alle Rückſichten fahren laſſen, recht eigentlich das Fleiſch verläugnen, unbedingt einen reinen Willen über alles Sinnliche herrſchen laſſen, wenn wir unſere Menſchheit aus dem Staube fördern wollen. Ach du fühlſt es gewiß auch, Bruder! was das für ein ſeeliger Beruf iſt, in dem wir leben, die reine Menſchheit in unſerem Volke wieder aufleben zu laſſen, die durch Pfaffen-Tyrannei zur Thierheit niedergedrückt iſt. Millionen Feinde und Berge ſtehen uns im Wege, aber die müſſen weichen vor der Kraft eines unbedingten Willens, vor dem einigen

glühend begeiſterten Gottesmuthe, der die Welt mit ihrer Luſt und Sünde verläugnet, und vor keinem Tode erblaßt. Dieſes ſtiftet unter uns eine Freundſchaft, treu und feſt, wie noch keine, aber eine ſolche, die bei der geringſten Erſchlaffung im Guten, bei der kleinſten Handlung gegen die höchſte Ueberzeugung, bei der mindeſten Kälte gegen das Vaterland aufhört und erſtirbt. Mit einer großen Schuld ſind wir ja Alle dem Vaterlande verſchuldet, möge uns der Herr gütig beiſtehen, daß wir ſie zählen, und bald!! —

A — — n (von Jena) war die Oſtern einige Tage bei uns; wir verſtändigten uns vorzüglich mit ihm über die ſtaatsrechtliche Bildungs-Geſellſchaft, und erzählten ihm genau, wie wir es damit halten, auch die Freunde in Darmſtadt ꝛc. rc. Er glaubte, es werde in Jena nicht recht angehen, weil euere Verfaſſung alle Vereine verbiete; er ließ ſich aber doch vom Gegentheil überzeugen. Es iſt ja (äußerlich) blos wiſſenſchaftliche Forſchung; wer etwas anders dahinter ſucht, den ladet man ein zu kommen und zu ſehen. A — — n iſt gewiß mit Eifer dabei, ſein Wille iſt gut. Bei Euch muß dieſe für das Vaterland ſo wichtige Sache gewiß gut gedeihen. Es wird die Beſſern, die Feſten, und Unbedingten näher zuſammenbringen, und auch ſo für die Burſchenſchaft ein günſtiger Mittelpunkt werden, der, ohne die Gleichheit zu verletzen, in einem öffentlichen Leben namentlich durch das öffentliche Reden ein ſolches geiſtiges Uebergewicht erhalten kann, daß daneben nichts Leeres und Gemeines ſein Haupt erheben darf. Nach der Verabredung, die Follenius mit euch getroffen, theilen wir uns monatlich das Ergebniß des Forſchens mit. Macht ihr den Anfang damit, und

zwar ſchon den Mai, Du und Gründler kennt ja auch die Beſſern in Erlangen. Kann da nicht ein gleiches entſtehen? Sorgt doch dafür, daß es geſchehe, wenn es möglich iſt. Wie ſteht es in Berlin? haſt du von J... und P.... nichts gehört? wie ſteht es mit Euerer Burſchenſchaft? Wie ich höre, ſo iſt der A. ſogar im Ausſchuß. Wie ſich dieſe Schlange zu winden weiß. Was ich gegen ihn habe, das iſt daſſelbe, was Chriſtus im Matthäus Cap. 12. V. 31. 32. ꝛc. ꝛc. gegen die Phariſäer ſagt; perſönlich haben wir nichts gegen ihn, aber er handelt gegen die gute Sache wiſſentlich, und hat, wie ich ſicher weiß, noch nicht haarbreit gebeſſert, darum ſollte er, wie Alle, die gleiches Sinnes mit ihm ſind, niedergeſchmettert werden. —

Was ich oben ſchon von Dir erbat, darum bitte ich jetzt noch einmal; laß uns unter einander verſtändigen, damit wir wiſſen, was wir an einander haben. Grüße von mir und Follenius den W — —, W — —, M — —, (wenn er noch da iſt) und vor allen den guten Fr — —, und ſchreibe bald

Deinem treuen Bruder
Dan. B — —,
wohnhaft bei Hrn. Aſſeſſor N.

Dieſer Brief ſieht, wie jeder Unbefangene zugeben wird, im geringſten nicht ſo aus wie eine Aufforderung zur Stiftung eines hochverrätheriſchen Complotts; auch erſcheint dies Zuſammentreten der Gleichgeſinnten unter ſolchen Umſtänden weniger als etwas Planmäßiges und Berechnetes, als es vielmehr eine naturgemäße und in jenen Verhältniſſen unvermeidliche Begebenheit war. In der Bur-

ſchenſchaft befanden ſich zu Jena und an den meiſten andern Orten eine ziemlich bedeutende Anzahl von Studierenden, wie natürlich von den verſchiedenſten Anlagen, Characteren und Lebensverhältniſſen. Mag man auch annehmen daß gewiſſe Grundſätze durch Alle durchgingen, ſo wäre es auf der andern Seite ein ganz irriges Bild von dem damaligen Geiſte auf deutſchen Univerſitäten, wenn man nicht zugeben wollte, daß nur die Wenigſten die Sache alſo in der Tiefe erfaßten, wie Diejenigen, deren politiſche Theorien wir oben ſchilderten. In allen Lebensverhältniſſen, und ſo auch in den politiſchen Verbindungen älterer und neuerer Zeit, geht die größere Maſſe bloß mit Denen mit, welche dieſelbe zu leiten verſtehen; nur die Wenigſten kennen überhaupt das Syſtem, dem ſie angehören in ſeinem ganzen Umfange, und wiſſen mit Beſtimmtheit anzugeben, was ſie wollen und was ſie, in der Hand der Häupter ihrer Parthei, ſollen. So auch machte die große Mehrheit der Mitglieder der Burſchenſchaft jene Reden und Geſänge, jenes geſammte Treiben mit, ohne tiefer darüber nachzudenken, und den Meiſten blieben noch immer, mochten ſie auch unbewußt im Laufe der Zeit jene Grundſätze aufnehmen, deren volle Conſequenz ſie nicht kannten, — ihre Brodſtudien oder die Vergnügungen der Studentenwelt die Hauptſache.

Der öfter genannte A— — (Mitglied der Burſchenſchaft in Heidelberg) erklärt ganz übereinſtimmend hiermit ad Protocollum d. d. Berlin den 25ſten Sept. 1819:

„Es war nicht in dem Zweck der Burſchenſchaften, die einzelnen Fürſtenthümer, die zuſammengenommen Deutſchland ausmachen, aufzulöſen, auch nicht

die einzelnen Regenten von den Regierungen zu entfernen, ſondern es ſollte nur Deutſchland dadurch zu einer Einheit gebracht werden, daß alle deſſen Fürſten ein einiges Oberhaupt als gemeinſchaftlichen Souverain anerkennen, und deſſen Verfügungen unterworfen ſeyn ſollten, und das, was ich früher von Aufhebung der Landeseintheilung geſagt habe, nehme ich wenigſtens in Rückſicht der Burſchenſchaft, als der ich ſolches nicht aufbürden kann, zurück. Die Burſchenſchaft hatte bloß im Allgemeinen eine Einheit für Deutſchland feſtgeſtellt, allein etwas weiteres war auch von einer Geſellſchaft, die wenigſtens zwanzigmal größer als der Verein war, nicht zu fordern, indem dabei nichts geſcheutes herausgekommen ſeyn würde. Dieſerhalb vereinigten ſich diejenigen der Burſchenſchaft, die ſich unter einander zutrauten, den oft gedachten Vorwurf (republikaniſche Form) mit Ernſt und Feſtigkeit zu betreiben, zu der engern Verbindung d. h. zu dem Verein."

L — — (Mitglied des Jenaiſchen engern Vereins) ſchreibt unter 24ſten Juli 1818 an A — — s:

„Die Studenten in Maſſe ekeln mir an, das iſt eine elende erbärmliche Brut; Gott bewahre die Welt und unſer Vaterland vor dem Heil, das ihm durch die werden kann! Kein Geſchäft für die Burſchenſchaft thue ich mit Luſt und Freude, nur aus Pflicht. Den Gedanken, unſer Heil ſollte ausgehen von unſere Univerſitäten, habe ich längſt aufgegeben, 19 Schurken ſind wenigſtens gegen einen braven Kerl. Das klingt hart! aber leider! wahr! Gott bewahre

uns vor dem Heil, das uns durch ſolche Kerle wer-den kann!"

G — — gleichfalls Mitglied des engern Vereins zu Jena, ſchreibt um eben dieſelbe Zeit an A — —:

„Blos durch die Burſchenſchaft das zu erſtreben, was unſre Seele will, geht nicht. Ich ſehe wohl; mit der Burſchenſchaft allein kommen wir nicht ſobald auf den Punkt, wohin wir wollen. Und doch muß ſie bleiben, ſo wahr als eine Einheit in unſerm Vaterlande werden muß. So wie wir dieſe aber nicht ſo ſchnell in unſerm Vaterlande einführen können, ſo geht es auch in der Burſchenſchaft ſo ſchnell nicht. Eine Einheit iſt wohl in der Form aber im Geiſte noch nicht. Sollten aber Diejenigen, welche ihr Vaterland mit aller Seele lieben und tüchtig ſind es zu lieben, ſich bloß mit der Burſchenſchaft begnügen? Nein die Tüchtigern müſſen zuſammentreten, und ſich recht verſtändigen über das, was ſie wollen. Sie müſſen nicht bloß von Einer Idee ergriffen ſeyn, ſondern auch die Eine Idee auf eine und dieſelbe Art auszuführen ſuchen, damit wir raſcher das erreichen, was die Burſchenſchaft durch ſie nur langſam erreichen kann." *)

---

*) So ſchreibt auch P — — r Mitglied des Heidelberger Vereins, unter dem 9ten Januar 1819 an B — —, Mitglied des Vereines zu Freiburg:

„Was dieſe engere Verbrüderung anlangt, ſo billige ich dieſe nicht nur vollkommen, ſondern rathe euch noch aus meiner eignen Erfahrung dieſelbe immer mit aller Kraft aufrecht zu erhalten. Ohne Tonangeber zu ſeyn, müßt ihr immer das Muſter eurer Burſchenſchaft erſcheinen, ohne eine Oppoſitions-Parthei zu bilden, müßt ihr

Daß die beſſern Köpfe, die energiſchen oder ehrgeizigen Naturen, diejenigen die das politiſche, religiöſe und philoſophiſche Syſtem, von dem die Rede war, begriffen hatten, daß dieſe ſich aus der Maſſe herausſonderten, ſich enger an einander ſchloſſen, ſich häufiger trafen, unter ſich vertraut über ihre Zwecke und Tendenzen verkehrten, — kann unmöglich als eine eigentliche Verſchwörung angeſehen werden. Von den gewöhnlichen Merkmalen einer ſolchen, (von geheimen Verſammlungen und geheimen ſymboliſchen Erkennungszeichen, von unbekannten Obern, Verheimlichung der Mitgliedſchaft u. dgl.) findet ſich damals in Jena *) um ſo weniger eine Spur, als der Zweck dieſes Vereins ſelbſt im geringſten kein Geheimniß war, als jeder, der Luſt hatte, ſich ohne beſondere Förmlichkeiten an jenen engern Verein anſchließen mochte, und die Grundſätze deſſelben auf offenem Markte verkündigt wurden. Auch war trotz aller Klagen über Geiſtesdruck und Auflaurerei nicht der geringſte Grund vorhanden, daß jenes ſich Ausſprechen und Berathen, wie es in dem engern Kreiſe Sand's und ſeiner Freunde vorkam, ſich in das Dunkel einer geheimen Verſchwörung hätte zurückziehen

---

durchaus allem Schlaffen und Schlechten ſogleich vereint gegenüber treten.“

Dieſe Anſicht fand auch in Freiburg ſtatt. K— — (ein Mitglied des dortigen Vereins) ſchreibt im Anfange des Jahrs 1819 an Dr. B— —: „mit unſerer Burſchenſchaft gehts mächtig vorwärts, jedoch ſind die wenigſten noch dreſſirt. Ja viele haben nicht einmal Ahnung von dem, was da kommen ſoll. Vielleicht gehts, daß ſie nach und nach etwas annehmen, aber gar recht Herrliches wird daraus nicht erwachſen; der Antichriſt muß bald kommen, ſonſt verleidet mir das Leben.“

*) Ob nicht ſchon damals die engern Vereine auf andern Univerſitäten ſich einer geheimen Verbindung mehr genähert haben mögen, iſt eine andere Frage, deren Beantwortung nicht hieher gehört.

ſollen, ſo lange man jenen Geiſt, auf die gute Natur des Deutſchen vertrauend, offen gewähren und walten ließ. Eine jede geheime Verbindung ſetzt eine Art von Verfolgung oder Gefahr voraus; was hätte aber da noch im Geheimen verhandelt werden ſollen, wo das von A. L. Follenius verfaßte oder geſammelte Liederbuch: „Freie Stimmen friſcher Jugend" (Jena 1819) öffentlich erſcheinen durfte, ein Buch in welchem S. 32. „die Burſchen frei und ſchnell", die „Brüder Du und Du", ziemlich unverholen aufgefordert werden, den Staatsrath v. Kotzebue und zwei noch lebende, dort genannte, hohe Beamte in einem gewiſſen deutſchen Bundeslande aus dem Wege zu räumen! Unter ſolchen Umſtänden wäre jede geheime Verſchwörung ein ganz überflüſſiges Verſteckens Spielen geweſen!

In eben dieſem Sinne deponirt auch L — — zum Protokoll d. d. Neuſtrelitz den 22ſten Juli 1819:

„Es iſt im Kreiſe meiner Bekannten in Jena häufig die Rede geweſen von Mängeln der Staatseinrichtungen deutſcher Länder, ſo wie auch daß darin eine Verbeſſerung wünſchenswerth und nöthig ſei. Manche äußerten ſich bei ſolchen Gelegenheiten über die Möglichkeit und den zu erwartenden günſtigen Erfolg einer gewaltſamen Umwälzung. Ich entſinne mich, daß die Meinung von der Möglichkeit und Nützlichkeit einer Staatsumwälzung in Deutſchland geradezu in einer Geſellſchaft geäußert ſei, welche ſich im Herbſte des vorigen Jahres zu dem Zwecke vereinigte, und ſich in der Regel wöchentlich einmal verſammelte, die Wiſſenſchaften mit dem Leben in

nähere Verbindung zu bringen. Bei Gelegenheit philoſophiſcher Verhandlungen über den wahren Begriff von Freiheit, Gleichheit ꝛc. wurde dann auch in Beziehung hierauf, über den gegenwärtigen Zuſtand Deutſchlands geſprochen und es äußerten eben bei ſolcher Gelegenheit mehrere, z. B. Dr. F — —, L —, G —, B — — und einige andere, ſich dahin, der jetzige Zuſtand Deutſchlands ſei von der Art, daß eine gewaltſame Umwandlung der beſtehenden Verhältniſſe, als das einzige Mittel zur Verbeſſerung erſcheine. Darüber, wohin ein Volksaufſtand in Deutſchland führen müſſe? waren die Meinungen getheilt. Einige glaubten, daß Deutſchland zu einem Freiſtaate werden müßte, andere hielten das nicht für ausführbar, ſondern glaubten, es müſſe eine allgemeine Volksrepräſentation eingeführt werden, unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupte. Noch andere hielten dafür, es müſſe die Verfaſſungsform lediglich dem Willen und Beſchluſſe des Volkes überlaſſen werden. — An einer gewaltſamen Revolution ſelbſt Theil nehmen zu müſſen, ſchien mir damals Recht und Pflicht; — — ich habe den Wunſch ſehr lebhaft gehabt, daß ein Volksaufſtand, den ich nach meiner damaligen Stimmung (1818) für das einzige und wirkſamſte Mittel zur Verbeſſerung des politiſchen Zuſtandes in Deutſchland hielte, erfolgen möge, und ich leugne nicht, daß wenn dergleichen damals geſchehen wäre, ich wohl Theil daran genommen haben würde. Eine ſolche Revolution mit veraulaſſen zu wollen, iſt mir jedoch nie eingekommen u. ſ. w."

Eben ſo heißt es in einem Schreiben des Auguſt H— an ein Mitglied des Vereins zu Gießen, d. d. Jena den 26ſten Auguſt 1818:

„Wir treiben vorzüglich Geſchichte, Erziehung der Jugend insbeſondere, und des Volks zum Volksthum im Allgemeinen. So nehmen an dieſen wiſſenſchaftlichen Vereinen nicht blos die Theil, die wir enger zuſammenſtehn, ſondern eben jeder, der ſeinen Ernſt zeigt, mitzuarbeiten. Es wird auch wahrſcheinlich dieſer Verein Sache der Burſchenſchaft werden, wie es ſchon das Turnen worden iſt. Ich glaube auch, daß es Noth thut, daß ſich in die Geſchichte ein jeder recht hineinarbeite, denn nur in ihr, glaube ich, können wir Aufſchlüſſe über das Weſen unſers Volkes bekommen und wie ihm zu helfen.“

Sand hat alſo in dieſem Falle wirklich die Wahrheit geſprochen, und ein eigentlicher, enggeſchloſſener geheimer Bund zu Jena, deſſen Mitglied er geweſen und an den jenes Schreiben gerichtet geweſen wäre, hat unſers Dafürhaltens gar nicht exiſtirt.

Auf jeden Fall ergiebt ſich aus dem erwähnten, ſo eben mitgetheilten Schreiben, daß die That nicht eine gemeinſchaftlich beſchloſſene und verabredete geweſen ſeyn könne, da die Freunde deutſchen Sinnes durch daſſelbe zuerſt benachrichtigt werden, daß ſie geſchehen ſolle.

Sodann iſt es allerdings eine richtige Bemerkung, wenn Sand anführt, daß er ein, an eine geheime Verbindung gerichtetes Schreiben dieſer Art nicht auf einem ſolchen, ſo vielen Zufällen unterworfenen Wege an dieſelbe hätte gelangen laſſen, und endlich erklärt ſich auch

der Ton dieſer ganzen Schrift vollkommen, wenn man annimmt, ſie ſey an ſeine näheren Freunde gerichtet geweſen, die allerdings wohl einen engern Kreis gebildet haben mögen, als die ganze, ziemlich zahlreiche Burſchenſchaft. Fordert er ſeine Freunde auf, diejenigen in den Hinterhalt zu ſtellen, welche bei der künftigen Umgeſtaltung Deutſchlands zu der künftigen Regierung gebraucht werden könnten, ſo kann dieſe Aeußerung allerdings bei denjenigen, die das damalige Treiben auf manchen deutſchen Univerſitäten nicht näher kennen, den Verdacht einer geheimen Regierung erwecken, die über die Kräfte der Einzelnen nach ihrem Gutbefinden disponirt hätte. Aber wenn man erwägt, daß eine jede Regierung dieſer Art einen Gehorſam vorausſetzt, daß aber denen, die Sand's Geſinnung theilen mochten, ein jeder geheime oder öffentliche Gehorſam, noch dazu gegen ihres Gleichen, völlig fremd war, ſo zerfällt eine ſolche Hypotheſe in ſich ſelbſt. Vielmehr iſt Sand's Phantaſie, als er jene Zeilen ſchrieb, unſtreitig der Zeit vorausgeeilt, er hat im Geiſte vorausgeſehen, wie ſich, durch ſeine That entzündet, das Feuer in Deutſchland verbreitete, wie die Maſſen ſich ſonderten, und die Bekenner ſeiner Anſichten, als ein wohl geordnete Potenz, mit Haupt und Gliedern da ſtehen würden; — und auf dieſen Zuſtand, — der freilich glücklicherweiſe weder eingetreten iſt, noch eintreten konnte, bezieht ſich eben jene Aufforderung.

An eben demſelben Tage, an welchem er, wie bemerkt, dieſes Schreiben an die Freunde deutſchen Sinnes verfaßte, ſchrieb er folgenden Brief an die Burſchenſchaft zu Jena, deren Mitglied er war.

„Der teutſchen Burſchenſchaft zu Jena."

„An die Burſchenſchaft zu Jena.

Da es unſerer vielgeliebten Burſchenſchaft leicht mißliche Händel verurſachen könnte; da ich wohl auch wiſſen kann, daß mehrere unter uns Anſtoß an mir nehmen möchten, wenn ich fürs Vaterland auf dem Rabenſteine ſterben ſollte, ſo möchte ich ihrem allenfallſigen Antrage zuvorkommen, und begehre noch vor meinem Abgange *) aus der Burſchenſchaft entlaſſen zu werden. Beſoldete Spürhunde unter uns dahier, die unſere geringfügigen Studentenhändel, wie nicht anders zu vermuthen iſt, nach Weimar, Wien, Petersburg und wer weiß wohin noch berichten, mögen auch dieſes ſogleich anzeigen, daß ich Volksrache üben werde an dem Verräther Kotzebue! — Mit den wenigen unter uns, ſeiner Art, will ich alſo nichts zu thun haben, ich möchte ſie aufſpüren und öffentlich anklagen können, aber um ſo mehr ſtehe ich in der innigſten Liebe bis in den Tod zu allen denen, die es treu meinen mit dem lieben teutſchen Vaterlande.

Jena, Anfangs März 1819.

Carl Sand
vom Fichtelberg."

Dieſer Brief iſt in mehrfacher Hinſicht wichtig. Zuvörderſt motivirt er, weil Sand hier erklärt, daß er manchen Mitgliedern der Jenaer Burſchenſchaft ſeine Geſin-

*) Da dieſes Schreiben nach Sand's Abſicht erſt nach ſeinem Abgange in die Hände der Burſchenſchaft kommen ſollte, ſo kann jener Ausdruck nichts anderes bedeuten als: „ſchon vor ſeinem Abgange von Jena habe er aus der Burſchenſchaft entlaſſen werden wollen, folglich ſey er zur Zeit des verübten Mordes nicht mehr Mitglied derſelben geweſen."

nungen nicht zutraue, das beſondere Schreiben an ſeine Freunde deutſchen Sinnes, weil er, wie hieraus erhellt, alle Mitglieder der Burſchenſchaft keinesweges für würdig hielt, jenen vertraulichen Herzenserguß zu empfangen.

Ferner: wenn irgend Jemand dieſem Unglücklichen noch irgend eine Fähigkeit, ſcharf und logiſch zu denken, nach den bisher mitgetheilten Proben ſeines geiſtigen Lebens, zugetraut haben ſollte, ſo wird dieſe Meinung durch dieſen Brief gründlich widerlegt. — Hätte er nämlich vor ſeiner That irgend einer obrigkeitlichen Perſon gegenüber behauptet: „in der Burſchenſchaft würden bloß geringfügige Studentenhändel verhandelt, es verlohne daher der Mühe nicht, beſoldete Spione zu deren Ausſpürung zu unterhalten," ſo hätte er zwar wider ſeine eigentliche Ueberzeugung geſprochen, aber es wäre ein Zweck ſeiner Aeußerung wohl denkbar geweſen, — er hätte den Andern über die eigentliche Tendenz, welche die Burſchenſchaft nach ſeiner eigenen ſehr beſtimmten Meinung hatte, durch Vorſchützung einer unſchuldigen oſtenſibeln Seite derſelben, täuſchen wollen. Hatte er ſelbſt doch in ſeinem auf der Wartburg vertheilten Aufſatze bewieſen, daß nicht bloß nicht geringfügige Studentenhändel der Zweck dieſer Verbindung ſeyen, ſondern daß ſie eigentlich zum Centralpunct alles geiſtigen Lebens in Deutſchland, insbeſondere aber zum Vehikel der zu bewirkenden Umwälzung dienen ſolle. Eben dieſelbe Kenntniß ihres Zwecks mußte er aber bei allen Mitgliedern der Burſchenſchaft vorausſetzen, und es iſt daher völlig ſinnlos, wenn er dieſen gegenüber, die doch das Gegentheil beſſer wiſſen mußten, gewiſſermaßen den Unſchuldigen ſpielen und es den Regierungen verargen will, daß

ſie ſich um dergleichen unſchuldige, geringfügige Studentenhändel bekümmerten, während er doch, nach ſeiner ſchlechten Meinung von den Regierungen und ſeinen Begriffen von der hohen Wichtigkeit der Burſchenſchaft, es ganz natürlich finden mußte, daß die erſteren in Ermangelung anderer Mittel, durch Spione ſich über das Treiben ihrer erklärten Gegner irgend eine Notiz verſchafften. Und eben dieſe unſchuldige Miene nimmt er noch dazu in eben dem Augenblicke an, wo er erklärt: er gehe hin, einen der Gegner niederzuſtoßen, ohne zu bedenken daß eben jene „beſoldeten Spürhunde" wenn ſie wirklich thaten, wozu er ſie aufforderte, noch Zeit genug hatten, ſein ganzes Vornehmen zu vereiteln!

Auf dieſen Punkt kommen wir jedoch weiter unten umſtändlich zurück. —

So hatte er vor ſeinen gleichgeſinnten Freunden ſeine That in das rechte Licht geſtellt; aber ſie ſollte auf ein größeres Publikum wirken, ſie ſollte das ruhige deutſche Volk in ſeinen Grundtiefen aufrühren, und an dieſes erließ er demnach folgende Proclamation:

„Todesſtoß dem Auguſt von Kotzebue.

Nur in der Tugend Einheit.

Unſere Tage fordern Entſcheidung für das Geſetz, das Gott ſeinen Menſchen flammend in die Bruſt geſchrieben hat. Bereitet Euch, entſcheidet Euch auf Leben und Tod!

Offene nackte Schandthat iſt nicht der Verderber, der in unſerm Blute wüthet, wohl aber frißt das Laſter nur um ſo ſcheußlicher unter dem Mantel der eingewöhnten heiligen Artigkeit; Falſchheit vermummt ſich in tauſend

ſcheinheilige Geſtalten, und die Lage des Volks ſollte die Blüthe ſeyn von ſo vielen Aufopferungen, und iſt der Zuſtand der alten jämmerlichen Schlaffheit.

Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwiſſer verhöhnen noch immer die Wahrheit, die ſchlicht und einfach im menſchlichen Gemüthe thront, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Der teutſchen Sitte Kraft iſt geſpalten an dem Wuſt fremder Ziererei und hält ſich nimmermehr im Hausleben, — fehlt uns für den Willen die That und der Jugend das Vaterland! Hofſchranzen und Geldbienſt ſchalten ſtatt jener ehrenveſten Rechtſchaffenheit, die ſich der Zeit hingegeben hat, und in ihr iſt morſch geworden. Die Bürgertugend krümmt ſich vor jedem Winke der Hoheit und fährt mit der ſchon geballten Fauſt in den Geldſack. Knechtiſche Faulheit zerfrißt unſre Knochen; Kühnheit und Heldenmuth zeigen ſich in papierner Rüſtung, und man hat den Gott vergeſſen, der bekannt ſeyn will mit Gebet und That. —

Wo bleibt in aller Welt jene Begeiſterung, die uns in dem Jahre Dreizehn für das Höchſte ermuthigte? Sie ſchlug durch das ganze Volk hin wie ein leerer Höherauch — und weil ſie nicht als reine Flamme in jedem Herzen loderte, ſo vermiſſen wir ſie ſchon jetzt. —

Tief begründet auf gleicher ſchlechten Gewöhnung im Volke ſtehet die wollüſtigſte Herrſchaft, und zügelloſe Willkühr bedarf keine andern Schutzwaffen, als Trennung der Bruderherzen durch ſcharf gezogene Gränzen; des Gängelbandes der ſtrengen öffentlichen Aufſicht; als der Wiegenlieder und Trägheitspredigten,

und ſie ruhet zur genugſamen Stütze auf dem Lohn und Eid der Amtleute und Soldaten.

Viele im großen teutſchen Volke mögen es mir zuvorthun; aber auch ich haſſe nichts mehr als die Feigheit und Faulheit der Geſinnung dieſer Tage. Ein Zeichen muß ich Euch deß geben, muß mich erklären gegen dieſe Schlaffheit; — weiß nichts Edleres zu thun, als

den Erzknecht und das Schutzbild dieſer feilen Zeit, — dich Verderber und Verräther meines Volkes, — Auguſt von Kotzebue — niederzuſtoßen. —

Du, mein teutſches Volk, erhebe dich zur hohen ſittlichen Würde der Menſchheit, — eine Gnadengabe hat der Menſch von Gott; ſie — die höchſte und einzige — iſt die Gottähnlichkeit, — des Menſchen freier Geiſt und ſeine freie ſchöpferiſche Kraft. Mein teutſches Volk, du haſt kein eigenes, kein edleres Beſitzthum, ſie iſt Dein höchſtes Gut. — Erkenne, wahre dir dieſen Glauben, dieſe deine Liebe zu Gott. — Laſſe dein Heiligthum nicht mehr unter die Füße treten. — Der Menſch, ſey er auch in den traurigſten, niedrigſten Verhältniſſen geboren, iſt geſchaffen, ein Ebenbild Gottes zu werden. Vertrauet auf die verheißene chriſtliche Freiheit! Ehre, vertraue nur dem freien Mann! Haſſe die Verräther, die Knechtesſeelen, die falſchen Seher, die dieſes nicht wollen; haſſe die feilen Dichter der Halbheit, die Prediger der Feigheit, die Söldlinge, die dich von jedem kühnen Entſchluſſe abhalten; haſſe, morde alle die, ſo ſich in frevler, muthwilliger Geſinnung ſo ſehr überheben, daß ſie des Göttlichen in

dir vergeſſen, und dich, die tolle Menge, als ein vielgegliedertes Kunſtrad, in ihren hochweiſen Händen halten und treiben wollen.

Frei die Gewiſſen! Frei die Rede! Der Menſch ſoll ſich nach freier Luſt weiden an dem göttlichen Lichte, zu dem die Quelle in ihm; er ſoll nach der höchſten Erkenntniß ringen und ſoll ſeine Ueberzeugung ungehindert an der eines jeden andern weiter bilden und erproben können!

Aber der Menſch ſoll auch dieſe Ueberzeugung bewähren, er ſoll leben und handeln, er ſoll ſeine göttliche Schöpferkraft — ſeinen Willen — üben und geltend machen. Dazu haben wir die ganze Macht des Willens empfangen, nicht daß wir blindlings als über ein Stück Acker über uns entſcheiden laſſen, ſondern daß wir uns in allen Lagen des Lebens ſelbſt beſtimmen, und darin beweiſet ſich alle Tugend, daß wir an allem, was im Volke werden ſoll, ſelbſtthätigen Antheil nehmen und ſo nach eigener Empfindung thun was wir Alle wollen, nicht was Einer aufdringt: Löſet endlich Euren Willen!

Dieß iſt die einzige rein menſchliche, dieß die nothwendige Grundlage für jede Menſchengeſellſchaft; dieſe muß für das teutſche Reich gewonnen werden. Nur wenn dieſer einzig rechtliche Zuſtand erkämpft iſt, — nur dann kann von weitern Unterhandlungen die Rede ſeyn.

Mein teutſches Volk, gewinne Selbſtvertrauen und den hohen Muth, den ſchon einzelne deiner Helden in ſich trugen! Dieß iſt der rechte Feiergeiſt des Lebens, daß du das, was die heiligen Schriften des Chriſtenthums und die Vorzeit lehren; das, was deine Dichter ſingen, —

thuſt und nicht blos es anſtaunſt oder es nimmſt als leere Fabeln. — Bruder, das Höchſte und Heiligſte, was deine Seele kennt, den Zuſtand einer geläuterten, gottbeſeligten Menſchheit ſollſt du fromm und muthig erſtreben.

„Ein Chriſtus kannſt du werden!"

So erkenne, mein Volk, die Zeit, wo, nach langer Irrfahrt, Freudigkeit und Einheit in's Leben wiederkehren ſoll! Die Reformation, vor drei Jahrhunderten begonnen, wollte unſer Volksleben nach dem Ebenbilde Gottes erneuen; — ſie iſt noch nicht vollbracht! denn noch beſteht Gewiſſenszwang, Knechtſchaft, Zerriſſenheit der Brüder auf unſerm Lande, und Keiner kann ſich einer chriſtlichen, rein menſchlichen Ordnung erfreuen. Brüder, löſet die alten Ketten des Papſtthums, die Ketten der Herrſcher-Willkühr! — Wir Teutſche — ein Reich und eine Kirche! Die Spaltung zwiſchen geiſtlich und weltlich ſey vernichtet! Glaube, Lehre und That ſollen ſich in Eins zuſammenthun, und in der chriſtlichen Begeiſterung des freien teutſchen Bürgers neu aufleben! Die Reformation muß vollendet werden! — Brüder, verlaſſet einander nicht im Drange der Zeiten; Trägheit und Verrath ſtraft mit Knechtſchaft die Geſchichte — Ihr habt ſie vor Euch!

Auf! ich ſchaue den großen Tag der Freiheit! Auf, mein Volk, beſinne dich, ermanne, befreie dich!"

Dieſer Aufſatz vereinigt auf einem Blatte einen religiöſen, einen politiſchen und einen philoſophiſchen Fanatismus, deren jeder einem andern Jahrhunderte angehört. Die religiöſen Anklänge erinnern an Karlſtadt und Tho-

mas Münzer; die politiſchen Grundſätze würden St. Juſt und Marat für die ihrigen anerkennen; die patriotiſch-philoſophiſchen Irrereden ſind eine Mißgeburt des neunzehnten Jahrhunderts. Auch iſt es nach der bisher mitgetheilten Charakterſchilderung Sand's durchaus nicht mehr unbegreiflich, wie er ſich dermaßen über den Effect dieſer Schrift täuſchen konnte, daß er von ihr einen Einfluß auf das Volk, (dem ſie nothwendig unverſtändlich bleiben mußte) erwartete, andrerſeits aber die wirklichen und nothwendigen Folgen derſelben nicht vorausſah und namentlich auch nicht von ferne auf den Gedanken gerieth, daß die Regierungen durch dieſe „Brandfackel die er in das ruhige Leben ſchleuderte", gezwungen würden, Maßregeln gegen die geſammte Richtung, welcher er und ſeine Freunde huldigten, zu ergreifen; daß er alle die, welche die neuthümlichen Staatsrechtsgrundſätze beſchützten, auf eine lange Zeit hinaus lähmen und von ihrem Ziele entfernen, denjenigen aber, die lange ſchon mit Mißtrauen den neuen Geiſt unter der ſtudierenden Jugend betrachteten und deswegen als Geiſterſeher und falſche Propheten verhöhnt waren, die glänzendſte Aechtfertigung bereiten; endlich allen denen, die wirklich noch zweifelten, ob revolutionaire Elemente in Deutſchland vorhanden ſeyen, eine mit einer blutigen That beſiegelte Beweis-Urkunde in die Hände liefern würde. — Er ſcheint ſeine und ſeiner Umgebung Grundſätze für die der großen Maſſe im deutſchen Volke gehalten und ſomit die Stärcke der revolutionären Grundſätze überſchätzt und zugleich, vielleicht verwöhnt durch die bisherige Freiheit, mit Zuverſicht auf die Schwäche der Regierungen gerechnet zu haben.

Sand hat dieſes Schreiben mit großem Fleiße gearbeitet, ſo daß daſſelbe erſt nach vielen Abänderungen und Zuſätzen, ſowohl in Hinſicht der äußeren Form, als der Gedanken, ſeine nachmalige Geſtalt erhielt. Er hat daran das letzte Vierteljahr ſeines Aufenthaltes in Jena gearbeitet, und urſprünglich den Vorſatz gehabt, dieſer Arbeit die Form eines Briefes an Kotzebue zu geben; erſt nachher iſt ein Aufruf an das geſammte Volk daraus geworden. — Nachdem es vollendet war, fertigte er, für einen weiter unten zu erwähnenden Zweck, mehrere Abſchriften an, unter dieſen auch eine, welche er ſpäterhin bei der Ermordung Kotzebue's benutzen wollte. Dieſes Exemplar war auf einem ganzen Foliobogen feinen Papiers, an dem unten noch ein Streifen des nämlichen Papiers angeklebt war, ſehr ſauber und correct geſchrieben; und hatte dadurch das Anſehn einer Affiche in größerem Format, von anderthalb Fuß Länge und von der Breite eines gewöhnlichen Papierbogens, erhalten; um fortgebracht werden zu können, war es in Briefform zuſammengelegt. —

Außer dieſem „Todesſtoße" fertigte Sand gleichzeitig noch ein Todesurtheil an, welches aus Gründen, die unten erwähnt werden ſollen, nicht zu den Unterſuchungsakten gekommen iſt.

„Dieſes Todesurtheil habe — wie er ſagt — den Zweck gehabt, die Beweggründe zur That herzuzählen, und daher auch dieſen Namen als Ueberſchrift geführt; es ſey mit ſeiner Namensunterſchrift verſehen geweſen."

Den Inhalt deſſelben giebt er folgendergeſtalt an:

„Kotzebue ſey der Verführer der teutſchen Jugend und der Verderber der teutſchen Geſchichte geweſen, und

da ſo viele erhobene Stimmen nicht gehört worden ſeyen, und kein ſchützendes Gericht finden könnten, ſo trete er im Volksgefühle gegen ihn auf, um das *Geſetz des Volks und des Reichs* *) an ihm zu vollziehen. Dann habe er dem teutſchen Volke geſagt, daß, wenn es nicht das Schickſal der Griechen theilen wollte, welche ungeachtet der herrlichen Schlachten von Salamis und Platäa unter die Herrſchaft des Philippus gekommen ſeyen, ſo müſſe es vorzüglich unter ſich gegen den Verrath Aufſicht halten.“

Abſchriften habe er von dieſem Todesurtheile nicht gemacht, ſondern gewollt, daß ſie durch ſeinen Freund A—s gemacht, und an mehrere Zeitungs-Redactionen geſchickt werden ſollten.

Wir kommen jetzt zu der Art und Weiſe wie er dieſe beiden letztgenannten Aufſätze dem deutſchen Publikum mittheilen wollte, und wie er überhaupt bei ſeiner Abreiſe von Jena mit ſeinen Papieren verfuhr, welche wir für einen der merkwürdigſten, aber auch der dunkelſten Punkte in dieſer ganzen Unterſuchung halten.

Sand geſteht nämlich: zwei Schreiben, das eine an die Bamberger, das andere an die Bremer Zeitungs-Redaction, mit ſeinem Namen unterzeichnet, angefertigt zu haben, deren Inhalt er, aus dem Gedächtniſſe, im Verhöre ſo angab:

„Ich erſuche Sie, die beikommenden Sachen (Todesſtoß und Todesurtheil) in Ihrer Zeitung abzudrucken, *aber nicht eher*, als bis Sie die Nachricht erhalten,

---

*) Dieſe Ausdrücke erklärte er im Verhöre dahin: „daß bei allen Völkern die Verräther beſtraft würden, übrigens habe er das *ungeſchriebene gemüthliche* (!) Geſetz verſtanden.“

daß A. v. K. durch meine Hand gefallen ſey; komme ich durch für eine andere That für das Vaterland, ſo verſchweigen Sie meinen Namen u. ſ. w."

Seine Eltern bat er in einem andern Briefe, dafür zu ſorgen, daß der Todesſtoß an den Redacteur der Speirer Zeitung gelange.

„Von dieſen ſeinen zu beſorgenden Schriften, heißt es in v. Hohnhorſt's Schrift S. 44., will er drei Packete gefertigt haben, wovon das eine ſein Tagebuch nebſt einem Briefe an ſeine Mutter, und das zweite Familienbriefe ſoll enthalten haben. Dieſe Angabe iſt richtig, die Packete ſind von A — s der Mutter übergeben, und enthielten die angegebenen Sachen."

„In dem dritten Packete aber ſollen ſich befunden haben: ein Brief an ſeine Eltern, ein Brief an die Bamberger Zeitungs-Redaction und zwei dergleichen an die Redactionen zu Bremen und zu Speier, die Urſchrift des Todesſtoßes, und das Todesurtheil."

„Dieſes dritte Packet iſt in der Unterſuchung der Stein des Anſtoßes geweſen: denn von den Schriften, welche darin enthalten geweſen ſeyn ſollen, iſt nur allein eine Abſchrift von Sand's Briefe an ſeine Eltern zum Vorſchein gekommen. Die Redacteurs der genannten drei Zeitungen ſind abgehört, leugnen aber durchaus den Empfang ſolcher Briefe oder Aufſätze, und endlich herrſchen in den Ausſagen Sand's über die Beſtellung dieſes dritten Packets die größten Widerſprüche."

„Anfänglich behauptete er, die Briefe am Tage vor ſeiner Abreiſe ſeinen Hausleuten in Jena zur Beſorgung auf die Poſt übergeben zu haben. Die Perſonen könne

er nicht angeben, weil er mehrmals Briefe abgeſchickt habe; die Tochter im Hauſe, die Magd und der Wirth hätten ihm aufgewartet.“

„Als nun aber dieſe Perſonen jene Uebergabe des Briefes gänzlich leugneten, ſo trat endlich Sand, nach vielem Zureden mit dem Geſtändniſſe hervor: er habe den Brief an die Bamberger Zeitungs-Redaction, den Brief an ſeine Eltern, die Schreiben an die Redacteurs zu Bremen und Speier, nebſt der Urſchrift des Todesſtoßes, welche frei darin gelegen, dann das Todesurtheil zuſammen in ein Packet gepackt, mit der Inſchrift auf der inwendigen Seite des Couverts „zu beſorgen“ und „beiliegende Schrift gehört zuletzt an meine Eltern.“ Dieſes Packet habe er am Abende vor ſeiner Abreiſe heimlich unter die Sachen des A — s gelegt, damit dieſer es in dem erſten Augenblicke nicht finden möge.“

„Die Unterſuchungs-Commiſſion mußte dieſes Geſtändniß um ſo eher für wahr annehmen, als Sand es mit dem Ausdrucke der Reue, früher die Unwahrheit geſagt zu haben, ablegte. Um ſo mehr überraſchte es, als A — s durchaus ableugnete, ein ſolches drittes Packet jemals erhalten oder vorgefunden zu haben, und Sand deſſen ungeachtet frech bei ſeiner Behauptung blieb. Endlich, nach dem dringendſten Zureden, geſtand er, dieſes Packet am Abend vor ſeiner Abreiſe dem Dr. juris F — s verſiegelt und ohne Aufſchrift auf eine Commode oder Tiſch ſeines Zimmers gelegt zu haben, mit dem Auftrage,

es an A — s, wenn er in einiger Zeit zu ihm kommen würde, zu beſorgen.“ *)

„Dr. F — s leugnete jedoch durchaus die Uebergabe des Packets; Sand blieb auf Vorhalten feſt bei ſeiner Behauptung.“

Näher iſt dieſer ſo höchſt wichtige Punkt nicht aufgeklärt worden, zumal da Sand's Angehörige, geſtützt auf die Beſtimmung des Baieriſchen Strafgeſetzbuches, (Th. I. Art. 79. und Th. II. Art. 204.) die Ablegung eines Zeugniſſes, nicht bloß gegen Sand, ſondern auch über den Umſtand: von wem ihnen der, im dritten Packete befindlich geweſene, an ſie gerichtete Brief übergeben worden, gänzlich ablehnten.

Außer dieſen drei Packeten hinterließ Sand in ſeinem Pulte ein Verzeichniß ſeiner Schulden, welche ſeine Eltern bezahlen ſollten, eine Verfügung, daß ſeine Effecten in ſeine Heimath geſchickt werden möchten, außerdem aber noch die Schreiben an die teutſche Burſchenſchaft in Jena und an ſeine Freunde teutſchen Sinnes.

Seinem Freunde A — s hatte er Vollmacht gegeben, Briefe und Gelder, die für ihn einlaufen möchten, in Empfang zu nehmen.

*) Es wäre ſehr wichtig geweſen, zu ermitteln, ob Sand in dieſem Packet nicht noch einige Zeilen an ſeinen innigſten Freund A — s gerichtet hatte, — ferner, wie oft A — s wohl zu dem Dr. F — s zu kommen pflegte, in wie langer Zeit alſo Sand annehmen konnte, daß jenes Packet in A — s Händen ſeyn werde? Sand hatte nämlich angegeben: er habe gewollt, daß ſein Freund A — s Abſchriften von dem „Todesurtheile“ machen und an mehrere Zeitungs-Redactionen verſenden ſolle. Unmöglich konnte jener dieſen Wunſch errathen, und es iſt daher höchſt wahrſcheinlich, das Sand in jenem dritten Packete wenigſtens in einigen Zeilen ſeinen desfallſigen Willen ausgeſprochen hatte.

Sand erklärte ſpäterhin in ſeinem Verhöre: ſein Zimmer ſey unaufgeräumt geweſen als er es verlaſſen, und die Hausleute hätten den Schlüſſel deſſelben gehabt. — Dieſe, oder Freunde die Bücher zu ſuchen gekommen ſeyn möchten, würden jene Briefe wohl gefunden, und an die Vorſteher der Burſchenſchaft gebracht haben.

Dieſe Vorausſetzung Sand's war indeſſen nicht eingetroffen. — Als der academiſche Senat, auf eine von Mannheim durch Eſtafette erhaltene Nachricht von Kotzebue's Ermordung, Sand's Zimmer unterſuchte, fand man jene beiden Briefe in einem blauen Umſchlage, mit Sand's Petſchaft verſiegelt und mit der Ueberſchrift „Briefe zu beſorgen" in ſeinem (jedoch von Jedem ohne Schlüſſel zu öffnenden Pulte) vor; ſie kamen dadurch zu den Unterſuchungsacten.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf alle dieſe Anſtalten, die Sand getroffen hatte, ehe er Jena verließ.

Er berichtete ſeinen nähern Freunden, in welcher Abſicht er fortgehe;

Er meldete ſein Vorhaben der Burſchenſchaft;

Er mußte darauf rechnen; daß dieſe Schreiben bald nach ſeiner Abreiſe an die Burſchenſchaft befördert werden würden. Wären ſie von ſeinen Hausleuten beim Aufräumen des Zimmers gefunden, und an die Vorſteher der Burſchenſchaft gebracht, ſo hätte leicht ſchon an dem Abende des Tages, an deſſen Morgen er Jena verlaſſen hatte, die Abſicht ſeiner Reiſe das Geheimniß ſämmtlicher Jenaer Studenten ſeyn können. Daß ſie nicht gefunden wurden, lag gänzlich außer ſeiner Berechnung.

Er fordert ſelbſt in ſeinem Schreiben an die Burſchenſchaft die „beſoldeten Spürhunde," deren Exiſtenz er alſo annahm, im ironiſchen Tone auf, ſein Vorhaben der Obrigkeit anzuzeigen.

Er mußte alſo annehmen, daß, ſobald dieſe Schreiben beſtellt und der Burſchenſchaft mitgetheilt wären, der Senat davon Kenntniß haben werde, und mußte ferner, wenn er nicht blödſinnig war, ſchließen, daß ſofort eine Eſtafette nach Mannheim gehen würde, um, wo möglich, das Verbrechen noch zu verhindern.

Er expedirte aber außerdem am Abende vor ſeiner Abreiſe noch ein anderes Packet mit inhaltſchweren Briefen. Sobald, um bei ſeiner Ausſage ſtehen zu bleiben, der Dr. F — s ſeinem Freunde A — s daſſelbe übergab, und dieſer es öffnete, war Beiden das Geheimniß ſeiner Reiſe eröffnet. —

Beide konnten ihm, was immer ein möglicher Fall war, nacheilen und ihren Freund vom ſichern Untergange retten. —

Dachten ſie heroiſcher und ließen ihn ziehen, ſo war zu erwarten, daß ſie die Einlagen an die Zeitungsſchreiber expediren würden. Daß dieſe an den Ort ihrer Beſtimmung gelangen mußten, ehe die That geſchehen war, ſetzte Sand voraus, wenigſtens ergiebt ſich dieſes aus dem Inhalte ſeiner Schreiben an eben dieſe Redacteurs, wie er ſelbſt ihn angiebt. (S. oben S. 212.)

Daß drei Männer, die er gar nicht kannte, ein ſolches Geheimniß ſtreng verwahren, daß ſie es nicht ihren Freunden und Bekannten mittheilen, daß nicht

einer von dieſen, oder alle, es wieder weiter erzählen würden, daß dann die Obrigkeit in Bamberg, Bremen oder Speier, (welches letztere bekanntlich gerade ſo weit von Mannheim liegt, daß in wenigen Stunden eine Nachricht von einem dieſer Orte zum andern kommen kann), nichts erfahren und nichts gegen den intendirten Meuchelmord thun würde, — wäre mindeſtens ſchnurſtracks gegen die Ordnung der Welt und den Lauf der Dinge geweſen, der ſeit beinah 6000 Jahren der gewöhnliche genannt wird.

Endlich: wenn der Brief an Sand's Eltern eher in deren Hände kam, als die That vollbracht war, konnte wohl Sand, ſelbſt bei dem ihm inwohnenden Fanatismus, annehmen, daß ſeine Angehörigen nicht mit Courierpferden nach Mannheim eilen, daß ſie nicht Himmel und Erde aufbieten würden, um eine That zu verhüten, die einen innig geliebten Sohn und Bruder auf das Schaffot bringen mußte?

Es erhellt aber nicht, daß er ſeinen Freunden die Weiſung gegeben, dieſen letztern Brief erſt abgehen zu laſſen, wenn die That nicht mehr zu verhüten ſeyn würde.

Wenn man alle dieſe Umſtände zuſammenfaßt, ſo kann man nicht ſagen, daß Sand irgend etwas unterlaſſen habe, um ſich ſelbſt die wirkliche Ausführung ſeiner beſchloſſenen That unmöglich zu machen.

Nur die eiligſte Reiſe nach Mannheim hätte, nachdem dieſe Vorkehrungen getroffen waren, es verhüten können, daß Kotzebue nicht gewarnt oder Sand angehalten würde, ehe er nur noch in deſſen Nähe gekommen war.

Statt deſſen brachte Sand, mit abſichtlichem Zaudern und Zögern, vierzehn volle Tage auf der Reiſe von Jena nach Mannheim zu, erſt am funfzehnten Tage Vormittags traf er dort ein. Beinah zwei Tage blieb er in Erfurt, dann kam er zwar ſchon in der Nacht vom 13ten bis 14ten in Frankfurt an, aber auch hier hielt er ſich bis zum 17ten März auf, — ohne Zweck, ohne Geſchäfte, ohne dringende Nothwendigkeit! Von Frankfurt aus hätte er in einem Tage, wenn er mäßig langſam reiſte, in Mannheim ſeyn können, aber er blieb ſtatt deſſen fünf Tage in Darmſtadt, wo er unbemerkt zu leben ſuchte, nicht recht wohl geweſen zu ſeyn behauptet, und ſich ſeinem Nachdenken überlaſſen haben will.

Dieſe Zögerung erklärt er dahin: „er habe in einer Zeitſchrift geleſen, daß Kotzebue ſeine Reiſe nicht vor Anfang des Frühlings antreten werde. Er hätte ſich alſo beim Weggehen von Jena ſelbſt 14 Tage Zeit geſetzt und geglaubt, er wolle bis zum 21ſten März in Mannheim ſeyn. Von Frankfurt aus, ſey er aber in das Zaudern gekommen, bis er ſich endlich gewaltſam losgeriſſen, und zur Ausführung der That beſtimmt habe. Die Bangigkeit vor der That mit ihren Folgen, eben ſo wohl als die Beſorgniß*) (?), daß ſein vernunftmäßig gefaßter Entſchluß nicht ausgeführt werde, habe zum Zaudern beigetragen, und einen fortwährenden Kampf verurſacht.“ (v. Hohnhorſt. S. 32. 33.)

Als das Unterſuchungsgericht ihm darauf vorhielt:

*) Hoffnung?

(v. Hohnhorſt S. 157. 158.) wie er, nachdem er ſolche Briefe theils in Jena zurückgelaſſen, theils an die Zeitungs-Redactionen geſendet, ſo ſorglos vierzehn Tage durch in der Welt habe herumziehen können, ohne Furcht, daß er angehalten werde? erwiederte er, im Widerſpruche mit ſeiner eben angeführten Angabe und gewiſſermaßen mit ſich ſelbſt: „Er habe ſich nicht darum bekümmert, daß die Empfänger jener Briefe, um die That zu verhüten, ſchnelle Nachrichten an Ort und Stelle hätten gelangen laſſen können, doch habe er wirklich aus dieſem Grunde ſeine Reiſe abgekürzt. — Er habe es übrigens ſo eingerichtet, daß die Aufſätze nicht eher als nach vollzogener That hätten bekannt werden können, wenigſtens habe er es ſo gehofft. Denn A — s werde die Papiere, wenn er ſie gefunden, nicht ſogleich weggeſchickt haben." u. ſ. w.

Wir haben aber im Gegentheil oben geſehen, daß es, menſchlichem Anſehn nach, vermöge der Anſtalten, die Sand getroffen hatte, unmöglich war, daß er ſein Verbrechen ausführen konnte. Aber wie die göttliche Vorſehung zuweilen das Leben von Perſonen, an welche ſich das Geſchick der Völker knüpft, auf wunderbare Weiſe beſchirmt, ſo ſcheint ſie in dieſem Falle, umgekehrt, es durch eine beſondere Fügung zugelaſſen zu haben, daß aus dem grauſenhaften Spiele blutiger Ernſt werden, und daß ein frevelhafter Mord vieles andere Unglück verhüten ſolle. Denn das ſcheinbar Unmögliche wurde wirklich, und Sand kam ungehindert, trotz aller ſeiner hinterlaſſenen Briefe, zu Kotzebue. Die Schreiben an die Jenaer Burſchenſchaft und ſeine Freunde deutſchen Sinnes waren, wie oben bemerkt iſt, nicht gefunden worden. Sand ſagte im

Verhöre: (v. Hohnhorſt S. 164.) „er habe dieſe Schreiben in ſein Zimmer gelegt;" die Gerichtsperſonen fanden ſie ſpäter im Pulte. Höchſt wahrſcheinlich hat er ſie nicht abſichtlich dort hingelegt, ſondern bloß in der Zerſtreuung der Abreiſe an dieſem Orte liegen laſſen, wo ſie nicht ſo leicht gefunden werden konnten, als wenn er ſie wirklich offen im Zimmer hätte liegen laſſen. — Was aus dem Packete geworden, welches er ſeinen Freunden A — s und Dr. F — s hinterlaſſen haben will, ob vielleicht dieſe Beiden, rathlos geworden durch die unerwartete ſchreckenvolle Botſchaft, oder beſorgt, daß man ſie in das Geſchick ihres Freundes verflechten werde, den ſie wohl nicht mehr retten zu können glaubten, weil ſie auf ſeine ſchneckenartige Reiſe nicht rechnen konnten, — ob dieſe vielleicht im erſten Schrecken jenes Packet, mit Ausſchluß des Briefes an Sand's Eltern, vernichtet haben mögen, — iſt nicht zu ermitteln geweſen, und wir enthalten uns darüber jeder weitern Vermuthung. — Genug, die richtig angelegte Mine flog in dem Momente, wo es galt, nicht auf, weil das Zündkraut verſagte, und der Schlag, welcher mit Sicherheit erwartet werden konnte, blieb aus.

Aber wie iſt dieſer ſeltſame Widerſpruch in Sand's Charakter und Handlungsweiſe zu erklären, wie iſt es zuſammen zu reimen, daß derſelbe Menſch, mit Aufopferung ſeiner ganzen Zukunft und mit Gefahr des Lebens einen lange gehegten und verheimlichten Plan zu verwirklichen ſuchen, und dennoch, als er der Ausführung nahe gekommen, darauf ausgehen konnte, denſelben zu verrathen und ſich ſelbſt das Ziel ſeines ſehnlichen Wunſches zu entrücken?

Wir erinnern, ehe wir den Verſuch machen, dieſes

pſychologiſche Problem zu löſen, an den häufig vorkommenden Fall, daß Selbſtmörder, beſonders wenn Eitelkeit als Motiv ihrer That mit im Spiele war, zwar einerſeits alle Zurüſtungen zur That machten, die erforderlichen Abſchiedsbriefe ſchrieben u. dergl., auch lange ſchon mit einer Art von geheimem Vergnügen mit dem Gedanken an ihren Tod ſpielten, und das Aufſehen, welches er machen würde, ſich wohlgefällig ausmalten, dabei aber nicht daran dachten, daß ſie mit ihrem Tode auch wirklich zu leben aufhörten, und keineswegs mehr die Zeugen ihres gehofften Triumphes ſeyn könnten. Daher geſchah es denn zuweilen, daß dieſe, zwar einerſeits von dem feſten Entſchluſſe beſeelt, zu ſterben, dennoch auf der andern Seite von der natürlichen und angebornen Liebe zum Leben feſtgehalten, — unwillkührlich und beinahe inſtinktmäßig die tödtliche Handlung (z. B. den Schnitt an der Pulsader, den Stich in die Bruſt, den Schuß gegen den Kopf,) auf eine Weiſe vornahmen, daß der Tod nicht daraus erfolgen konnte; (alſo z. B. nicht tief genug ſtachen oder ſchnitten, oder es bei einem Streifſchuſſe bewenden ließen).

Auch bei Sand war der religiös-politiſche Fanatismus nur zur Hälfte Motiv ſeiner That; zur andern Hälfte ging dieſelbe aus der Eitelkeit und aus dem Beſtreben hervor, als ein Märtyrer des Deutſchthums, als ein Held vor der Studentenwelt zu glänzen. — Als aber der Moment der That in ſeiner furchtbaren Wirklichkeit heranrückte, konnte die Bangigkeit vor den nothwendigen Folgen ſeines Beginnens nicht ausbleiben; im tiefſten Hintergrunde ſeiner Seele mochte ſich der Wunſch regen, die Ernte des Ruhmes zu halten, ohne die onera deſſelben tragen zu müſſen,

und der Unglückliche ſah ſich ſomit, nach zwei verſchiedenen Richtungen hin, gewaltſam aus einander geriſſen. Ließ er jetzt, wo es die Ausführung galt, ſeinen Lieblingsplan ſchlechthin fallen, ſo mußte er ſich ſelbſt verachten, — und gegen die nackte Ausführung in aller Stille ſträubte ſich der natürliche Menſch, der nicht gegen ſich ſelbſt wüthen und ſich nur ungern dem ſichern Verderben Preis geben mag. Sand war hier in der Lage eines Menſchen, der ſich ſelbſt geißeln will und weit ausholt, aber, vom Schmerze überwältigt, unwillkührlich die Geißel ſanft niederfallen läßt. — Das, was wirklich geſchah, geſtaltete ſich zu einem Mittelwege; — er ſpielte auf ſeinem innern Privattheater den rachedürſtenden Helden, der nach dem Blute ſeines Feindes lechzt, aber in aller Stille, gleichſam ſich ſelbſt die Bedeutung deſſen verbergend, was er that, ließ er jene Briefe zurück, und reiſte immer langſamer, je mehr er ſich dem Ziele näherte. Daß er ſich darüber klar geweſen, was er eigentlich wollte, (und worüber war der Unglückliche ſich überhaupt wohl klar? —), daß er ſich ehrlich und offen ſelbſt geſtanden hätte: „wenn doch irgend etwas geſchähe, daß Kotzebue leben bliebe, und der Racheplan ein friedliches Ende erreichte! wenn doch der Zufall es fügte, daß die That unterbliebe und es bei dem Willen, ſie zu vollbringen, ſein Bewenden behielte!" ſoll durchaus nicht behauptet werden, denn dazu wäre ein Grad von Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt vonnöthen geweſen, der in Sand's Seele und neben der in ihm habituell gewordenen Koketterie mit ſich ſelbſt, ſchwerlich Platz hatte. Vielmehr ſchämte er ſich zuverläſſig, ſich jenes Geſtändniß abzulegen, nur wiſſen wir nicht, mit welchen Scheingrün-

den er jenes übermäßige Zaudern in Frankfurt und in Darmſtadt vor ſich ſelbſt entſchuldigt haben mag, von welchem er in ſeinen Verhören zugeben muß, daß es aus Bangigkeit (ſ. oben) entſtand.

Genug, nachdem er beinahe vier Tage in Frankfurt und fünf Tage in Darmſtadt geharrt hatte, und noch immer keine Eilboten von Jena her ihm nachſetzten, noch immer von Mannheim her kein Geſchrei erſcholl: es ſey ein Mordplan gegen Kotzebue entdeckt, dieſer gewarnt und hinter Mauern und Schlöſſern in unantaſtbarer Sicherheit, noch immer die Zeitungen nicht Lärm ſchlugen, auch kein anderer ungünſtiger Zufall ſich ereignen wollte, war Sand endlich in der Lage, entweder vorwärts zu gehen und ſeinen Plan auszuführen, oder vor ſich ſelbſt und vor allen denen, die bereits, wie er annehmen mußte, um denſelben wußten, als ein elender Feigling und bloßer Komödiant zu erſcheinen. Er wählte das erſte, und hat den traurigen Ruhm, ſeinen Zweck von jetzt an mit Entſchloſſenheit und Beſtimmtheit verfolgt zu haben.

Wir kehren, nachdem wir bei dieſer Beleuchtung der von Sand verfaßten Schreiben dem Gange der Geſchichte vorgriffen, zu den zwei letzten Abenden vor ſeiner Abreiſe von Jena zurück.

„Den 7ten März,“ heißt es in der Schrift Carl Ludwig Sand u. ſ. w. S. 187, „lud Sand mehrere Freunde und frühere Univerſitätsbekannte aus Erlangen zu ſich ein, um den Abend mit ihnen fröhlich hin zu bringen. Auch dieſe merkten keine Umwandlung an dem lange bewährten, ſonſt ſo offenherzigen Freunde. Er war, wie das Geſpräch ſich eben wandte, ernſt und heiter. Wenn ein

Umſtand hier beſonderer Erwähnung verdient, ſo iſt es der, daß der fromme (!!) Theolog mit inniger Freude zu wiederholten Malen ſeinen Freunden verſicherte, daß der Student N. N. obgleich catholiſch, von ächtem, wahrem Freiheitsgeiſte durchdrungen, gewiß auf der betretenen Bahn das Heil der Menſchheit nie aus den Augen verlieren werde. Auch äußerte er den lebhaften Wunſch, den N. N. herbeizuholen, um ſie Alle von dem Geſagten zu überzeugen."

Weder an dieſem noch an dem folgenden Abende äußerte Sand irgend etwas, woraus ſeine Freunde den Zweck ſeiner Reiſe hätten folgern können. Er will Jedem, der ihn danach gefragt, geantwortet haben: „er gehe in die Heimath," was man denn auf einen Beſuch bei ſeinen Eltern bezog. Jedoch ſcheint er von ſeinen Freunden mit beſonderer Feierlichkeit Abſchied genommen zu haben. „Allen," heißt es in der Schrift Carl Ludwig Sand, S. 187., „fiel es vierzehn Tage ſpäter ein, warum ihnen Sand damals beim Abſchied die Hand ſo innig gedrückt, warum er ihnen ſo mild und doch ſo feſt ins Auge geſchaut habe. Er hatte ja auf lange Zeit Abſchied nehmen wollen, und hätte es gerne jedem geſagt, wenn er nur gedurft hätte." —

Die angebotene (auf Univerſitäten gewöhnliche) Begleitung ſeiner Genoſſen lehnte er für den andern Morgen ab, und verſprach dieſen, im nächſten Semeſter wieder nach Jena zu kommen. Auch nahm er von ſeinen Hausleuten bei denen er, um Verdacht zu vermeiden, die Miethe für das Sommerhalbjahr verlängert hatte, keinen Abſchied und verließ Jena am 9ten März des Morgens um vier Uhr.

Sein Reiſeanzug (ſ. v. Hohnhorſt a. a. O. S. 48) beſtand in einem ſchwärzlichen deutſchen Rocke, rother wollener Weſte, ſchwarzen langen Beinkleidern von Tuch, Schnürſtiefeln, und einer ſchwarzſammetnen, mit einem Schilde verſehenen Kappe. Ueber ſeiner Kleidung trug er unterwegs größtentheils ein blaues Fuhrmannshemd, und in den Taſchen dieſer Kleidungsſtücke, außer einigen wenig bedeutenden Kleinigkeiten, einen Compaß in einer zinnernen Kapſel, eine Karte von Schwaben und eine vom Laufe des Neckars, ein abgeriſſenes Stück aus dem neuen Teſtamente, an vielen Stellen unterſtrichen. Ferner trug er bei ſich Körner's Leyer und Schwert, ebenfalls an vielen Stellen einfach und doppelt unterſtrichen, und ein geſchriebenes Gedicht „Abendmahlsfeier," nach ſeiner Angabe von Fried. Rückert verfaßt,*) welches er ſchon in Erlangen erhalten haben wollte.

Außerdem nahm Sand von Jena noch einen kleinen Torniſter und eine Schreibtafel mit ſich, welche er indeſſen nur bis Darmſtadt bei ſich geführt, und dort einem Freunde mit der Weiſung übergeben hat, ſie nach einiger Zeit an ſeinen Schwager in Wunſiedel zu überſenden. Das Hauptexemplar des „Todesſtoßes" hat er bis Darmſtadt in die-

---

*) Der letzte Vers deſſelben lautet: (v. Hohnhorſt S. 50.)
„Dir biſt Du Menſch entflohn!
Ein Chriſtus kannſt Du werden;
Wie Du ein Kind der Erden,
War auch des Menſchen Sohn.
In deinem Seyn iſt dir das Nichts vernichtet,
Gott richtet dich, wie du dich ſelbſt gerichtet.
Gott ward durch ſich, durch Liebe
Der Menſch, daß er uns Ziel und Vorwurf bliebe.
Der Verfaſſer deſſelben iſt indeſſen, wie ſich ſpäter ermittelt hat, nicht Fr. Rückert, ſondern der Dr. Follenius.

ſer Brieftaſche verwahrt, dort aber nahm er es heraus und trug es in Papier gewickelt in ſeinem Bruſtlatze bis Mannheim.

Endlich war Sand auch mit zweien Dolchen verſehen, deren einen er ſich, wie oben bemerkt, ſchon um Weihnachten 1818 von einem Jenaer Handwerker aus einem alten franzöſiſchen Hirſchfänger hatte machen laſſen. — Dieſen (den größeren Dolch) nannte er während der Unterſuchung immer, aus Gründen, die nicht näher ermittelt ſind, ſein „kleines Schwert,“ und hatte noch in Jena, wiewohl vergeblich den Verſuch gemacht, mit Scheidewaſſer ſeine Lieblingsſtelle aus Körner's Gedichten:

„Drück dir den Speer in's treue Herz hinein“

darauf einzuätzen.

Den kleinen Dolch, eigentlich ein großes Vorlege- oder Jagdmeſſer, behauptete er, mehrere Jahre zuvor auf dem Jahrmarkte zu Erlangen gekauft zu haben.

Um den großen Dolch fort zu ſchaffen, war in Sand's Bruſtlatze ein Loch angebracht, worin derſelbe vermöge ſeiner Schwere an der Parirſtange hing. Um den kleineren verbergen zu können, war in ſeinem linken Rockärmel ein Heft angenäht, woran die Scheide dieſes Dolchs befeſtigt werden konnte. — Er verſteckte denſelben jedoch auf der Reiſe auf dem Boden ſeines Ränzchens, oben auf legte er, in ein Tuch gewickelt, den großen Dolch. Da dieſer jedoch an dieſem Orte der Gefahr des Zerbrechens ausgeſetzt war, mußte er ihn, beſonders wenn er fuhr, oft herausnehmen und auf der Bruſt tragen; zu dieſem Umpacken wählte er immer eine Zeit, wo er allein war. Als er endlich das Ränzchen in Darmſtadt ablegte, nahm er des Morgens

beim Anziehen beide Dolche heraus, und brachte den großen auf der Bruſt, den kleinen theils im Rockärmel, theils in der Taſche, nach Mannheim.

Sein Reiſegeld endlich hatte er aus eigenen Mitteln nicht beſtreiten können. — Daß er in Darmſtadt ſechs Louisd'or von einem Studenten geliehen geſtand er während der Unterſuchung, freilich auch erſt nach einigen Verſuchen die Wahrheit zu verhehlen, ein; dagegen konnte er erſt nach vielen hartnäckigen und zum Theil ſehr unrühmlichen, weiter unten näher anzuführenden, Lügen zu dem Geſtändniſſe gebracht werden, acht Tage vor ſeiner Abreiſe von Jena, 20 Thaler in Silbergeld von dem Dr. juris F — s geliehen zu haben, von eben demſelben, dem er am Abende vor ſeiner Abreiſe mehrere wichtige Papiere anvertraut haben will.

Sein hartnäckiges Leugnen beweiſt, daß er grade von dieſem ſeiner Freunde allen Verdacht der Mitwiſſenſchaft um den beabſichtigten Mord ängſtlich abzuwenden ſtrebte, während er durch wahrheitswidrige Angaben Andere tiefer in die Unterſuchung verwickelte, und es iſt ſehr zu bedauern, daß nicht ermittelt worden iſt, welchen Zweck der Reiſe er bei dem Dr. F — s vorſchützte, als er bei ihm jene Anleihe machte.

Auf dieſe Weiſe ausgerüſtet, ging Sand zu Fuße am 9ten März von Jena nach Erfurt und blieb dort bei dem Turnlehrer S. bis zum 11ten, als welches er auch erſt nach mehreren verſuchten Ausflüchten eingeſtand. Von dort fuhr er am 11ten Nachts 11 Uhr mit der Poſt ab; während am 12ten in Eiſenach zu Mittage angehalten wurde, überredete Sand ſeine beiden Reiſegefährten, auf der Wart-

burg ihr Mittagsmahl zu nehmen. Der eine derſelben will hier, was Sand jedoch in Abrede ſtellt, die Worte von dieſem vernommen haben: „Hier ſind heilige Worte geſprochen, und von dieſem Orte wird noch viel Gutes ausgehen." — In das Stammbuch für Studenten auf der Wartburg ſchrieb Sand am 12ten März 1819:

„Was ſollen euch die alten Schlafmützen ſchaffen? Vertrauet auf euch ſelbſt und bauet in eignem Herzen Gott und dem Vaterlande einen Altar auf!"

„Drück dir den Speer in's treue Herz hinein der Freiheit eine Gaſſe."

Ohne weitern Aufenthalt gelangte er in der Nacht vom 13. auf den 14. März nach Frankfurt am Main. Auch über ſeinen dortigen Aufenthalt hat er verſucht, den Richter zu täuſchen; es wurde aber ermittelt: daß er mit ſeinen Reiſegefährten in dem Wirthshauſe zum Schwan abgetreten ſey, daß er am folgenden Morgen einen Landsmann und Bekannten W — e, ehemaligen preußiſchen Officier, aufgeſucht und bei ihm bis zum 17. März gewohnt habe, wo er Morgens um 7 Uhr nach Darmſtadt hin ſeinen Weg fortſetzte. — Er brachte ſeine Zeit mit mehreren Perſonen, mit denen er früher ſtudiert, oder die er in Frankfurt kennen gelernt hatte, theils in Privathäuſern, theils auf Spaziergängen zu.

Als er am 17. März in Darmſtadt anlangte und einen weitläufigen frühern Bekannten von Jena her auf der Straße traf, fragte er dieſen: „Wie ſteht es hier?" Auf die Erwiederung: „wie ſo?" ſprach er ſich nicht näher aus, ſondern fragte nach dem Wirthshauſe, wo die Hei-

delberger Studenten einkehrten? Ihm wurde der Darmſtädter Hof angewieſen, er ging aber zu dem Advokaten H., deſſen angebotenes Logis er nicht annahm, ſondern ſich zu einem Kameral-Practicanten begab, wo ihn ſeine Freunde untergebracht hatten, „weil er hier, nach ſeinem Wunſche, für ſich unbemerkt leben könnte."

Er lebte hier wirklich ziemlich iſolirt, hielt ſich faſt immer zu Hauſe und ſah nur 4 bis 5 Perſonen, weil er ſich bemühete, in Darmſtadt unbekannt zu bleiben. — Jedoch iſt auch dieſes erſt durch obrigkeitliche Nachforſchungen ermittelt, und Sand hinterging auch in dieſem Puncte das Unterſuchungsgericht durch Lügen, die er erſt zurücknahm, als er ſich von der Wahrheit überführt ſah.

Zwei ſeiner Freunde begleiteten ihn am 22. März auf dem Wege nach Mannheim. Als der eine derſelben umgekehrt war, begleitete ihn der andere bis zu den ſ. g. Bickenbacher Tannen, und ſchnitt ihm hier, auf ſein Bitten, im Walde ſeine langen Haare ab, (die ihm ſein beabſichtigtes Entweichen nach vollbrachter Mordthat, weil ſie ihn beſonders kenntlich machten, hätten erſchweren können.)

Um 3 Uhr Nachmittags langte er in Lorſch, einem Großherzoglich Heſſiſchen, eine halbe Stunde ſeitwärts von der Bergſtraße und 6 Stunden von Mannheim belegenen Orte an, kehrte im Gaſthauſe zum Lamm ein, beſah in Geſellſchaft des Lehrers der Wirthskinder den Ort, aß zu Nacht und accordirte einen Wagen nach Mannheim für den andern Morgen. Er ſoll in Lorſch geäußert haben, es ſey ſeine Abſicht geweſen, nach Worms zu gehen, aber die Zeit werde ihm zu kurz. —

Fünfter Abſchnitt.

Ausführung des Verbrechens.

Am andern Morgen, den 23. März, fuhr Sand um 6 Uhr von Lorſch ab, und ſtieg etwa um halb zehn Uhr an der Mannheimer Neckarbrücke ab. Er ließ ſich von dem Fuhrmanne abputzen, gab ihm ein Trinkgeld, äußerte ſich zufrieden über die Fahrt, verſprach demſelben, daß er ihn wieder fahren ſolle, wenn er einmal wieder durch Lorſch käme, und ging dann in das Innere der Stadt, wo er in dem Gaſthofe zum Weinberge abtrat.

Im Wirthshauſe genoß Sand (ſ. v. Hohnhorſt a. o. a. O. S. 59.) zum Frühſtück einen Schoppen Wein und Brod, und der Wirth will ihn durchaus ohne auffallende Gemüthsveränderung gefunden haben. Dann erkundigte er ſich nach den Wohnungen des Herrn von Kotzebue und eines reformirten Predigers K., welchen er, wie er hinzuſetzte, in Erlangen habe predigen hören. Um 11 Uhr führte ihn ein Lohnbedienter nach Kotzebue's Wohnung. Aber kaum war er einige Schritte gegangen, ſo kehrte er noch einmal um, um, wie er ſagte, ſich die Kleider abputzen zu laſſen und ein Halstuch umzubinden, weil

es ihm mit offener Bruſt zu kalt ſey. (Er hatte die Kälte auf der ganzen Reiſe nicht geſpürt, und es iſt daher mehr als wahrſcheinlich, daß dieſe Vorkehrung bloß als Vorbereitung zu ſeiner Flucht oder als Mittel dienen ſollte, bei Kotzebue leichter Zutritt zu erhalten.) Dann begab er ſich auf's Neue auf den Weg, der Lohnbediente bezeichnete ihm die Kotzebueſche Wohnung, und Sand (der nach des Erſtern Angabe ſich ſchnell die Littera des Hauſes bemerkt haben ſoll), gab dieſem ein Trinkgeld, winkte mit der Hand ſich zu entfernen und klingelte.

Die Vorſehung ſchien ihm noch eine kleine Bedenkzeit gönnen zu wollen. — Kotzebue war nicht zu Hauſe, und Sand, der ſich der Magd, die ihm öffnete und nach ſeinem Namen fragte, Heinrichs aus Mietau nannte, wurde auf den Nachmittag zwiſchen 4 und 5 Uhr beſtellt. — Nun eilte Sand dem Lohnbedienten nach, und wollte jetzt das Naturalien-Kabinet und die Jeſuiten-Kirche ſehen. Beide waren verſchloſſen, und Sand ließ ſich nun weiter in den Schloßgarten führen und den Rhein zeigen. Als er vom Rheindamme aus den Neckarauer Wald ſah, erkundigte er ſich nach deſſen Entfernung. Außerdem ſprach er nichts Bedeutendes, kehrte um halb 1 Uhr in den Weinberg zurück, gab hier dem Lohnbedienten ein Trinkgeld, und ſagte zu dieſem, er werde am Abend in das Theater gehen und morgen zum Pfarrer K.

Was Sand während dieſer Periode gedacht, ob nicht noch einmal eine Mahnung des Gewiſſens an ſein Herz geklopft habe, darüber iſt nichts ermittelt worden. Indeſſen deuten alle äußern Zeichen auf eine völlige Gleichgültigkeit und ſittliche Stumpfheit.

Bei Tiſche war er der Nachbar zweier Geiſtlichen vom Ueberrhein. Er ſprach mit ihnen über geſchichtliche Gegenſtände, „über Luther und die Reformation." — „Ohne zweideutige Seiten zu berühren, ſagt der Eine derſelben, war Alles, was er ſagte, beſonnen, doch ſprach er über alle Begriffe gedehnt, und mit niedergeſchlagenem Blicke. Seine Außenſeite bezeichnete wahrhaft philoſophiſche Ruhe, und einen Mann, der mit ſich und der ganzen ihn umgebenden Welt in holdem Frieden iſt."

Er ſoll mit gutem Appetit, aber mäßig gegeſſen und nur einen Schoppen Wein getrunken haben; auf die Frage des Wirths, ob er den Herrn von Kotzebue angetroffen, erwiederte er ein trocknes: Nein, und ſagte dann zu einem der Geiſtlichen gewandt: „er müſſe dem Herrn von Kotzebue noch einen Beſuch machen." Nur zuletzt will einer derſelben eine große Zerſtreuung an ihm bemerkt haben, obwohl er ſonſt vollkommen ruhig geweſen ſey, und einer ſeiner Tiſchnachbarn glaubte etwas Außerordentliches an ſeiner Bruſtbekleidung wahrzunehmen. (Er trug den oben beſchriebenen großen Dolch unter dem zugeknöpften Rocke auf der Bruſt.)

Nach Tiſche ſchrieb er ſich in das Fremdenbuch unter dem Namen Heinrichs ein, bezahlte ſeine Zeche, unterhielt ſich noch bis gegen 5 Uhr mit der Geſellſchaft und verlor ſich dann ohne Abſchied zu nehmen.

Dieſe wirkliche oder erkünſtelte Ruhe führt uns auf die wichtige Frage: was Sand unmittelbar nach der Ermordung Kotzebue's habe thun wollen? Je nachdem dieſe Frage beantwortet wird, geſtaltet ſich auch das Urtheil über ſeine ruhige, gleichgültige Kälte.

Wenn Sand ſich unmittelbar nach verübtem Morde den Gerichten hätte überliefern wollen, um ſich ſelbſt als Sühnopfer für eine Handlung darzubringen, von der er einſehen mußte, daß ſie Alles verletzte, was man bisher in der Welt Recht und Sittlichkeit zu nennen gewohnt geweſen war, die aber unter dieſen Umſtänden recht und nothwendig, wenn gleich todeswürdig ſey, ſo würde dieſer Entſchluß das Mitleid mit ſeiner Verirrung erhöhen, beweiſen, daß noch eine Spur von Rechtsgefühl in ihm gelebt habe, und vielleicht auch das Urtheil über ſeinen Character zu mildern im Stande ſeyn.

Wenn er entſchloſſen geweſen wäre, ſich nach vollbrachter That ſelbſt zu ermorden, ſo würde allerdings die Strafbarkeit ſeiner Abſicht durch den doppelten Mordplan erhöht worden ſeyn, aber man würde wenigſtens nicht läugnen können, daß ſeine Ruhe, Kälte und Gleichgültigkeit unmittelbar vor ſeinem Tode, das Impoſante gehabt hätten, was in jeder trotzigen Todesverachtung liegt.

Aber Sand wollte keins von beiden; er wollte, wenn er den wehrloſen Greis meuchlings ermordet haben würde, ſein Heil in der ſchleunigſten Flucht ſuchen, und er ſcheint das Schimpfliche und Niedrige eines ſolchen Benehmens gar nicht gefühlt zu haben.

Sein ſpäterer Verſuch der Selbſtentleibung lag gänzlich außer ſeinem Plane, wie er auf das Beſtimmteſte geſteht, (v. Hohnhorſt S. 34. 35.), und wurde, wie ſich weiter unten zeigen wird, durch eine ſchlechterdings von ihm unvorhergeſehene Regung ſeines Gewiſſens veranlaßt.

Er wiederholt in mehreren Verhören die Ausſage:

er habe im Fall des Gelingens entfliehen, nöthigen Falls aber ſich auch zur Wehre ſetzen wollen. „Er würde ſich nur gegen Bewaffnete gewehrt haben, ſagt er, die ihn hätten aufhalten wollen. Wenn er ſich einmal in den Zuſtand des Kriegs geſetzt habe, ſo hätte er ſich auch wehren müſſen, denn es hätte ihm Niemand geholfen, als er ſich ſelbſt. Es habe ihn männlicher und ſelbſtthätiger gedünkt, wenigſtens hätte er die Nothwendigkeit der Freiheit entgegengeſetzt." —

Damit ſtimmt auch der Schluß des früher mitgetheilten Schreibens an ſeine Freunde teutſchen Sinnes überein, worin es heißt: „Kann ich durchkommen, ſo weiß ich ſchon wo ich hinfliehen werde, um zu rechter Zeit dem Vaterlande wieder dienen zu können." Er hatte auch mancherlei Vorbereitungen getroffen, welche ebenfalls auf dieſen Plan hindeuten, z. B. vier Louisd'or in Darmſtadt in ſeinen Hoſenträger eingenäht, ebendaſelbſt ſein Ränzchen, welches ihm die Flucht erſchwert haben würde, zurückgelaſſen, und einen Freund veranlaßt, ihm die langen Haare abzuſchneiden. Seine Flucht hat er, wie er in ſeinen ſpätern Verhören angiebt, nach Nordamerika nehmen und dort bei einer deutſchen Gemeinde Prediger oder Lehrer der Jugend werden wollen; jedoch ſey er nicht mit ſich einig geweſen, ob er ſich zunächſt nach Frankreich oder in ſeine Heimath habe wenden ſollen.

Um fünf Uhr war Sand auf's Neue bei Kotzebue's Wohnung. Der Bediente öffnete ihm, führte ihn, ohne daß er noch einmal ſeinen Namen nannte, die Treppe hinauf und meldete ihn bei ſeinem Herrn. Auf der Treppe gingen drei Damen, die zur Frau von Kotzebue wollten,

an ihm vorüber; Sand grüßte dieſe höflich und der Bediente rief ihm zu: „Sie können herauf.“

Kotzebue empfing den Fremden im Wohnzimmer ſeiner Familie. Da er allein mit ihm war, kann nur das Geſtändniß des Inquiſiten eine vollſtändige Auskunft über die Art der Ausführung des Mordes gewähren.

„Der Bediente,“ ſagt Sand in ſeinen ſpätern Verhören, „brachte einige Minuten im Zimmer mit Hin- und Herlaufen oder Reden zu; dann rief er mich herein, blieb aber noch unter der Thüre ſtehen, und ſprach leiſe nach dem Innern des Zimmers. Endlich ward ich hineingelaſſen, und Kotzebue trat aus der Thüre links herein; ich ſah ihn bei der halb offenen Thüre hereintreten, und grüßte Kotzebue, der etwas näher zur Thüre trat, dann wendete ich mich gegen ihn auf die Seite des Einganges herum. Das Schrecklichſte war mir, daß ich mich verſtellen mußte; ich ſagte ihm, daß ich ihn auf meiner Durchreiſe beſuchen wolle und nach einigem Hin- und Herreden ſprach ich: „ich rühme mich“ — was wohl von Kotzebue anders gedeutet haben mag, — dann zog ich den Dolch und fuhr fort: „Ihrer gar nicht, — hier Du Verräther des Vaterlandes —!“ und mit dem letzten Rufe ſtieß ich ihn nieder.“

„Heinrichs aus Mietau nannte ich mich, weil ich nicht glaubte, daß Kotzebue mich vorlaſſen würde, wenn ich mich für einen gebornen Teutſchen ausgäbe, eher könnte dieſes unter dem Namen eines Kurländers geſchehen, und wirklich fragte mich auch Kotzebue: „Sie ſind aus Mietau?“

„Wie viele Stöße ich ihm gegeben, kann ich nicht mehr ſagen, eben ſo wenig, welcher Stoß der erſte war

es war geſchwind geſchehen. Ich zog den Dolch aus dem linken Rockärmel, wo ich ihn in einer Scheide verwahrt hatte, und verſetzte ihm einige Stiche in die linke Seite; Kotzebue hat während des Angriffes gar nicht geſprochen, ſondern nur ein bloßes Gewimmer hervorgebracht, auch da als er ſchon geſehen, daß ich mit aufgehobenem Arme auf ihn los kam. Er hielt nur die Hände vor, und fiel gleich am Eingange des Zimmers linker Hand zuſammen, etwa drei Schritte von demſelben. Daß ich ihn im Geſichte verwundet haben ſollte, weiß ich nicht, wahrſcheinlich mag es geſchehen ſeyn, weil er die Hände und Arme vorhielt und damit herum fuhr. Ich hielt den Dolch ſo, daß die Schärfe oberhalb des Daumens und der Fauſt geweſen, ich habe grade aus geſtoßen, weder von unten noch von oben.“

„Kotzebue fiel zum Sitzen zuſammen; *dann ſah ich ihm noch einmal in die Augen, um zu ſehen wie es mit ihm ſtehe; ich wollte wiſſen, was mein Angriff für Folgen gehabt habe, und ihm überhaupt noch einmal in das Geſicht ſehen.* Ich glaube, er hat noch mit den Augenwimpern immer gezwickert, ſo, daß man bald das Weiße der Augen, bald nichts ſah. Daraus ſchloß ich, er ſey noch nicht fort, wollte aber doch weiter nichts dazu thun, weil ich glaubte, genug gethan zu haben.“ — — —

„Beim Herumdrehen, nachdem Kotzebue zuſammengefallen, bemerkte ich ein kleines Kind, welches während der That zur Thüre links vom Eingange hereinſprang. Sein *Schreien hat mich in der Stimmung von ſo vermiſchten Gefühlen dazu bewogen, ihm gleich-*

ſam zum Erſatze, mir einen Stoß mit dem kleinen Schwerte zu geben. Der Stoß ging auf die linke Bruſt, er drang einige Zoll tief ein, ich zog den Stahl wieder heraus; die Wirkung war augenblicklicher Blutverluſt, beim Hinausgehen und Hinabſteigen der Treppe ſpürte ich den Schmerz und den Blut-Erguß empfindlich."

Dieſer Moment, in welchem Sand ſich ſelbſt verwundete, ſcheint der einzige nach der That geweſen zu ſeyn, wo ſein Gewiſſen ſich, freilich auch auf eine verkehrte Art, regte, und wo, wie ein Blitz, der Gedanke an das wahrhaft natürliche und göttliche Geſetz: „wer Menſchenblut vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden," in ſeine Seele fiel. Aber es war eben nur das Licht eines Blitzes, und als der Moment vorüber, fiel auch wieder die alte Nacht auf die Welt ſeiner Gefühle und Gedanken.

Das Kind, durch welches die Nemeſis ihr Amt verwaltete, (denn hätte Sand ſich jenen Stich nicht beigebracht, ſo hätte ſeinem Entweichen im Augenblicke der Beſtürzung kein Hinderniß entgegen geſtanden,) war Alexander v. Kotzebue, der vierjährige Sohn des Ermordeten, der ſeinem Vater nachfolgend, in der offenen Thür, durch welche dieſer eingetreten war, ſtehen blieb, und die ganze Mordſcene mit angeſehen zu haben ſcheint. Wenigſtens ſoll er am andern Tage der Amme erzählt haben: „Der fremde Mann habe ein Meſſer herausgezogen, und er habe geglaubt, er wolle mit ſeinem Vater Krieg ſpielen."

Die Amme befand ſich im anſtoßenden Zimmer dicht an der Kommunikationsthüre, und will recht gut gehört haben, daß ihr Herr mit dem Fremden mehrere Be-

grüßungsworte gewechſelt, von denen ſie jedoch nur abgebrochen: „Herr von Kotzebue,“ „Ja und Nein“ verſtanden.

Der Bediente, der den Fremden eingelaſſen, hatte kaum die Thür hinter ſich zugemacht, und einige Schritte gegen die Treppe hin gethan, als das Hülfeſchreien ſeines Herrn ihn zurückrief. Seine Ausſage lautet dahin: (v. Hohnhorſt S. 68 ff.) daß, als er zurückgeſprungen, Kotzebue linker Hand vom Eingange blutend am Boden gelegen, und keinen Laut mehr von ſich gegeben habe. Der Fremde habe rechts an der Thür, einen guten Schritt von ſeinem Herrn entfernt, auf dem Boden gelegen, ganz ausgeſtreckt auf der linken Seite, weiter in das Zimmer hinein als ſein Herr, er habe zwiſchen Beiden geſtanden, als er Letzterm Hülfe geleiſtet. — — — Als er im Verein mit Fräulein Emmy, die gleichzeitig mit ihm aus einer andern Thür in das Zimmer getreten, den Verwundeten in die Höhe gehoben, habe er noch ſo viel Kraft gehabt, um ſich langſam in das nächſte Zimmer führen zu laſſen, habe aber nur unarticulirte Töne von ſich gegeben. — In dem Zimmer, wohin er ſeinen Herrn geführt, ſey derſelbe etwa vier Schritte von der Thür zuſammengeſunken, wo die Tochter ihn knieend gehalten.

Die Ausſage dieſer Letztern ſtimmt mit dem eben Angeführten überein. „Sie habe, ſagt dieſelbe, wenige Minuten nachher, als der Fremde eingetreten geweſen, den Lärm in der Stube gehört und anfangs geglaubt, es ſeyen die Kinder. Als ſie in die Kinderſtube gekommen, habe ſie ſchon ein Mädchen rufen hören: „Ach Gott, der Herr iſt erſtochen!“ und wie ſie hierauf in die Wohnſtube eingetreten, habe ſie einen fremden Menſchen gegen die

linke Seite der auf den Gang führende Thür geſehen; dieſer habe auf der linken Seite gelegen, und die rechte Hand auf die linke Bruſt gehalten. Ihr Vater ſey rechts von der Thür geſtanden, indem der Bediente ihn unterſtützt habe, er habe nicht mehr geſprochen, und das Geſicht mit beiden Händen bedeckt. Sie habe ihren Vater in das Nebenzimmer leiten helfen, dort ſey dieſer aber zuſammengeſtürzt, und nach wenigen Minuten in ihrem Schooße verſchieden. Sie ſey bewußtlos in ein anderes Zimmer gebracht." —

Dieſen von beiden Zeugen bekundeten, an ſich gleichgültigen Umſtand, daß der Mörder bei ihrem Eintreten am Boden gelegen, ſtellt dieſer aber auf das beharrlichſte in Abrede. „Er ſey immer, ſagt er, aufrecht geſtanden. Als er ſich herumgedreht, habe er den ganzen Rock aufgeriſſen und das kleine Schwert herausgezogen, es einigemal geſchwungen und ſich den Stoß gegeben, meine aber, immer auf der nämlichen Stelle ſtehen geblieben zu ſeyn, nur mit einiger Bewegung des Körpers. Er geſtehe, dem Sterbenden in die Augen geſehen zu haben, erinnere ſich aber durchaus nicht, auf der Erde gelegen zu haben, könne auch die rechte Hand nicht auf die linke Bruſt gelegt haben, weil er das kleine Schwert darin gehalten habe." Ob er nun dieſes Umſtandes, daß er am Boden gelegen, ſich wirklich nicht mehr erinnert, oder ob er aus Eitelkeit nicht hat einräumen wollen, daß er ſich, ohne genugſam verwundet zu ſeyn, hingelegt habe, läßt ſich mit Sicherheit nicht ermitteln. Dagegen giebt er an, daß er mit den Perſonen, die in's Zimmer getreten, einige Worte geſprochen, deren er ſich nicht mehr erinnere: „wahrſcheinlich

ſey es etwas über die That geweſen, daß ſie nicht aus gemeiner Feindſeligkeit, ſondern um der Idee willen geſchehen ſey, was er zum Troſte (!!) für die Umſtehenden habe ſagen wollen."

Auch in einem andern Puncte weicht die Ausſage Sand's von der des Bedienten und der Tochter des Ermordeten ab. Der Erſtere ſagt nämlich: „Im Aufſtehen habe der Unbekannte einen Dolch aus der Bruſt herausgezogen und ſey mit ſtarken Schritten auf die Thür zugegangen, als er aber noch vier Schritte davon geweſen, habe er (der Bediente) ſie zugemacht und zugehalten. Er habe gehört, daß der Fremde gleich darauf an der Thür geweſen ſey, denn er habe eine Bewegung daran gemerkt, als wenn etwas daran rappele." Die Tochter beſtätigt dieß, indem ſie angiebt: „der Bediente habe, nachdem ihr Vater in das Nebenzimmer getragen worden, die Communicationsthür hinter ſich zugemacht, und von innen zugehalten, ſagend, der Unbekannte habe ſich vom Boden aufgerafft und wolle ihnen folgen." —

Auch dieſen Umſtand läugnet Sand. Ob er oder der Bediente ſich geirrt, ob Sand, der ſich übrigens nicht geſchämt hat zu geſtehen, daß er ſeinem Schlachtopfer noch gefühllos in das brechende Auge geſehen, — in dieſem Puncte gefliſſentlich mit der Wahrheit zurückgehalten habe, — iſt, der Natur der Sache nach, nicht zu ermitteln.

Das hinzueilende Hausgeſinde dachte weniger an den Mörder als an den ſterbenden Herrn, deſſen Gattin und zweite Tochter von denen, die ſich um jene Zeit in ihrer Geſellſchaft befanden, von dem Anblicke des Sterbenden zurückgehalten wurden. Sand blieb alſo allein in dem

Zimmer zurück, wo er den Mord verübt hatte; dieſes war leer, die drei Thüren deſſelben ſtanden offen, und er benutzte dieſe Gelegenheit, ſeinen frühern Plan auszuführen und ergriff die Flucht. Bei dem Austritte aus dem Zimmer begegnete ihm die Köchin und die Stubenmagd, aber Beide wichen ihm aus, als er, wie er ſagt, „das kleine Schwert in Fechterlage haltend," auf ſie losging. Sie ſagen aus, — was Sand ebenfalls in Abrede ſtellt, — er habe ihnen zugerufen: „wer kann mir etwas thun?" worauf die Köchin, wie ſie angiebt, ihm geantwortet: „wir nicht." Sie folgte ihm aber, als er die Treppe hinunterging und rief um Hülfe.

Sowohl dieſes Geſchrei, als das Hülferufen einiger Damen, die bei der Frau v. Kotzebue zum Beſuche waren, aus den Fenſtern, und deren Bitte „man möge den Mörder feſthalten," verſammelte mehrere Perſonen vor der Hausthüre. — Sand trat hinaus und ſah nun wohl ein, daß die Flucht nicht mehr möglich ſey. Er nahm nun aus der Bruſttaſche ſeines offenen Rockes den oben mitgetheilten „Todesſtoß," entfaltete dieſen Bogen, und überreichte ihn dem Bedienten, der eben aus dem Hauſe trat, um die Wache zu holen, mit den Worten: „da nimm das!" Urſprünglich hatte er mit dem kleinen Dolche dieſe Schrift irgendwo anheften wollen, aber dieſer war ihm bei der That entfallen, und wurde von der Amme, linker Hand von der Stubenthüre in dem Zimmer, wo der Mord geſchehen war, gefunden. Der Bediente händigte ſpäter jenen Aufſatz dem Offizier der herbeigeholten Wache ein.

Als Sand ſich deſſelben entledigt hatte, rief er hin-

auf nach den aus dem Fenſter um Hülfe rufenden Damen: „ja ich habe es gethan, ſo müſſen alle Verräther ſterben!“ (was er freilich wieder in Abrede ſtellt, obwohl er zugiebt, hinauf geſehen zu haben, wobei er bemerkt haben will, daß alle Läden geſchloſſen ſeyen,) wandte ſich dann an das Volk und rief dieſem einige Worte mit lauter Stimme zu. Es ſind, nach ſeiner Angabe, folgende geweſen: „Hoch lebe mein teutſches Vaterland und im teutſchen Volke alle, die den Zuſtand dee reinen Menſchheit zu fördern ſtreben!“ — Dagegen lauten dieſelben, nach der Ausſage zweier Dienſtmägde aus dem Kotzebueſchen Hauſe: „Gottlob es iſt vollbracht, wer will mir etwas darauf thun (auf die Schrift deutend), es lebe mein teutſches Vaterland, ich ſtreite für mein Vaterland!“ Die Köchin wollte noch den weitern Zuſatz gehört haben: „und die ganze Univerſität“ — erklärte jedoch, als ſie ihre Ausſage beſchwören ſollte, ſie habe dieſe letztern Worte, die zitternd geſprochen worden, nicht recht verſtanden, glaube freilich das Wort „Univerſität“ gehört zu haben, wiſſe aber nicht, in welchem Zuſammenhange es geſagt ſey.

Als er dieſe Worte gerufen, ließ er ſich auf ein Knie nieder, ſagte halb laut die Worte: „Ich danke dir Gott“ (oder wie er hinzugeſetzt haben will: „für dieſen Sieg“) ſetzte dann das ſ. g. kleine Schwert an ſeine linke Bruſt und ſtieß es langſam in gerader Richtung hinein bis es feſtſaß. Dann ließ er die Hände los und fiel vorwärts zuſammen auf die rechte Seite. —

Die Umſtehenden ſcheinen in der Beſtürzung gar keinen Verſuch gemacht zu haben, dieſes Attentat des Selbſtmordes zu ſtören. Als er zuſammengefallen war, zog ein

16*

gegenüberwohnender Schuſtergeſelle den Dolch, der in der Bruſt emporſtand, heraus und warf ihn auf die Straße; eine Hebamme riß ihm die Weſte auf, rief nach Eſſig, und wuſch ihm damit, als ſolcher aus dem v. Kotzebueſchen Hauſe gereicht wurde, die Wunde und das Geſicht. Der Eſſig ſtillte die Blutung, auch drehte Sand, als ihm das Geſicht damit gewaſchen wurde, den Kopf um, ſeufzte und gab wieder Zeichen des Lebens von ſich. So nahm ihn die inzwiſchen erſchienene Wache in Empfang, und er wurde unter einem großen Zulauſe des Volkes auf einer Tragbahre in das allgemeine Hospital gebracht.

Sechſter Abſchnitt.

Der Gang der Unterſuchung und deren Reſultate.

Sand's Wunden, die er ſich ſelbſt beigebracht, waren nicht tödtlich geweſen. Es waren, wie man, nachdem man ſeine von Blut triefende altdeutſche Kleidung aufgeſchnitten hatte, wahrnehmen konnte, zwei querlaufende Schnittwunden, beide auf der linken Seite der Bruſt, die eine zwiſchen der dritten und vierten, die andere zwiſchen der fünften und ſechsten Rippe. Indeſſen war der Verwundete eine geraume Weile hindurch bewußtlos, der Athem war ſchwach, der Puls kaum fühlbar, die Lippen blau, das Geſicht todtblaß, Hände und Füße kalt und ſteif, nur um Auge und Lippen waren einige zuckende Bewegungen ſichtbar. — Jedoch gewann er Leben und Bewegung wieder, als ihm etwas warmer Wein eingeflößt worden, kam dann wieder zu Bewußtſeyn und erholte ſich in ſoweit, daß noch an demſelben Abend um halb 8 Uhr ein Verhör mit ihm angeſtellt werden konnte, wobei er freilich nur durch bejahende oder verneinende Zeichen ſprach. Bei der Frage: „ob er Kotzebue ermordet habe?" richtete er den Kopf in die Höhe, riß die Augen weit auf, und nickte kräf-

tig und ſchnell mit dem Kopfe. Dann verlangte er Papier, und ſchrieb mit Bleiſtift folgende Worte:

„A. v. Kotzebue iſt der Verführer unſerer Jugend, der Schänder unſerer Volksgeſchichte, und der ruſſiſche Spion unſers Vaterlandes.“

In der darauf folgenden Nacht ſchien er viele Schmerzen zu leiden; er ahmte mit der Hand das Streichen eines Violinbogens nach, verlangte Papier, und ſchrieb darauf: „ob der Aufſeher nicht vielleicht Violine oder Guitarre ſpielen könne?“ — Dann ließ er ſich aus Kohlrauſch's deutſcher Geſchichte die Schlacht von Sempach vorleſen.

Am folgenden Morgen hatte er ſeine Sprache vollkommen wieder erhalten, und konnte die Antworten mündlich wiederholen, die er am vorigen Tage durch Zeichen gegeben hatte. Das Wundfieber war am ſiebenten Tage bereits gehoben, und die Wunden nach vierzehn Tagen geheilt.

Indeſſen hatten dieſe noch eine bedeutendere Folge hinterlaſſen. Es hatte ſich nämlich in der linken Bruſthöhle ein Extravaſat gebildet, und die Sachverſtändigen waren einſtimmig der Meinung, daß die Heilung des Gefangenen nur durch eine Operation bewirkt werden könne.

Als Sand ſich bereit erklärte, ſich einer ſolchen zu unterwerfen, wurde ſie am 8ten April vom Profeſſor C. aus Heidelberg vorgenommen. Es wurden unterhalb der beiden Wunden, zwiſchen der ſechsten und ſiebenten Rippe, die Hautmuskeln anderthalb Zoll lang quer durchſchnitten, dann durch das Rippenfell eine Oeffnung gemacht und aus dieſer anderthalb Pfund halb geronnenes Blut entleert.

Dieſe Wunde war noch nach mehreren Monaten offen und Sand litt an derſelben bis zu ſeiner Hinrichtung. Da die Lunge verletzt war, ſo ergoß ſie täglich daraus eine bedeutende Menge Eiters; er mußte täglich zwei Mal verbunden werden und konnte geraume Zeit hindurch das Bett gar nicht oder nur auf wenige Augenblicke verlaſſen.

Des Inquiſiten Betragen war während ſeiner ganzen Krankheit und Gefangenſchaft ſo, wie es ſich von einem Manne, der den gebildetern Ständen angehört, erwarten läßt. Er machte keine Forderungen, nahm das Gereichte dankbar an, bewies ſich gegen ſeine Inquirenten folgſam und beſcheiden, bedauerte ſogar die Koſten, die er verurſache, und die Zeit, die er ſeinen Richtern raube, ohne jedoch ſich dadurch abhalten zu laſſen, durch vielfache Lügen die Unterſuchung in die Länge zu ziehen.

Von Seiten des Unterſuchungsgerichts wurde er mit Achtung und Theilnahme behandelt; er blieb von Ketten befreit, und er erhielt, nachdem er am 5ten April Abends 9 Uhr aus dem Hospitale in das Zuchthaus gebracht worden war, dort ein ſehr bequemes Zimmer, abgeſondert von allen übrigen Sträflingen.

Einen neuen Verſuch zum Selbſtmorde hat Sand nicht gemacht. Ihm waren bald nach ſeiner Arretirung leichte Handfeſſeln angelegt, weil man fürchtete, daß er ſeine Wunden wieder aufreißen werde; er gelobte indeſſen feierlich, nicht weiter Hand an ſich legen zu wollen, und blieb daher mit den Ketten, ſelbſt während der Operation verſchont. Auch erfüllte er ſein Verſprechen um ſo gewiſſenhafter, als er durchaus keine Neigung mehr hatte zu ſterben. Er nahm ſeine Arznei mit großer Pünctlichkeit,

und vergaß dieſe Zeit ſelbſt während der Verhöre nicht; er machte ſeinen Arzt auf das Genaueſte mit ſeinen Geſundheitsumſtänden, ſelbſt mit organiſchen Fehlern in ſeiner Familie bekannt, und erkundigte ſich eben ſo ſorgfältig nach den Speiſen, die ihm dienlich wären. Ueberhaupt verabſcheute er ſpäterhin den Selbſtmord als eine feige That, und wollte den an ſich ſelbſt begangenen Verſuch dieſer Art gar nicht einmal entſchuldigen. So war es alſo höchſt wahrſcheinlich ein Mittel, ſeine, wie er glaubte, durch ſeine eigene Schuld gekränkte Ehre wieder herzuſtellen, wenn er, nach überſtandener Operation, den Arzt bat: „es bekannt zu machen, daß er ſich dieſer Operation freiwillig unterworfen, und ſie mit Muth überſtanden habe.“ — Seine Gemüthsſtimmung war, wie es die Natur der Sache mit ſich brachte, in den erſten Tagen nach der That ſehr aufgeregt, ſpäterhin ruhig und ernſt. Zweimal vergoß er Thränen; zuerſt als ihm angekündigt wurde, daß er, größerer Sicherheit halber, in das Zuchthaus gebracht werden ſolle; das andere Mal als er einen rührenden Brief ſeiner Aeltern erhielt. Beide Male ſchämte er ſich aber derſelben, als einer unmännlichen Regung, und ſuchte ſie zu verbergen.

Die Unterſuchung wurde vom Abende an, wo die That verübt war, ſo weit fortgeſetzt, als es der Geſundheitszuſtand des Inquiſiten erlaubte. Er dictirte bereits am 24ſten März lange Antworten, und gefiel ſich in dieſer Art, die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten. Man geſtattete ihm dieſes auch, um deſto buchſtäblichere Antworten zu Protocoll zu bekommen, obwohl die Unterſuchung bedeutend dadurch verzögert wurde, bis er am 12ten

April ſelbſt erklärte, er ſey nicht mehr im Stande zum Protocoll zu dictiren.

Der Thatbeſtand des Verbrechens war ohne Schwierigkeit feſtgeſtellt. — Kotzebue war ſchon in den Armen ſeiner Tochter geſtorben, und die herbeigeeilten Aerzte fanden ihn bereits ohne Pulsſchlag und Athem. Er hatte drei Wunden erhalten. Die eine in der Mitte der Bruſt verletzte die rechte Lunge nur oberflächlich, und wurde nicht für tödtlich erkannt, noch weniger gefährlich war eine andere im Geſichte, dagegen hatte eine Wunde auf der linken Bruſtſeite den gemeinſchaftlichen Stamm der Lungenarterien durchſchnitten, das Herz blutleer gemacht, die Verzweigungen der Luftröhre mit ausgetretenem Blute angefüllt und dadurch den Tod mit unbedingter Nothwendigkeit herbeigeführt. Im Uebrigen bemerkt das ärztliche Gutachten: es ſey aus dem Umſtande, daß bei der Verwundung der linken Bruſt, der Dolch, nachdem er Rock, Weſte, zwei Hemden und eine wollene Unterjacke durchdrungen hatte, auch ſelbſt die knöchernen Theile der Rippe durchſchnitt und mehrere Zoll tief in die Bruſthöhle eindrang, genügend abzunehmen, mit wie großer Gewalt der Stoß geführt worden.

Die Unterſuchung über das eigentliche Verbrechen war daher um ſo weniger verwickelt, als Sand daſſelbe ohne Umſtände eingeſtand, auch, auf der That ergriffen, hier ſchwerlich mit Erfolg die Wahrheit hätte verbergen können. —

Deſto ſchwieriger wurde die Unterſuchung über die etwaige Complicität Anderer, über welche man vornämlich zu inquiriren anfing, nachdem Sand's Schreiben an die Burſchenſchaft und ſeine Freunde deutſchen Sinnes gefun-

den waren. Es wurde daher eine eigene Commiſſion zur Führung dieſer Unterſuchung in Mannheim niedergeſetzt, welche ihr Geſchäft am 3ten April begann, und wie es die Natur ihres Geſchäftes verlangte, mit den zu Weimar, Darmſtadt und Gießen niedergeſetzten Commiſſionen, ſo wie ſpäter mit dem Berliner Polizei-Miniſterio in Verbindung trat. Schon am 8ten Mai und den folgenden Tagen nahm man, zur möglichſten Beſchleunigung, veranlaßt durch den damaligen, ſehr bedenklichen Geſundheitszuſtand des Inquiſiten, das Schlußverhör vor, mußte aber ſpäter, als neue Anzeigen ſich ergaben, das Verfahren auf's Neue eröffnen und weiter fortführen ſo daß erſt am 3ten September auf's Neue das Schlußverhör gehalten werden konnte.

Inzwiſchen erfolgte der Beſchluß des deutſchen Bundestages vom 26ſten September 1819 über die Errichtung einer Central-Unterſuchungs-Commiſſion in Mainz. Als dieſe nachmals errichtet wurde, gab das Großherzoglich-Badiſche Staats-Miniſterium der Mannheimer Unterſuchungs-Commiſſion unter dem 21. October auf: die über die Ermordung des v. Kotzebue verhandelten Acten dem ordentlichen Richter zum Behufe des rechtlichen Erkenntniſſes einzureichen, der Mainzer Central-Unterſuchungs-Commiſſion aber ſchleunigſt alle Auskunft zu geben, damit dieſe die weitern inquiſitoriſchen Verhandlungen über die in Deutſchland ſtattgefundenen hochverrätheriſchen Umtriebe vornehmen könne.

Dieſe Auskunft wurde der gedachten Commiſſion auch von Karlsruhe aus; die Mannheimer Special-Commiſſion übergab dagegen unter dem 9ten November 1818 ihre Ac-

ten dem dortigen Hofgerichte zur Entſcheidung, ſetzte aber auch nach dieſem Zeitpunkte inſofern ihre Thätigkeit fort, als ſie durch auswärtige Requiſitionen Veranlaſſung hatte, weitere Verhöre mit dem Inquiſiten vorzunehmen.

Dieſem nach leuchtet es von ſelbſt ein, daß die Unterſuchung gegen Sand, (namentlich in ſo weit ſie durch die Schrift des Staatsraths v. Hohnhorſt zur Oeffentlichkeit gebracht worden iſt,) nur ein unvollkommenes Bild von der Miſchung von ſtaatsgefährlicheu Geſinnungen und ſtrafbaren Thatſachen geben kann, welche man gewöhnlich durch den Namen der „demagogiſchen Umtriebe" zu bezeichnen pflegt. Daß die geiſtige Richtung, welche den letztern zum Grunde lag, Sand's Mordthat herbeigeführt, iſt durch das Bisherige wohl außer Zweifel geſetzt, hier aber kommt es mir darauf an, die Perſönlichkeit dieſes Einzelnen richtig zu zeichnen, und mithin verdienen die während der Unterſuchung ermittelten Thatſachen hier nur zunächſt inſofern einer Erwähnung, als ſie eine unmittelbare Beziehung auf dieſen Inquiſiten haben.

Sand, der überhaupt den Grundſatz hatte: daß er nur inſofern ſchuldig ſey, dem Richter die Wahrheit zu ſagen, als es ihm zweckmäßig ſcheinen werde, — hatte es ſich zum Syſtem gemacht, die Wahrheit zu verhehlen, ſobald er davon irgend einen Nachtheil für das Syſtem von politiſchen Ideen fürchtete, für deren Verwirklichung er und ſeine Freunde thätig waren.

Es war alſo nicht das Streben, ſeine Freunde zu ſchonen, und die Furcht, irgend einen Andern unglücklich zu machen, welche ihn zu ſo vielen wahrheitswidrigen Ausſagen veranlaßte, ſondern recht eigentlich der kalte und

verſtändige Calcul: „daß das Intereſſe der (projectirten) Revolution ſelbſt auf Koſten der Wahrheit verfolgt werden müſſe;" — ja er gab ſogar unbedenklich ſeine Freunde preis, und verwickelte ſie gefliſſentlich nur deſto tiefer in die Unterſuchung, wenn jenes Intereſſe es zu fordern ſchien. Ein Beiſpiel davon iſt Folgendes.

Sand wurde während der Unterſuchung gedrängt, zu geſtehen: wer ihm das Geld zur Reiſe nach Mannheim geliehen habe? — Daß ein ſolches Darlehn den Verdacht der Mitwiſſenſchaft veranlaſſen könne, war ihm klar, deſto ſorgfältiger ſuchte er eben dieſen Verdacht von dem wirklichen Darleiher jenes Geldes, dem Dr. F—s, abzuwenden. Zu dieſem Ende wählte er das Mittel, daß er geſtand: A—s, ſein innigſter Freund in Jena, habe ihm vier Friedrichsd'or geliehen; er gab auch genau an, in welchen Münzſorten und unter welcheu nähern Umſtänden. A—s dagegen läugnete Alles, und bat den Inquiſiten in einem rührenden Briefe, ihn nicht unſchuldig in eine Unterſuchung zu verwickeln, da dieſe für ſeine künftige Laufbahn, als Theolog, die nachtheiligſten Folgen haben könne. Umſonſt! Sand war taub für die Stimme der Freundſchaft, die allen unverdorbenen jugendlichen Herzen ſo heilig und die ſchönſte Blüthe des Univerſitätslebens iſt. Das Unterſuchungsgericht ſtellte ihm die traurige Lage ſeines (einſtweilen arretirten) Freundes vor, und gab ihm zu bedenken, wie ſchweres Unrecht er denſelben durch falſche Angaben zufügen werde. Vergebens! — Der Pſeudo-Philoſophismus hatte jedes natürliche Gefühl für Recht und Wahrheit in ihm erſtickt; er beharrte auf ſeiner Behauptung, fügte noch nähere Details hinzu und forderte

den A — s auf, ohne Rückſicht auf ihn die Wahrheit zu ſagen. Und dennoch mußte er ſpäterhin zugeben, daß dieſe ganze Ausſage gegen ſeinen Freund A — s erlogen ſey, und daß nicht dieſer, ſondern der Dr. F — s ihm acht Tage vor ſeiner Abreiſe 20 Thaler geliehen habe. „Er habe," ſo entſchuldigt er ſein Benehmen, „geglaubt, daß ſeine Angabe dem A — s, als Studenten, nicht ſo viel habe ſchaden können, als dem F — s, einem angehenden Docenten. A — s ſey doch ſchon einmal in die Unterſuchung verwickelt geweſen, daher habe er den F — s nicht auch noch nennen wollen." Aehnliche Beiſpiele werden wir weiter unten noch kennen lernen.

Bleibt man bei dieſen Thatſachen ſtehen, ſo überzeugt man ſich auch bald, daß es nichts weiter als eine auf Selbſttäuſchung beruhende Unwahrheit gegen ſich ſelbſt war, wenn Sand während der Unterſuchung einmal, als er ſeinen Tod nahe glaubte, zu Protocoll erklärte: „es habe ihm am meiſten vor ihm ſelbſt im Innerſten Leid gethan, und es ſey ihm zur peinlichen Qual geweſen, daß er theils aus Mangel der Erkenntniß des beſtehenden Gerichtsweſens, theils aus zu großer Rückſicht auf irdiſches und menſchliches Weſen, einigemal bei außer ſeinem Raume liegenden Fragen ſich habe verleiten laſſen, ſeinen Charakter zu trüben, anſtatt ohne Furcht zu reſigniren für die ewige Wahrheit. Es ſey dieſes für ihn zur größten Qual geworden, aber er bereue es auch öffentlich von ganzem Herzen, um dieſen Flecken von ſeiner Ehre wo möglich zu tilgen."

Aber dieſe ſo zart klingende Erklärung war wieder nichts als ein Schauſpiel, welches er vor ſich und den

Richtern aufführte, und wobei er ſich in der Rolle des wahrheitliebenden ritterlichen Helden ohne Furcht und Tadel gefiel. Wir glauben nicht, daß er dabei den ſelbſtſüchtigen Zweck gehabt, den Richter abſichtlich zu täuſchen, um für die Zukunft ſein Zutrauen zu gewinnen; zu einer ſolchen Berechnung gebrach es ihm offenbar an Schlauheit. Wohl aber hat er, in unheilbar tiefer Eitelkeit befangen, ſich ſelbſt getäuſcht. Denn ſpäterhin brachte er wieder offenbare Lügen vor, und vertheidigte ſie hartnäckig, trotz aller Ermahnungen und Aufforderungen, ſeine Ehre zu bedenken. (v. Hohnhorſt S. 90.)

Die Aeußerung, daß er das gerichtliche Verfahren nicht kenne, iſt weiter nichts als ein Verſuch, ſeine Unwahrheiten in ein milderes Licht zu ſtellen. Es bedarf keiner poſitiven juriſtiſchen Kenntniſſe, um zu wiſſen: ob man lügen dürfe oder nicht, und das Ehrgefühl eines Jeden reicht hin, dieſe Fragen zu beantworten, wie denn auch wirklich Sand in der eben mitgetheilten Erklärung ſich auf ſein Ehrgefühl beruft. — So kann es alſo auch wieder nur auf einer Selbſttäuſchung und freiwilligen Verblendung beruhen, wenn Sand den Richter allein zu ſprechen wünſchte, um von ihm zu erfahren, ob er ihm wohl die Wahrheit in gewiſſen Fällen verbergen dürfe? Er ſchämte ſich, — darin liegt die Erklärung dieſes ſeltſamen Schrittes, — zu lügen, und wollte ſeinen heroiſchen Charakter gerne dem Inquirenten gegenüber retten, daher auch jene eben erwähnte declamatoriſche Reue über ſeine unwahren Angaben, ohne Entſchluß der Beſſerung. Wäre es ihm wirklich ernſthaft um Rechtsbelehrung zu thun geweſen, ſo hätte er nothwendig alles weitere Lügen ein-

ſtellen müſſen, als ihm bedeutet wurde, daß dergleichen im heutigen Proceſſe rechtlich nicht geſtattet ſey, aber v. Hohnhorſt (S. 91.) bemerkt, daß aller guter Rath in dieſer Hinſicht ſchlechterdings nicht habe anſchlagen wollen, und daß Sand ſein einmal angenommenes Syſtem durchaus nicht aufgegeben habe.

Auch ſeine politiſchen Anſichten wirkten auf ſein Benehmen während des Proceſſes bedeutend ein, und veranlaßten ihn, freilich erſt nach geſchloſſener Unterſuchung, ſeine Richter, zugleich mit der geſammten in allen deutſchen Ländern beſtehenden rechtlichen Ordnung zu perhorresciren. Das betreffende Actenſtück iſt zu merkwürdig und charakteriſtiſch für die Perſönlichkeit des Inquiſiten, als daß wir es hier nicht mittheilen ſollten; es bildet zugleich eine Ergänzung zu dem was wir oben über die politiſche Richtung ſagten, welche Sand genommen hatte. Es lautet wie folgt: (v. Hohnhorſt S. 217 u. ff.)

Protocoll vom 12ten Februar 1820.

„Inquiſit dictando: Als junger Deutſcher und Bekenner Chriſti erhebe er ſich auf zu Gott und ſchaue ſein Gebot, und wolle es lieben. Er fühle ſeinen göttlichen Willen, und wolle in Ewigkeit keinen Theil haben an dem Böſen und Schlechten. Darauf ſchwöre er. Das iſt die Wahrheit!“

„Daher liebe er die Freiheit als eben dieſes Leben bloß um Gottes und des Guten willen, als die rechte Erhebung über die Sinnlichkeit und als die ſelbſtſtändige Entwickelung aller menſchlichen Kraft, unter dem Schutze der Gleichheitsrechte aller in der Geſellſchaft. Daher liebe er

die Einheit ſeines deutſchen Volks, als die rechte Verbindung für den höchſten Zweck der Menſchheit, durch jene Liebe, wie ſie Gott von uns fordere. Er ſtrebe daher, in ſeinem deutſchen Volke Begeiſterung für alles Hohe und Edle, demüthige Ergebung in Gottes heiligen Willen, und überhaupt ein Leben voller Andacht und Würde zu befördern, und haſſe von Herzen alles, was dieſem Zwecke zuwider iſt. Darauf ſchwöre er. Das iſt die Wahrheit."

„Er liebe als Freunde alle die, ſo das Wohl ſeines Volks ernſtlich zu berathen bemüht und die bereit ſind, all das Ihrige zur Erreichung dieſes höchſten Zweckes dahin zu geben. Er haſſe dagegen als Feinde alle, die in ihrer Selbſtſucht oder in frevler Bosheit den Geiſt der Menſchheit niederzuhalten, und ihre Brüder zu unterdrücken ſuchen. Gegen einen dieſer Feinde habe er ſich mit eignem Arme gewendet, und ſomit ihm und allen ſeinen Gehülfen, namentlich jenen Uebertretern der Freiheit, den Krieg angetragen. Wer nicht mit ihm iſt, der iſt wider ihn."

„Auf dieſer Bahn ſey ihm das Gericht mit dem Stadtphyſicate entgegen gekommen, und habe ihn aufgenommen, ob Freund oder Feind? darüber könne ihm Niemand Rechenſchaft geben. Im tiefen Gefühle des Rechts und Unrechts, und wie er denn nichts mehr haſſe, als jenen ſelbſtherrſcheriſchen eigennützigen Pöbel, der waltſcheu durchaus kein Regiment und geſellſchaftliche Ordnung haben wolle, hätte er immer eine fromme Scheu vor dem gemeinſamen Gerichtsweſen, und es dünkte ihm immer, (ja wenn er ſelbſt menſchlicher Weiſe jedem Gerichte verfallen ſollte,) es dünkte ihm auch hier dieſer Act eine freudige Handlung, weil dadurch das Wohl der Menſchheit beſtehe;

auch jetzt habe er dieſe Geſinnung nicht aufgegeben. Aber in dieſer hochnothpeinlichen Zeit, wo der einzige freudige Ausweg der ſey, ſich unbedingt und feſt zu entſcheiden, habe auch er ſich entſchieden, und zwar ſo, daß er die ſich als Feinde gegenüber fand, in deren Namen alle Gerichte geübt werden."

„Soll nun überhaupt ein Gericht ſeiner erhabenen Idee entſprechen, ſo muß hier 1) eine Gerechtigkeitspflege nach dem volksthümlichen Geſetze, lediglich um des Guten an ſich willen, verwaltet werden. Mit einem Worte: die Juſtiz muß rein geſchieden ſeyn von der Verwaltung, und das Gericht muß ſowohl bei Unterſuchung als Urtheilsſpruch ſich durchaus frei wiſſen von allem Einſpruche der Machthaber, von allen Einflüſſen von Staatsmaximen und der Cabinets-Politik, und 2) muß das Gericht mit ehrenwerthen geſchickten Männern berathen ſeyn, mit rechtſchaffenen Rechtsgelehrten, die ihr Amt, die Unterſuchung und den Urtheilsſpruch lieber niederlegen, als dem über ſie Macht Habenden irgend einen Eingriff zu verſtatten. — Von Erſterm könne er ſich in den über alles jammervollen Verhältniſſen dieſer Tage durchaus nicht überzeugen. Rückſichtlich des Zweiten ſey Achtung und Vertrauen zu ſeinen Richtern in ihm, ſeit er ſie kennen gelernt, mit fortſchreitender Unterſuchung gewachſen, daher in dieſem ſeinem unſeligen Zuſtande der Grund ſeines Schwankens. Sollte nun die tiefe Ehrfurcht vor dem Gerichtsweſen auch in dieſen Verhältniſſen ihn wiederum durchdringen, und ihn zum ſtrengen pflichttreuen Gehorſam beſtimmen, ſolle er das Gericht als wirklich hoch über ihm ſtehend, als den wahrhaftigen Wägepunct in der Wage der Gerechtigkeit,

deſſen Schwere niemals in die Wagſchaale hinabtrifft, mit frommer Scheu verehren, ſo müſſe er ſich überzeugen können, daß hier durchaus keine Abhängigkeit des Gerichts vom deutſchen Fürſtenbunde und ſeinen Congreſſen ſtatt finde, weil er dieſem für die Freiheit ſeines Volkes ſich entgegengeſtellt habe, und daß durchaus keiner Staats-Maxime Gehör gegeben werde, oder er müßte nicht wiſſen, daß ſein Verbrechen einzig (!) darin beſtehe, daß er den jetzt Gewalthabenden als Einzeluer, ohne ſich mit ihrer überſchwenglichen Macht meſſen zu können, entgegengetreten ſey. — Wer ihn aber damit kurz abfertigen wolle, daß er ihn (!!) in die Reihe gemeiner Verbrecher werfe, die ſich durchaus nie für anklagungswerth und ſtrafwürdig halten wollen, und die durch ihre Selbſtſucht und einbekannte Lieblosigkeit zur Menſchheit, allen Schein eines innigen Begehrens nach wahrer Gerechtigkeit wirklich verloren haben, von dem verlange er eben Beweis, ja weiter nichts als die Angabe eines einzigen gültigen Vergleichungsgrundes, den er mit jenen gemein habe."

„Nein, der Anſchein der Pflege der ewigen Gerechtigkeit iſt hier zu nichte; dagegen tritt mit aller ſeiner Macht und mit voller Gültigkeit gegen ihn das Kriegsrecht, das Recht des Stärkern ein, dem er ſich ja auch als offenkundiger Feind, da er gefangen, in Allem geduldig unterwerfe, und von dem er ſelbſt einſehe, ja ſogar geſtehe, daß es gegen ihn, da er als Einzeluer, ohne alle Unterſtützung es nur durchführen zu können, die alte Ordnung angegriffen habe, nothwendige Maaßregel ſey. Alſo alle Maximen der Politik erkenne er ſelbſt gegen ſich als erlaubt, aber nur müſſe ihn Niemand dadurch zum Thoren machen

wollen, daß er dieſe Verfahrungsweiſe mit der wahrhaftigen öffentlichen Gerechtigkeitspflege geradezu verwechſelnd, von ihm dieſelbe, um der eigenen Seligkeit willen unbeſtechliche Pflichttreue fördere, die nur von einem Gerichte, das das geſammte Volk vorſtellt, und in ſeinem Namen Gerechtigkeit handhabt, billig gefordert werden kann.

(Hier endigte Inquiſit mit der Bitte die Fortſetzung auf einen andern Tag zu verſchieben, und dictirte nach einigen Tagen eine unverſtändige Diatribe gegen die regierenden deutſchen Fürſten zu Protokoll.)

Aus dieſen hier mitgetheilten Thatſachen und Aeußerungen Sand's läßt ſich mit Sicherheit beurtheilen, ob der Inquiſit geneigt geweſen ſey, irgend etwas zu geſtehen, was nicht auf anderem Wege ſchon erwieſen war, und nicht mehr geläugnet werden konnte; und hiernach kehren wir zu der Frage zurück: **welches Reſultat die gegen ihn geführte Unterſuchung in Hinſicht der Ausmittelung ſeiner etwaigen Mitſchuldigen gehabt habe?**

Bei der Beantwortung derſelben müſſen verſchiedene Erörterungen völlig von einander geſondert werden, und nur, wenn dieß geſchieht, kann man die wahre Lage der Sache richtig durchſchauen.

1) Es fragt ſich nämlich zunächſt: ob Sand's That als von einer eigentlichen Verſchwörung beſchloſſen, und auf deren Auftrag und Geheiß durch ihn ausgeführt, anzuſehen ſey?

Sand hat dieß beharrlich in Abrede geſtellt. Schon in ſeinem erſten Verhöre beantwortete er, weil er die Sprache noch nicht wieder erlangt hatte, die Frage: ob

er in keinem Orden ſtehe? mit einer unwilligen verneinenden Bewegung des Kopfes, und erwiederte darauf, als er wieder ſprechen konnte, Folgendes:

„Er habe durchaus keine Verbindung mit andern Menſchen, die ihn zur That hätten beſtimmen können. Jeder Menſch habe die Kraft in ſich, das Wahre zu erkennen, und ſeine Erkenntniß zu vollziehen. Er vertraue in dieſer Hinſicht auf keinen andern Menſchen, ſondern nur darauf, ob die Sache in ſich ſo begründet ſey, daß er ſie als wahr anerkenne, und jeder Einzelne müſſe durch ſich zur That getrieben werden."

„Er gehöre durchaus zu keinem Orden, und ſey eben ſo wenig ein Freund der Orden. Jede menſchliche Verbindung könne nicht anders als gut ſeyn; die Geſchichte lehre aber, daß alle Orden ausgeartet ſeyen, und daß ſie zuletzt als leere Form ein Spiel eines jeden einzelnen Machthabers wurden. Jede Ordensverbindung hebe die freie Selbſtſtändigkeit des Einzelnen auf, ſie ſey alſo jenen Grundſätzen durchaus zuwider. In einem Orden höre man auf, ſeiner eigenen Kraft zu vertrauen, und wolle ſolche durch eine äußere Form erſetzen; das ſey ebenfalls gegen ſeine Grundſätze."

Er erklärte ſich eben ſo entſchieden folgendergeſtalt gegen ſämmtliche ſogenannte geſchloſſene Geſellſchaften.

„Er könne getroſten Muthes vor Gott ausſagen, daß er in keiner geſchloſſenen Verbindung irgend einer Art, noch in irgend einem Orden jemals geweſen ſey. Einen einzigen Eid habe er ſeinem Könige und ſeinem Vaterlande geſchworen. Er habe auch keinem Menſchen und keiner Verbindung ein Verſprechen, geſchweige ein feſtes gethan,

ſondern ſey in allen ſeinen Geſinnungen, Gefühlen und Handlungen lediglich ein freies ſich ſelbſt beſtimmendes Weſen. Sich ſelbſt ſetze er Zwecke vor, und nach eigener Beſtimmung von Werth und Unwerth hätten ſie für ihn Gültigkeit. Sein Verhältniß zu ſeinen Mitmenſchen beruhe auf freier Liebe."

Den von ihm gebrauchten Ausdruck: „geſchloſſene Geſellſchaften" erklärte er folgender Geſtalt:

„Unter einer geſchloſſenen Verbindung verſtehe er jeden Verein der Art von Menſchen, wo der Einzelne nicht mehr allein das thue, was er für ſich ſelbſt als wahr anerkannt habe, und was zu ſeiner Ueberzeugung geworden ſey, ſondern wo es auch möglich wäre, daß er im Gehorſam irgend einer übernommenen Form auch den Willen eines andern Mitgliedes des Vereins ausführen könne oder müſſe, und wo wechſelſeitig beſtimmte Rechte und Pflichten übernommen würden."

Als er ſich einmal dem Tode nahe glaubte, verlangte er ein Verhör und erklärte nochmals:

„Er ſtehe in keiner Verbindung zu irgend einem beſtimmten Zwecke für That und Handlung geſchloſſen, ſondern lebe frei ſeiner Ueberzeugung und ſeiner Bildung. Er haſſe dieſes Verbindungsweſen, weil darin das friſche Leben, die Liebe, die Aufrichtigkeit, die Kraft des Einzelnen, und die rechte Lebenstreue unter Formen erdrückt würden. Er habe bloß in einem menſchlichen Umgange mit Andern geſtanden, darüber wolle er, vor ſeinem Abtritte aus dieſer Welt, noch Zeugniß vor dem allwaltenden Gott ablegen."

Unterſtützt werden dieſe Betheuerungen durch das

Zeugniß eines gewiſſen K. aus Darmſtadt, welcher angiebt: „Sand habe ihm bei ſeiner Durchreiſe eröffnet, daß nächſtens ein gewiſſer Dr. Köſter ein Buch herausgeben werde, worin derſelbe merkwürdige Aufſchlüſſe über Verbindungen und Bundesſachen, die ſchon in älterer Zeit exiſtirt hätten, bekannt machen werde. Dieſes habe ihn veranlaßt, Sand zu befragen, ob er in einem Bunde ſey? Er habe darauf geantwortet, daß er in keinem Bunde wäre, daß gewiß kein ſolcher exiſtire, welches er mit Gewißheit verſichern könne, indem er ſich in dergleichen Studentenſachen genugſam herumgetrieben habe. Er hätte ſich ſehr ſtark gegen jeden Bund geäußert, und bemerkt, daß ſolche Verbindungen das Grab für jedes Handeln ſeyen, indem man, ohne den Bund zu fragen, nicht für ſich handeln könne, und durch jedes Handeln Gefahr liefe, den Bund zu verrathen.“

Wir nehmen, wie oben bereits bemerkt, keinen Anſtand, zu glauben, daß Sand diesmal wirklich die Wahrheit geſprochen, daß ein ſolcher Bund damals in Jena gar nicht exiſtirt und daß der Entſchluß zu Kotzebue's Ermordung ſich, unabhängig von jeder Verabredung mit Andern, allein in Sand's Seele gebildet habe.

2) Dagegen iſt es unumſtößlich gewiß, und durch die früher mitgetheilten Notizen über Sand's Leben vollſtändig erwieſen, daß ſeine That aus einer geiſtigen Richtung hervorgegangen, welche damals, vornämlich auf den deutſchen Univerſitäten, weit verbreitet und in einem nicht eben engen Kreiſe herrſchend war. Daß Alle, welche derſelben mehr oder minder folgten, eben ſo entſchieden wie Sand geweſen ſeyen, daß Alle, wie er, den

Meuchelmord, zur Verwirklichung ihrer politiſchen Plane für erlaubt und löblich angeſehen hätten, ſoll durchaus nicht behauptet werden, wohl aber, daß ſehr Viele von eben denſelben Prämiſſen ausgingen wie Sand, und daß dieſer, von dieſer geiſtigen Strömung ohne Rückhalt und Widerſtreben mit fortgeriſſen, ſich nur in ihr, wie auch aus ſeiner oben geſchilderten Thätigkeit für die Burſchenſchaft erhellt, als in ſeinem eigentlichen Lebenselemente bewegt habe. Auch iſt es eine ganz andere Frage, wo jene falſchen politiſchen Grundſätze herrühren, und wir erlauben uns dabei die Bemerkung: daß es eine unrichtige Vorſtellung iſt, wenn man glaubt, daß ſie in gewiſſen einzelnen Perſonen und deren böſem Willen ihre Quelle und ihren eigentlichen Sitz hatten, dergeſtalt, daß mit dieſen das Uebel ſelbſt beſeitigt ſey. Allerdings können einzelne Individuen als die Coryphäen und Repräſentanten einer geiſtigen Richtung erſcheinen, auch zu ihrer Ausbreitung und Herrſchaft Vieles beitragen, die Quellen der irrigen Meinung ſelbſt aber liegen tiefer, die Individuen erſcheinen nur durch ſie bewegt und mit fortgeriſſen, und was uns bei einer irrigen, plötzlich hervortretenden geiſtigen Richtung das Werk des böſen Willens einzelner Perſonen zu ſeyn bedünkt, iſt meiſtentheils ein Produkt einer langen Verkettung von Umſtänden, Begebenheiten und unzähligen geſchichtlichen Vorausſetzungen, die unabhängig ſind von den individuellen menſchlichen Plänen und Beſtrebungen. So kann auch dieſe revolutionaire Bewegung zuvörderſt nicht ſorgfältig genug von einer bloßen Unzufriedenheit mit einzelnen Perſonen oder Einrichtungen unterſchieden werden, wie ſie zu allen Zeiten und unter allen Umſtänden vorge-

kommen iſt und vorkommen wird. Sie ſtammt vielmehr aus tiefer liegenden Quellen, und war ein nothwendiges Produkt jener irrigen Vorſtellungen auf dem religiöſen Gebiete, kraft welcher die menſchliche Ichheit an die Spitze geſtellt, und die alleinige individuelle Vernunft für das Geſetz des freien Menſchen erklärt wird. War dieß auf dieſem Gebiete geſchehen, wie konnte die nahe liegende Nutzanwendung innerhalb der Sphäre des Rechts und der Politik ausbleiben! Wie konnte man, wenn hier nichts von Gott Gegebenes mehr ſtatuirt wurde, noch eine Regentengewalt „von Gottes Gnaden" anerkennen! Wie konnte überhaupt noch das Syſtem des chriſtlich-germaniſchen Staatsrechts ſeine Gültigkeit in den Gemüthern der Menſchen behaupten, welches ſich an Gott anſchließt, als an den höchſten und letzten Grund aller Ordnung und rechtlichen Gewalt auf Erden! Grade dieſe Idee wurde und wird daher, entweder zum offenbaren Unſinn verzerrt,*)

*) Allerdings iſt nur das Amt des Regenten eine göttliche Inſtitution, welches der Einzelne, der es bekleidet, möglicherweiſe auch auf eine unrechtmäßige Weiſe, wenn gleich durch göttliche Zulaſſung, erworben haben kann. Nicht jeder Regent iſt alſo als unmittelbar von Gott eingeſetzt zu betrachten, ſondern der Sinn jenes Ausdrucks iſt zunächſt nur der, daß der Regent ſeine Herrſchaft wie jeder Andere jedes andere freie Recht oder Eigenthum beſitzt. Er iſt nicht der Beamte des Volks, und nicht ſeinen Unterthanen juriſtiſch verantwortlich, wohl aber dem Geſetze und gerechten Gericht Gottes unterworfen; umgekehrt aber iſt er auch ſeinen Unterthanen gegenüber nicht der unumſchränkte, nur ſeiner Willkühr unterworfene Herr ihres Leibes und Gutes, ſondern iſt deren gutes Recht wie ſie das ſeinige auch zu reſpektiren verpflichtet. Es wäre ein Frevel und ein Unſinn, wenn man, wie dieß von den Stuarts nach der Glaubenstrennung in England geſchehen iſt, den göttlichen Willen und den des Regenten identifiziren, dem letztern gegenüber kein Recht und keine Freiheit anerkennen, und den Unterthanen nur das Erbtheil des paſſiven Gehorſams überlaſſen wollte, ohne zugleich ihres Rechtes und der Pflichten des Regenten Erwähnung zu thun.

oder offen und ungeſcheut häufig ſelbſt unter dem Vorwande beſtritten, daß die von der Schule beliebte Trennung der Wiſſenſchaften, eine Beziehung auf Gott in der Rechtswiſſenſchaft nicht geſtatte. Nicht von Gott komme die Gewalt, ſo lautet die entgegengeſetzte Lehre, ſondern aus des Menſchen Vernunft, und zwar, weil hier augenfällig die Berufung auf die Vernunft des Einzelnen nicht genügt, aus dem vereinigten Willen aller Einzelnen, von untern herauf. In dieſem Aggregate des Willens und der Intelligenz aller Einzelnen liege allein die Quelle alles Rechts und aller Gewalt,*) und nur aus einer Uebertragung von Seiten dieſer unveräußerlichen Majeſtät des Volkes, könne und dürfe man den Urſprung der Regierungsgewalt der Fürſten rechtlich ableiten. Dieſes, in ſeinem Fundamente atheiſtiſche Syſtem iſt der natürliche Todfeind der chriſtlich-germaniſchen Begriffe von Recht und Staat, und der zur Zeit noch unentſchiedene Kampf auf Leben und Tod zwiſchen dieſen beiden geiſtigen Gewalten bildet die neuere Europäiſche Geſchichte. Liegt einmal dieſes Syſtem zum Grunde, ſo führt die natürliche Conſequenz unabweislich auf die Republik, und nur die ſchlaffe Inconſequenz begnügt ſich mit einer Mittelſtufe, oder es wird eine ſolche um der Schwachen willen, als das Ziel vorgeſpiegelt, auf welchem man ſtehen bleiben wolle. Es iſt alſo ein Irrthum, wenn man die Richtung der Freunde Sand's und ihrer Genoſſen für eine momentane Verirrung einiger wenigen, verſchrobenen, jungen Leute

*) Warum ſich, wie man gewöhnlich annimmt: die Minorität der Majorität zu unterwerfen habe, iſt, wenn man einmal die iſolirte Ichheit zur ſouveränen Potenz erhebt, ein unauflösbares Problem.

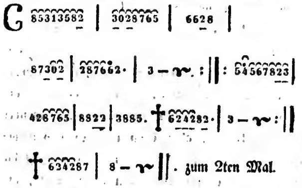
hält; ſie iſt im Gegentheil eine Erſcheinung, die mit geſchichtlicher Nothwendigkeit aus tiefen geiſtigen Motiven hervorgehen mußte und auf das genaueſte in den Zuſammenhang der Geſchichte unſerer Tage paßt. Aber eben ſo irrig wäre es, wenn man dieſe religiöſen und politiſchen Irrthümer als eine perſönliche Bosheit oder Schlechtigkeit, derer die ſie hegten, behandeln, oder die traurige Wahrheit verkennen wollte, daß während jener Periode auf den deutſchen Univerſitäten zuweilen die beſten Köpfe und die kräftigſten, edelſten, tiefſten Naturen, mehr oder weniger in den blendenden Zauberkreis jener Richtung hineingezogen wurden. Auch kann und darf es bei dieſer Gelegenheit nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, daß viele die damals als Jünglinge jenen falſchen Theorien huldigten, nachdem ſie einmal von ihrem Irrthume geheilt waren, die tüchtigſten und beſten Männer geworden ſind. Aber wären ſie von ihren Irrthümern geheilt, wenn jene Richtung die herrſchende geblieben wäre? Und hätte die Gewalt und Herrſchaft der ſchlechten Grundſätze nicht mit jedem Jahre zunehmen müſſen, wenn die Regierungen jene Maaßregeln nicht genommen hätten, die noch heut zu Tage von ſo Vielen mit eben ſo vieler Unbilligkeit als geringer Kenntniß der Verhältniſſe beurtheilt werden?

Erwägt man nun wie weit jene eben characteriſirte Richtung verbreitet war, ſo iſt es auch gewiß, daß Sand von allen Genoſſen ſeiner Meinung, mit denen er in Berührung kam, unzählige äußere Anregungen und Impulſe zu ſeinem Verbrechen empfing. Wer ihn aber vielleicht unwillkührlich beſonders angeregt, wer ihn, vielleicht unvorſätzlich, vornämlich gegen das Schlachtopfer ſeines Fana

tismus aufgehetzt, welche, vielleicht absichtslose, Aeußerungen ihn vorzugsweise auf der einmal eingeschlagenen Bahn weiter gebracht, hat, der Natur der Sache nach, schlechthin unerforscht bleiben müssen. Schreibt doch Sand's Mutter bei einer andern Gelegenheit sehr richtig, daß Niemand berechnen könne, wo ein unrecht gesprochenes Wort am Ende zu wirken aufhöre! Nur er allein hätte darüber Aufschluß geben können; aber dann wäre es auch nöthig gewesen, daß er den guten Willen, in dieser Hinsicht die Wahrheit zu sagen, eben so entschieden gehabt hätte, als das Gegentheil bei ihm statt fand; und er hätte eben so sehr ein treuer, wahrhafter und strenger Beobachter seiner selbst seyn müssen, als er in Eitelkeit und Kokketterie untergegangen war. Hier ist nur zu bemerken, daß Sand's Prozeß nicht darauf gerichtet werden konnte, jene eben bezeichnete geistige Richtung in ihrer Tiefe und Breite auszumessen, sondern daß dieses Geschäft, welches nach Lage der Sache ohne eine, an offenbare Connivenz grenzende Sorglosigkeit, nicht unterlassen werden konnte, andern Behörden und Untersuchungen überwiesen wurde. Nur ein anderes Vergehen mußte auch in Sand's Untersuchungen zur Sprache kommen, weil dieser dabei als Mitschuldiger erschien.

Im Jahre 1818 wurde ein kleines gedrucktes Lied, vor welchem, wie es schien, eine Chifferschrift stand, von unbekannter Hand durch Deutschland verbreitet. Es lautet wie folgt:

(Weiſe:) Dreißig oder drei und dreißig — gleichviel!



Menſchenmenge, große Menſchenwüſte,
Die umſonſt der Geiſtes-Frühling grüßte,
Reiße, krache endlich altes Eis!
Stürz' in ſtarken ſtolzen Meeresſtrudeln
Dich auf Knecht und Zwingherrn, die dich hudeln,
Sey ein Volk, ein Freiſtaat! werde heiß.
Bleibt im Freiheitskampf das Herz dir froſtig,
In der Scheide wird dein Schwert dann roſtig,
Männerwille, aller Schwerter Schwert;
Wird es gar im Fürſtenkampf geſchwungen,
Bald iſt es zerſchroten, bald zerſprungen;
Nur im Volkskampf blitzt es unverſehrt.
Thurmhoch auf des Bürgers und des Bauern
Nacken mögt ihr eure Zwingburg mauern,
Fürſtenmaurer, drei und dreimal zehn!
Babels Herrenthum und faule Weichheit
Bricht wie Blitz und Donner Freiheit, Gleichheit
Gottheit aus der Menſchheit Mutterwehn.

Die Unterſuchung, welche in Jena um den Verfaſſer auszumitteln angeſtellt wurde, war fruchtlos. Auch der

Umſtand daß ein ganzes Packet mit Exemplaren von dieſem Liede unter der Addreſſe des Herrn A — s in der H — ſchen Apotheke zu Boitzenburg ankam, und mit dem Poſtzeichen Cahla (bei Jena) bezeichnet war, führte zu keiner nähern Ermittelung.

Sand, unter deſſen Papieren ſich keine Exemplare dieſes Liedes vorgefunden, erklärte Anfangs während der Unterſuchung: „Er habe voriges Jahr dieſes Lied geſehen, kenne übrigens weder den Verfaſſer, noch könne er Aufſchluß geben über die Chifferſchrift. Er habe gehört, daß es in Weimar durch einen Muſikus herausgebracht worden, daß die Zahlen Noten bedeuteten, auch ſolle dieſer die Weiſe geſpielt haben.“

Durch ſpätere Ausſagen des zu Berlin verhafteten Dr. J. ward er aber ſelbſt beſchuldigt, dieſes Lied verbreitet zu haben. „Sand,“ ſagte dieſer aus, „habe bei ſeiner Anweſenheit in Berlin mit H. ihm einen Brief mit der Aeußerung übergeben, daß darin Exemplare des Liedes vorhanden wären, und ihn gebeten, die Adreſſe darauf zu ſchreiben, und ihn auf die Poſt zu beſorgen; welches auch geſchehen; der Brief ſey nach einem unbedeutenden Städtchen in Sachſen addreſſirt geweſen. Sand oder H. hätten ihm 20 — 30 Exemplare des Liedes übergeben.“

Es leuchtet von ſelbſt ein, daß wenn Sand dieſe Anſchuldigungen nicht einräumte, das ganze Gewicht derſelben mit verdoppelter Schwere auf den zurückfallen mußte, der ſie gemacht hatte, und Sand brachte damit wieder einen ſeiner nähern Freunde gefliſſentlich in große Verlegenheit, weil J., der ohnedieß ſchon als verdächtig verhaftet war, durch falſche Ausſagen über die Art und Weiſe, wie er

in den Beſitz jenes Liedes gekommen nur noch verdächtiger werden mußte. Umgekehrt konnte für Sand, der ſich ohnedieß ſchon für verloren halten mußte, kein erheblicher Nachtheil mehr daraus hervorgehen, wenn er die Wahrheit geſtand.

Aber nichts deſtoweniger war er gefühllos genug, auch auch hier wieder einen Freund zu opfern, — nicht ſowohl um ſich ſelbſt zu retten, als vielmehr im Intereſſe der revolutionären Umtriebe, und um zu verhüten, daß er, wenn er der Verbreitung dieſes Liedes ſchuldig befunden, genöthigt werde, den Verfaſſer zu nennen.

Er läugnete alſo die Wahrheit jener Angabe gänzlich. „J—," ſagte er, „möge es beweiſen; er habe ihm lediglich ein geſchriebenes Lied, deſſen Inhalt ſich auf das Reformationsfeſt bezogen, gegeben, um es einem Bekannten mitzutheilen, der es habe in Muſik ſetzen ſollen. Er wiſſe nicht, wo es hingekommen ſey."

Erſt im weitern Laufe der Unterſuchung erhielt die Unterſuchungs-Commiſſion Briefcouverte, von Sand's Hand überſchrieben, in denen jenes Lied eingeſchloſſen geweſen und verſandt war.

Dieſe erkannte Sand als von ſeiner Hand geſchrieben an, und als nunmehr die Unterſuchung mit mehrerer Wirkſamkeit fortgeſetzt wurde, ſchritt er am 8ten März 1820 zum Geſtändniſſe.

Auch hier verſuchte er jedoch wieder, auf eine ſophiſtiſche Weiſe den Vorwurf, daß er einen Freund unſchuldigerweiſe in eine peinliche Unterſuchung verwickelt habe zu entkräften und gewiſſermaßen noch für ſich eine Glorie des Edelmuths zu retten.

„Dieſes,“ ſagte er, „ſey das Letzte was ihm zur Laſt gelegt werden könnte. Er habe den wahren Verlauf der Sache nicht leichtſinnig hinterhalten,“ (dieß hatte auch Niemand behauptet,) „ſondern er habe die Verbreitung nicht als eine That angeſehen, die aus ſeinem Entſchluſſe hervorgegangen, weil er bloß (!!) Verbreiter des Liedes geweſen ſey, und es auch nicht als eine That, wozu er ſich allein hinſichtlich der Ermordung des v. K. bekannt habe, anſehen könne.“

„Dann habe ihn dieſer Punct in der letzten Zeit der Unterſuchung gequält, weil er den Dr. J., dem er ſo wohl wolle, deshalb habe leiden ſehen.“ (Warum zögerte er denn mit dem Geſtändniſſe, welches allein den Verdacht von J. entfernen konnte, ſo lange bis er mit Hülfe ſeiner eigenen Handſchrift der Lüge überwieſen war?) „Er habe aber die Aufklärung um deswillen vermieden, weil ihm der Verfaſſer unbekannt ſey, — und er daher habe befürchten müſſen, daß man ihm dieſe Angabe nicht glauben würde. — Der zweite Grund der Hinterhaltung beſtehe darin, daß ihm J. die Verbreitung nicht habe nachweiſen können,“ (alſo deshalb war er, Sand, berechtigt, denſelben einer Criminalunterſuchung Preis zu geben!) „und der dritte: nachdem durch höhere Fügung und durch die vortrefflich gekannten Mittel, ſich ſicher zu ſetzen, ſeine Verbreitung dieſes Liedes herausgekommen ſey, ſo gebe er dieſen Grund als den Hauptgrund dahin an: daß er nicht habe haben wollen, daß diejenigen, welche Urſache hätten, durch ihr Gewiſſen vor dieſem Zettel ſich zu fürchten, nicht

wiſſen ſollten, daß die Verbreitung von ihm herkomme, und mit ihm dieſe Furcht erſterbe.“ *)

Das Geſtändniß ſelbſt, wobei er aber auch wieder dem Inquirenten augenſcheinlich nicht die Wahrheit ſagte, lautet wie folgt:

„Er müſſe zugeben, daß er ſich der Verbreitung dieſes Liedes unterzogen habe. Er halte daſſelbe für etwas ſo Hohes, daß er es in ſeine Unterſuchung nicht habe verwickeln, und ihm dadurch einen Namen geben wollen. Er kenne den Verfaſſer nicht. Kurz vor ſeiner Abreiſe von Jena nach Berlin ſey er von Hauſe einige Stunden abweſend geweſen. Da er nach Hauſe gekommen, habe er auf dem Boden ſeines Zimmers etwa drei Packete Papier liegen ſehen; alle in Octavform und in Papier eingewickelt. Sie wären mit Bindfaden zugebunden geweſen, ohne Siegel und ohne Adreſſe. In einem dieſer Packete habe geſchrieben geſtanden: „zur Verbreitung.“ Der Inhalt wäre das mehrerwähnte Lied geweſen. — Sämmtliche Exemplare hätten ſchon die Octavform gehabt. Doch hätte er bei der Verſendung viel leeres Papier davon abſchneiden müſſen.“

Dieſe Erzählung iſt einem plump erfundenen Mährchen ſo ähnlich, daß ſchwerlich Jemand, der den Charakter des Inquiſiten aus dem Bisherigen kennen gelernt hat, in die Verſuchung kommen wird, ihm Glauben beizumeſſen. Form und Inhalt des Liedes verrathen eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit der, in den „freien Stimmen

---

*) Wenn dieſe Stelle in v. Hohnhorſt's Schrift Th. II. S. 116. richtig abgedruckt iſt, ſo hat dieſer dritte Grund gar keinen Sinn.

friſcher Jugend" (herausgegeben vom Dr. Follenius) enthaltenen Poeſie; die Gedanken dieſes Liedes waren in ſolchem Grade heimiſch in dem Kreiſe Sand's und ſeiner Freunde, die Erzählung, wie jene Packete ihm auf eine abenteuerliche Weiſe in die Stube gelegt worden, kehrt ſo häufig in den Geſtändniſſen aller Verbrecher wieder, die ſich im Beſitze verdächtiger Gegenſtände befinden, und der Inquiſit hat ſich über das Syſtem welches er bei ſeinen Auslaſſungen beobachtete ſchon ſo vollſtändig ausgeſprochen, daß wohl nicht leicht ein begründeter Zweifel darüber obwalten kann, daß er den Verfaſſer des Liedes wirklich gekannt, aber nicht habe nennen wollen. Höchſt wahrſcheinlich hat ein Anderer, der ſich ſelbſt nicht hat in Gefahr bringen wollen, ſich des beſchränkten, rückſichtsloſen, fanatiſchen und unbeſonnenen Jünglings als eines Werkzeuges zur ſichern Verbreitung dieſes Liedes bedient. *)

Sand geſteht weiter:

„Er habe nun das Lied geleſen und ſey tief von ſeiner Schönheit durchdrungen worden. Einige Tage hätte er die Packete aufbewahrt, und die Vortheile, auch die Nachtheile der Verbreitung des Liedes bei ſich erwogen, denn er würde ſich auf keinen Fall zu Verbreitung von Etwas beſtimmt haben, wenn er ſich nicht von der Zweckmäßigkeit deſſelben überzeugt halten würde."

„Vortheile habe er von der Verbreitung nur in ſofern erwartet, als die Gemüther der Gebildeten dadurch

*) Johannes Wit, genannt von Dörring, behauptet, daß der wahre Verfaſſer dieſes Liedes, der mit Sand eng befreundete Dr. Follenius, geweſen ſey. Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. Bd. I. S. 59.

zum eigenen Nachdenken aufgeregt würden. Für den gro⸗ßen Haufen habe er es für unverſtändlich und wirkungslos gehalten, denn es könne nur für die Geweihten, welche ſchon Gedanken, wie:

„Männerwille aller Schwerter Schwert"

und:

„Gottheit aus der Menſchheit Mutterwehn"

zu faſſen vermöchten, verſtändlich ſeyn. Unter den Nachtheilen habe er nur eigene gedacht, und habe ſich die Folgen der Verbreitung vorgeſtellt, und ſie willig übernommen; denn er habe wohl eingeſehen, welche Folgen unter den jetzigen Zeitumſtänden dieſe Verbreitung für ihn herbeiführen könne. Er habe ſich nun für die Verbreitung entſchloſſen und ſey zu dieſem Ende die Litteratur⸗ und andern Zeitungen durchgegangen, um daraus die Namen der Buchhandlungen und Perſonen auszuziehen, an welche er das Lied verſchicken könne."

„Dann habe er die Lieder in verſchiedene Papiergattungen eingepackt, und mit verſchiedenen Siegeln, mit Oblaten, Lack und Leim verſchloſſen. Dieſe verſchiedenen Formen habe er gebraucht, damit man deſto ſchwerer den Verbreiter entdecken könne. Deswegen habe er auch mehrfach ſeine Handſchrift zu verſtellen geſucht und außer ſeinem Familienwappen, drei weitere Siegel gebraucht." (Dieſe beſchreibt Inquiſit näher.)

„Von Jena aus habe er nur Packete abgeſchickt, in welche er dann die einzelnen Briefe abgeſchloſſen habe. Er könne aber durchaus nicht angeben, an wen dieſe Packete abgeſchickt worden, denn er habe ſie größtentheils an ganz unbekannte Perſonen verſendet. Er könne nur ſo viel

ſagen, daß er das Lied nach allen Richtungen Deutſchlands zu verbreiten geſucht und beſonders darauf geſehen habe, Niemand dadurch in Verlegenheit zu bringen. Dann ſey er in den letzten Tagen vor ſeiner Abreiſe nach Kahla gegangen, und habe dort eine Parthie Briefe oder Packete auf die Poſt gegeben. Eine andere Parthie Briefe habe er zu Apolda auf die Poſt befördert. Den größten Theil der Packete habe er auf der Reiſe nach Berlin an verſchiedenen Orten, wo er durchgekommen, auf die Poſt beſorgt."

Der Inquiſit verſicherte hierbei, daß er durchaus nicht mehr wiſſe, an welche Buchhandlungen oder andere Perſonen er dergleichen Packete geſchickt habe. Selbſt als ihm Briefcouverte, von ſeiner Hand überſchrieben, vorgelegt wurden, wollte er die Adreſſaten nicht kennen, und behauptete, ihre Namen aus der Litteraturzeitung entnommen zu haben. — Dagegen räumte er ein, in einige jener Packete geſchrieben zu haben: „zur Verbreitung," welches ſich auch beſtätigt fand; „er habe," ſagt er ferner, „aus eigenen Mitteln das Porto bezahlt, und behauptete, daß er nicht wiſſe, ob dieſes Lied auch von andern Perſonen außer ihm verſchickt ſey. Dem Dr. J., in Berlin, habe er 30 — 50 Stück dieſes Liedes unter das Deckbett zu den Füßen geſteckt, ohne daß es Jemand bemerkt hätte."

In einem ſpätern Verhöre gab er noch an: „Die Ueberſchrift des Liedes: „Dreißig oder drei und dreißig," habe er ſich ſo erklärt, daß die drei und dreißig Fürſten, welche wir haben, eben ſo gegen uns handeln, als die dreißig Tyrannen von Athen."

Ferner auf die Vorhaltung:

„das Lied fordere das deutſche Volk zum Aufſtande gegen Fürſten und Verfaſſung auf; er habe ſich daher durch die Verbreitung deſſelben des Hochverraths ſchuldig gemacht;“

erwiederte der Inquiſit:

„Er habe zwar im Zuſammenleben von ſolchen juriſtiſchen Beſtimmungen gehört, aber er habe ſich nicht näher darum erkundigt, und wo er etwas unternommen habe für die Idee, ſo habe er ſich nicht darum bekümmert, welchen Namen die That erhalten werde, und noch viel weniger, ob mehr oder weniger Strafe darauf geſetzt ſey;“

und als er endlich befragt wurde:

„wie er ſich gegen die Zuerkennung der Strafe zu vertheidigen vermöge?“

äußerte er:

„Er wolle ſich gar nicht vertheidigen, er ſehe auch nicht ein, wie er ſich vertheidigen könne, da er ſchon angegeben, daß er die Verbreitung des Liedes mit voller Ueberlegung vorgenommen habe.“

3) Wenn Sand's That, wie oben nachgewieſen iſt, nicht aus einer Verabredung und Verbindung, wenn gleich aus einer gemeinſchaftlichen geiſtigen Richtung vieler Gleichgeſinnten hervorgegangen iſt, ſo bleibt immer noch die Frage übrig: ob er nicht wenigſtens Mitwiſſer gehabt, als welche mithin wegen abſichtlicher Nichtverhinderung der Mordthat ſtrafbar ſeyn würden.

Unter den desfallſigen Anzeigen iſt zuvörderſt die nachfolgende zu beſeitigen:

Am 28ſten April 1819 (mithin länger als einen Mo-

nat nach der Ermordung Kotzebue's) entdeckte der Hofmeiſter P., aus Frankfurt, an dem linken Thürpfoſten der Eingangsthüre zum Thurme des Melibocus bei Darmſtadt, vier und einen halben Fuß über der Thürſchwelle, folgende mit Bleiſtift geſchriebene Worte:

„Sand Stud. Theol. aus Erlangen am 20sten März 1819.

(Decretum est.)

K . . . — sterbe.“ —

Sand, welcher anfangs ausgeſagt, daß er auf dem Melibocus geweſen ſey, ſpäterhin aber dieſe Angabe widerrufen, auf jeden Fall ſich aber am 20. März in oder bei Darmſtadt aufgehalten hatte, ließ ſich über dieſe Inſchrift folgendermaßen aus:

„Ihm ſey von dieſer Inſchrift überall nichts bekannt. Es thue ihm Leid, wenn man ihn in Verdacht ziehe, dieſes geſchrieben zu haben, denn es wäre ſehr unklug geweſen, wenn er ſein Vorhaben vier Tage zuvor hätte proclamiren wollen.“ (Er hatte es in den zu Jena hinterlaſſenen und an die Zeitungsſchreiber abgeſchickten Briefen vierzehn Tage zuvor proclamirt). „Für einen Studenten aus Erlangen, wie dort geſchrieben ſtehe, habe er ſich nie ausgegeben. Die ſpöttiſche Art dieſer Inſchrift liege weder in ſeinem Weſen, noch in ſeiner Handlungsweiſe.“ (Allerdings paßt dieſe ironiſche Kürze, eben ſo wenig wie der Styl des Decrets, zu ſeinem ſonſtigen Weſen). „Wäre dieſelbe ſo alt, als ſie laute, ſo glaube er, daß ſie ſchon früher geleſen ſeyn müßte.“

Es wurde dieſelbe diplomatiſch genau abgezeichnet und nach Mannheim geſchickt; ſie ſtimmte mit Sands Handſchrift nicht genau überein. — Eben ſo wenig ergab ſich ein Verdachtsgrund, daß jene Worte von einem von Sand's Bekannten herrührten, und es iſt das Wahrſcheinlichſte, daß irgend Jemand, nachdem die That geſchehen, ſich den unpaſſenden Scherz gemacht habe, dieſelben dort anzuſchreiben.

Ob aber überhaupt einer ſeiner Freunde um die That gewußt, oder dieſelbe geahnet, iſt weder durch einen directen Beweis feſtgeſtellt, noch ſind in dieſer Hinſicht ſolche Anzeigen ermittelt, die mit Sicherheit einen Schluß auf dieſen Umſtand erlaubten.

Soviel geht freilich aus Sand's Schreiben an ſeine „Freunde deutſchen Sinnes" hervor, daß der geſammte Kreis ſeiner nähern Freunde durchaus nichts von ſeinem Entſchluſſe gewußt habe, — da ſich aus der Faſſung dieſes Schreibens ergiebt, daß hierdurch den Freunden Sand's die erſte Nachricht von ſeinem Plane werden ſollte. — Auch haben wir oben verſucht nachzuweiſen, wie dieſes Geheimhalten bis zum Momente der That ganz in Sand's Charakter gelegen habe.

Aber wenn auch dem Kreiſe der Freunde Sand's keine Mitwiſſenſchaft zugeſchrieben werden kann, ſo iſt damit noch nicht die letzte hierher gehörende Frage beantwortet: ob nicht der eine oder andere von ſeinen nächſten Freunden eine nähere Kenntniß von ſeinem Vorhaben gehabt habe, ſey es durch eine Mittheilung Sand's kurz vor ſeiner Abreiſe, ſey es durch eigene Vermuthungen.

Bewieſen iſt auch dies, nach der v. Hohnhorſt

mitgetheilten actenmäßigen Ueberſicht der gegen Sand geführten Unterſuchung, keinesweges. Aber eben ſo wenig dürfte ſich mit apodiktiſcher Beſtimmtheit das Gegentheil behaupten laſſen, und wir beſchränken uns hier darauf, die nachfolgenden, hierher gehörenden Momente herauszuheben.

Sand hatte, nach ſeiner Angabe, 9 Louisd'or von Jena mit ſich genommen, wovon 5 noch bei ihm vorgefunden wurden. Da er nun ſeit dem December 1818 kein Geld von Hauſe empfangen hatte, ſein Wechſel überdies auch unbeträchtlich war, ſo mußte er nothwendig ſein Reiſegeld von Jemand geliehen haben. —

Ein Darlehn an einen nicht ſonderlich bemittelten Studenten, der eben eine Reiſe in die Heimath antreten will, iſt an ſich etwas durchaus Unverfängliches, und konnte eben ſowohl, ohne Nachtheil für den Darleiher, von Sand eingeſtanden, als von jenem eingeräumt werden.

Wenn alſo dieſer Umſtand überhaupt in irgend einer Art einen Verdachtsgrund abgiebt, ſo liegt die Urſache davon lediglich in dem ſchon oben geſchilderten Benehmen Sand's, welcher es ſich, wie v. Hohnhorſt S. 41. ſagt, angelegen ſeyn ließ, in dieſem Punkte den Richter recht planmäßig zu täuſchen.

Zuerſt behauptete er nämlich, das Geld von ſeinem Wechſel ſich erſpart zu haben; er habe zu dieſem Ende in der letzten Zeit in Jena ſeine Bedürfniſſe nicht mehr baar bezahlt, ſondern auf Credit genommen. — Dies wurde aber durch die Ausſage von Sand's Vater widerlegt, der ihm ſeit dem December 1818 kein Geld mehr geſchickt, und den er wenige Tage vor ſeiner Abreiſe um Geld gebeten hatte, weil er ganz ohne ſolches ſey.

Darauf behauptete Sand, er habe dieſes Geld ohne Wiſſen des Vaters von ſeinen Verwandten erhalten, „ſeinem Vater habe er wohl ſchreiben können, daß er kein Geld gehabt, weil das, was er noch beſeſſen, unangreifbar beſtimmt geweſen.“ — Aber auch dieſen Umſtand läugnete ſeine Mutter und ſein Schwager gänzlich ab, und nun erklärte er: „er werde nicht angeben, von wem er das Geld empfangen, denn die an ſich ganz unſchuldigen Menſchen würden ſonſt für ihre Liebe gegen ihn einer Schuld betheiligt werden, die aus ihm allein hervorgegangen ſey.“

Mit dieſem angeblichen Zwecke ſeiner Weigerung, die Darleiher ſeines Reiſegeldes zu nennen, ſteht es aber im Widerſpruche, daß Sand einestheils wirklich den einen derſelben, von dem er in Darmſtadt 6 Louisd'or geliehen hatte, angab, andrerſeits aber, wie oben angeführt, ſeinen beſten Freund A — s, von dem er das Geld, wie er ſpäter geſtehen mußte, nicht geliehen hatte, dennoch fälſchlicherweiſe nannte. — Die nothwendige Folgerung hieraus kann keine andere ſeyn, als daß er beſondere Gründe gehabt haben müſſe, den Dr. F — s, (denn dieſer war es, wie er ſpäter geſtehen mußte, von dem er acht Tage vor ſeiner Abreiſe von Jena 20 Thaler geliehen hatte) nicht zu nennen. — Ob dieſes hartnäckige Leugnen dadurch genugſam motivirt ſey: „daß er denſelben, als angehenden Privatdocenten, nicht habe in Verlegenheit bringen wollen,“ dürfte, an und für ſich betrachtet, wohl zu bezweifeln ſeyn. Jedoch darf man auf der andern Seite auch wieder nicht überſehen, daß eine Folgerung aus unzureichenden Gründen bei Sand durchaus nicht zu den un-

möglichen oder ungewöhnlichen Dingen gehörte, und daß es demnach nicht unmöglich, (wenn gleich unwahrſcheinlich) iſt, daß er wirklich bloß um jenes Grundes willen den Verdacht vom Dr. F — s ablenken wollte.

Daß er dieſem am Abend vor ſeiner Abreiſe ein Packet mit Briefen übergeben haben will, iſt oben bereits erwähnt, ſo wie, daß der Dr. F — s dieſes in Abrede ſtellte. —

Um dieſe Widerſprüche zu heben, erbot ſich der Letztere zu einer Confrontation mit Sand, und er ſowohl als der Student A — s trafen im September 1819, zugleich mit den beiden Großherzoglich-Sächſiſchen Commiſſarien, in Mannheim ein. —

Die Confrontation wurde am 21ſten deſſelben Monats vorgenommen. Sand wiederholte ſeine früheren Ausſagen dem F — s gegenüber noch einmal; namentlich hielt er demſelben vor, daß er ihm am Abende vor ſeiner Abreiſe ein verſiegeltes Packet ohne Aufſchrift in die Hand gegeben, und ihn gebeten habe, ſolches dem A — s zu übergeben, wenn er zu ihm komme.

„F — s, ſo heißt es in v. Hohnhorſt's Schrift S. 211., wollte ſich alles deſſen nicht erinnern, ohne doch geradezu zu widerſprechen; er verlangte nähere Umſtände*), und wolle dann ſeine Ueberzeugung, ſo wie ſie ſich in ſei-

*) Was hiervon zu halten ſey, — wird jeder Inquirent von Fach ohne unſer Bemerkeu einſehen. Allerdings wurden Widerſprüche zwiſchen F — s und Sand auf dieſe Art am beſten gehoben und reſp. vermieden, wenn der Erſtere ſich von Sand ſelbſt erzählen ließ, wie viel er geſtanden habe.

ner Erinnerung darſtelle, redlich ausſprechen, falls ihm dadurch die Sache erinnerlich werde:

„Er berief ſich auf ſein ſchwaches Gedächtniß, und meinte, daß, wenn ihm Sand das Packet auf die Art übergeben habe (nämlich als etwas Gleichgültiges und gleichſam im Scherze), ſo ſey es begreiflich, daß er keinen Werth auf den Vorgang gelegt habe.“

„Inquiſit wiederholte darauf ſeine Erzählung im Zuſammenhange dem Dr. F — s in's Geſicht.“

Dieſer erwiederte: „Er traue Sand's Wahrheitsgefühle mehr, als ſeinem ſchwachen Gedächtniſſe. Er glaube daher vielmehr, daß es ſo geſchehen ſey, wie Sand behaupte, als daß es nicht geſchehen ſey, und werde hierin um ſo mehr beſtärkt, als Sand in der Unterſuchung behauptet habe, daß er keine Theilnehmer oder Mitwiſſer ſeiner That habe *). Er müſſe alſo annehmen, daß Sand um ſo treuer dieſe Umſtände angegeben, als er ohnehin in freundſchaftlichen Verhältniſſen mit ihm geſtanden.“

Eben ſo vorſichtig war F — s in ſeinen Auslaſſungen über das Gelddarlehn; er läugnete es nicht ganz ab, ungeachtet er ſich nicht genau darauf beſinnen wollte. (v. Hohnhorſt S. 212). „Er erinnere ſich,“ ſagte er, „dem Sand auf deſſen Zimmer eine Rolle mit Kopfſtücken gegeben zu haben.“

Daß mithin durch dieſe Confrontation das wahre Verhältniß zwiſchen F — s und Sand nicht aufgeklärt werden konnte, verſteht ſich von ſelbſt.

---

*) Vergl. die vorige Note.

Sand wurde ordnungsmäßig von ſeinem, von Amtswegen beſtellten Defenſor, Lic. Rüttger, vertheidigt, der die desfalſige Schrift am 10ten Febr. 1820 und einen Nachtrag dazu am 16ten Febr. deſſelben Jahres einreichte, als zu welchem letztern ihm von dem Bruder des Inquiſiten, dem Appellations-Gerichts-Advocaten Sand, Materialien geliefert waren. —

Wir kommen auf den Inhalt dieſer beiden Schriften und die eigenen Vertheidigungsgründe Sand's weiter unten bei der Beurtheilung des Falles zurück. Hier iſt nur noch, als zur Charakterſchilderung des Inquiſiten gehörig, zu bemerken, daß er im Schlußverhöre bat: „durch die Landeszeitung bekannt zu machen, ob nicht jemand ſeine Vertheidigung übernehmrn wolle.“ So wenig kannte er alſo daſſelbe Gerichtsweſen, welches er, wie ſich aus ſeiner oben mitgetheilten Proteſtation ergiebt, als ungerecht und despotiſch haßte und perhorrescirte!

Nach der im Großherzogthum Baden beſtehenden Gerichtsverfaſſung erſtatten die Hofgerichte in Criminalſachen, wenn die geſetzliche Strafe mehr als zehnjähriges Zuchthaus beträgt, nur ein Gutachten an das Oberhofgericht, und dieſes ſpricht das Urtheil. Vermöge dieſer Einrichtung ward nun im Hofgerichte des Niederrheins am 11ten April 1820 über dieſen Fall abgeſtimmt, nachdem das Großherzoglich-Badenſche Staatsminiſterium unter dem 6ten Januar verordnet hatte, daß dabei jeder einzelne Votant mit eigenen Worten zu Protocoll abſtimmen ſolle.

Sämmtliche Stimmen gingen auf die Enthauptung durch das Schwert, (nach Badiſchem Parti-

cularrechte, die ordentliche Strafe des Mordes).* In Hinſicht der Frage aber: ob ein Antrag auf Begnadigung an den Landesherrn zu machen ſey, trat folgender Diſſenſus unter den zwölf Votanten ein. Fünf derſelben übergingen einen ſolchen Antrag ſtillſchweigend, zwei wollten die Beurtheilung, ob derſelbe zu machen ſey, dem Oberhofgerichte, als dem urtheilenden Richter, überlaſſen; drei andere erklärten ſich geradezu dagegen; die zwei übrigen endlich waren der Anſicht, daß Gründe vorhanden ſeyen, kraft deren die Todesſtrafe im Wege der Gnade umgangen werden könne.

Am 12ten April wurden die Acten dem Oberhofgerichte zur Schöpfung eines Urtheils eingeſchickt, und die Abſtimmung erfolgte hier unter dem fünften Mai deſſelben Jahres. — Sämmtliche dreizehn Votanten ſtimmten für die Strafe des Schwertes ohne Schärfung, für einen directen Antrag auf Begnadigung an den Landesherrn erklärte ſich keine Stimme.

Demnach erging alſo unter demſelben Dato folgendes

Urtheil

(v. Hohnhorſt Th. II. S. 178.)

„In Unterſuchungsſachen ꝛc. wird auf amtspflichtiges Verhör, eingebrachter Vertheidigung, erhobenes Gutachten des Hofgerichts zu Manuheim und weiterer Rechtsberathung am Oberhofgerichte, von dieſem zu Recht erkannt:

„Daß Inquiſit, C. L. Sand, aus Wunſiedel, des an dem kaiſerlich-ruſſiſchen Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmordes für ſchuldig und geſtändig zu erklären, daher derſelbe — ihm zur gerechten

Strafe, andern aber zum abſchreckenden Beiſpiele, **mit dem Schwerte vom Leben zum Tode** zu bringen ſey. Alle in dieſer Unterſuchungsſache aufgelaufenen Koſten aber, mit Einſchluß jener, welche auf deſſen öffentliche Hinrichtung verwendet werden, und zwar erſtere wegen deſſen Vermögensloſigkeit, auf die Gerichtsbarkeitsgefälle zu übernehmen ſeyen.

V. R. W.

Dieſes Urtheil wurde mit nachfolgendem Berichte dem Großherzoge von Baden K. H. zur Beſtätigung vorgelegt: (v. **Hohnhorſt** S. 169.)

„Durchlauchtigſter ꝛc."

„Wir treten dem gutachtlichen Antrage des Hofgerichts einſtimmig bei, und zwar aus folgenden Gründen:

I. Es ergiebt ſich aus der vorſtehenden geſchichtlichen Darſtellung der Sache mit voller Gewißheit, daß Inquiſit ſich des an dem Staatsrath von Kotzebue verübten Meuchelmordes ſchuldig gemacht habe, indem

a) ein Mann getödtet worden, der alle Eigenſchaften und Rechte eines Menſchen hatte."

b) „Die erfolgte Tödtung war abſolut nothwendige Folge der dem v. K., nach den Ausſagen vollgültiger Zeugen, und den eigenen oft wiederholten Geſtändniſſen des Inquiſiten, von dieſem beigebrachten Verwundungen."

c) „Die That iſt als eine durchaus freie Handlung des Inquiſiten anzuſehn, indem die vorliegenden Unterſuchungs-Protocolle und ſämmtliche mit ihm vorgenommenen Verhöre nicht die mindeſte Spur eines

Wahnſinns enthalten; vielmehr zeugen ſie, ſo wie ſein ganzes Benehmen, von einer kalten, ruhigen und beſonnenen Ueberlegung der That, ſo wie über deren Folgen, was dem Begriffe von Wahnſinn geradezu widerſtreitet; und es unterliegt nicht dem mindeſten Zweifel, daß Inquiſit Kenntniß ſeiner Handlung, ihrem Weſen und ihren Folgen nach, hatte, daß er über das Verhältniß derſelben zum Rechtsgebote urtheilen, und nach den Vorſtellungen der Vernunft handeln konnte, auch daß er das Vermögen hatte, unter mehreren Handlungsarten ſelbſtthätig zu wählen, d. h. ſich willkührlich zu der Verwirklichung der einen oder andern Art zu beſtimmen, ſo daß ſowohl Willensfreiheit als Willensfähigkeit bei ihm vorhanden war."

„Inquiſit ſelbſt will hierüber keinen Zweifel erregt wiſſen, wohl aber bemüht ſich ſein Vertheidiger, aus den Handlungen und aus den nachherigen Aeußerungen des Inquiſiten zu deduciren, daß daraus eine Art partiellen oder fixen Wahnſinns hervorgehe, welcher einen Mangel an aller Zurechnungsfähigkeit bei dem Inquiſiten, ſowohl bei dem Vorſatze zur That, als bei der Ausführung derſelben, begründen. Allein ſeine Geſtändniſſe über die Triebfedern zur That, und die Art ihrer Ausführung — liefern den vollſtändigſten Beweis vom Gegentheile."

d) „Lange vorhergegangene Ueberlegung, und planmäßige Ausführung des gefaßten Entſchluſſes, ſtempeln das Verbrechen zum Morde, und ſein Bemühen, durch Veränderung ſeines Namens und Vaterlandes, und durch den Vorwand eines freundſchaftlichen Beſuchs,

um den v. Kotzebue gegen alle Beſorgniſſe einer Gefahr ſicher zu ſtellen, zum Meuchelmorde."

„Endlich wird

c) Die Unrechtmäßigkeit der Handlung wohl von Niemanden als von dem Inquiſiten bezweifelt werden wollen."

„Er ſelbſt will noch jetzt ſeine Handlung als eine Großthat zum Wohl des deutſchen Vaterlandes angeſehen wiſſen, die er nothwendig begehen zu müſſen geglaubt hat, weil v. K. als Schriftſteller, als Dichter, und als Verräther des deutſchen Vaterlandes letzterem höchſt gefährlich geweſen ſey, der Staat ſelbſt aber in den damaligen Verhältniſſen dieſe Gefahr nicht habe abwenden können."

„Die Unſtatthaftigkeit der Einrede einer Nothwehr ſpringt von ſelbſt in die Augen, ſo wie die Gefährlichkeit des vom Inquiſiten behaupteten und ausgeführten Grundſatzes, daß jeder Bürger im Staate berechtigt, ja verpflichtet ſey, da, wo ſeiner Ueberzeugung nach Noth vorhanden, das heißt, wo er ein Uebel ſieht, das dem Staate Gefahr droht, und welchem die Regierung nicht ſteuern kann oder will, auf jede gutfindende Art in das Mittel zu treten."

II. „Die auf das Verbrechen des Mordes überhaupt, und alſo auch des Meuchelmordes, geſetzte Strafe des gemeinen Rechts iſt das Rad, nach dem Gerichtsgebrauche aber die einfache Strafe des Schwerts, ſobald, außer der Hinterliſt des Mörders, nicht auch zugleich gewinnſüchtige Abſichten hinzukommen. Unſere Geſetzgebung kennt blos die Strafe der Enthauptung, zu der in geeigneten Fällen

noch die Aufſteckung des Kopfes auf einen Pfahl hinzukommen darf. Obgleich nun das vorliegende Verbrechen allerdings weit ſchwerer iſt, als eine in der Hitze des Zorns unternommene Tödtung, die gleichfalls mit der Strafe des Schwerts belegt werden ſoll, ſo iſt doch auf der andern Seite nicht zu mißkennen, daß ein aus gewinnſüchtigen Abſichten unternommener Mord noch ſchändlicher ſey als ein Meuchelmord, der ohne ſolche Abſicht verübt wurde; weswegen wir des Dafürhaltens ſind, daß die gedachte Schärfung nicht auf den gegenwärtigen Fall anwendbar ſey, und ſtimmen daher auf die einfache Strafe des Schwerts."

III. „Von rechtlichen Milderungsgründen, die in unſere Sphäre gehören, läßt ſich ein einziger als ſcheinbar denken, nämlich der:

> Daß Inquiſit in unſeliger Selbſttäuſchung den Mord als eine Pflicht, als eine Tugend angeſehen habe, daß derſelbe mithin bei der fixen Idee von der Gefährlichkeit des v. Kotzebue für das deutſche Vaterland, die Strafbarkeit ſeiner Handlung nicht eingeſehn, und in ſofern nicht frei gehandelt habe."

„Könnte man dieſen Fall unterſtellen, ſo würde freilich eine mindere Zurechnung der That in nähere Abwägung kommen müſſen; allein es iſt überdieß in den Acten vollſtändig bewieſen, daß Inquiſit bei dem Morde, wo nicht eine ganz andere, doch wenigſtens noch eine weitere, als ſeine angegebene Abſicht gehabt habe, und zwar die der gewaltſamen Umwälzung der deutſchen Verfaſſung. Inquiſit iſt deren überwieſen und geſtändig."

„Mag Sand alſo auch die Idee gehabt haben, eine veränderte Staatsverfaſſung ſey nicht nur dem Wohl von

Teutſchland zuträglich, ſondern ſogar nothwendig; mag er ſeine That, die zu dieſem Zwecke mitwirken ſollte, blos aus Liebe zu dem Vaterlande und in der Ueberzeugung, daß ſie Pflicht und Tugend ſey, beſchloſſen und vollzogen haben, ſo kann dieſes alles dem Richter keinen Grund geben, die Zurechnung der That zu mindern, vielmehr muß die Zurechnung hier in ihrem höchſten Grade um ſo mehr eintreten, als die Triebfeder zur That noch eine beſondere, für das Rechtsgebiet gefährliche Abſicht enthält, da doch Inquiſit die Handlung mit allen ihren Folgen, und in ihrer ganzen Unrechtmäßigkeit, als Menſch und beſonders als Theologe wiſſen mußte, und wirklich eingeſehen hat, da er nach ſeiner eigenen Angabe lange und oft kämpfen mußte, bis er, wie er ſich ausdrückt, das Widerſtrebende in der menſchlichen Natur, das darin liege, unterdrücken und beſiegen konnte, und da er keine Gefahr noch Mühe ſcheute, die Hinderniſſe, die ſeinem Vorhaben im Wege ſtanden, zu beſeitigen, und deſſen Ausführung möglich zu machen.“

„Schließlich bemerken wir noch unterthänigſt, daß wir in Gemäßheit der hohen Staats-Miniſterial-Verfügung vom 21ſten October 1819 uns bei unſerer Beurtheilung blos auf das Verbrechen des Mordes beſchränken, und des dem Inquiſiten noch weiter zur Laſt fallenden Verbrechens des Hochverraths nur in ſo weit erwähnen zu müſſen geglaubt haben, als dieſes letztere Verbrechen mit dem Grade der Imputation des erſteren im Zuſammenhange ſteht, und über die Abſicht des Verbrechers, alſo über ſeinen dolum, noch mehr Aufklärung giebt.“

Siebenter Abſchnitt.

Vertheidigung des Inquiſiten und Beurtheilung ſeiner That.

Eine ausführlichere Beurtheilung des bisher erzählten Verbrechens würde überflüſſig und unintereſſant ſeyn, wenn nicht die Art und Weiſe, wie der Verbrecher ſelbſt ſich entſchuldigte, die Vertheidigungsgründe, welche der Defenſor deſſelben vorbrachte, und endlich das Urtheil vieler Zeitgenoſſen über Sand und ſeine That, ſie nöthig machte.

Sand ſelbſt hätte im Laufe der Unterſuchung, mit einigem geſunden Gefühle für Gerechtigkeit und Wahrheit, nothwendig einſehen müſſen, daß er den Tod verdient habe. In der That würde es auch der heroiſchen Rolle, in die er ſich einmal geworfen hatte, weit angemeſſener geweſen ſeyn, wenn er, auf ſein ohnedieß verwirktes Leben verzichtend, keinen Verſuch weiter gemacht hätte, daſſelbe zu retten und ſich der geſetzlich nothwendigen Strafe zu entziehen.

Aber gerade im Gegentheile war er alles Ernſtes der Meinung, ſeine That ſey gerechtfertigt und er müſſe deshalb ſtraflos bleiben, eine Anſicht, die nur in

ſo fern conſequent iſt, als Sand das Geſetz, wonach die menſchlichen Handlungen beurtheilt werden müſſen, nicht in irgend einer objectiven göttlichen oder menſchlichen Norm, ſondern in der iſolirten, auf ſich ſelbſt ruhenden, vermeintlich ſouverainen Vernunft des Individuums ſuchte.

Er antwortete nämlich auf die Frage:

„wie er ſeinen begangenen Mord vor göttlichen und menſchlichen Geſetzen rechtfertigen wolle?

mit folgender Auseinanderſetzung: (v. Hohnhorſt S. 127.)

„In der Welt habe man Angſt, es gehe herüber und hinüber. Indeſſen könne es nicht geläugnet werden, daß es Nothzuſtände gebe, wie dieſes der Krieg ſelbſt ſey. Der Menſch ſey im Irdiſchen befangen, und habe doch das Höchſte erkannt; ſein gewöhnlicher Zuſtand ſey daher ein Schwanken, und es gebe viele Handlungen, von denen man eben ſo viel Gutes als Uebles ſagen könne. Dieſer Zuſtand der Unbeſtimmtheit ſey eigentlich ein Zuſtand der Noth. Seine That ſey ein Colliſionsfall mit den weltlichen Geſetzen, welche auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung ſetzten; allein darum habe auch für ſeine Erkenntniß das Liebſte auf das Spiel geſetzt werden müſſen. Wenn des Pfarrers Sohn aus Naumburg, der Napoleon habe umbringen wollen, ihn wirklich umgebracht, und Teutſchland von ihm befreit hätte, ſo würde er dennoch von den Franzoſen, wenn ſie ihn in ihre Gewalt bekommen hätten, geviertheilt worden ſeyn.“

„Er habe,“ ſagt er im Verfolg dieſes Verhöes, „die That für das Höchſte des Vaterlandes gethan, deſſen ſich troz der vielen Anklagen, Niemand angenommen habe. Inſofern glaube er ſich gerechtfertigt und ſtraflos, weil er gethan, was andere (!!) Gerichte nicht gethan, und in den Zeitverhältniſſen nicht hätten thun können.“

An einem andern Orte erklärt er ſich über dieſes Uebernehmen des Richteramtes folgendergeſtalt: (v. Hohnhorſt S. 123.)

„In den gegenwärtigen Zeitverhältniſſen ſeyen die Regierungen, welche durch viele brave Schriftſteller auf den ſchädlichen Einfluß, den Kotzebue auf die freie Entwickelung der Nation und ihre politiſche Selbſtſtändigkeit gehabt, aufmerkſam gemacht wären, nicht in der Lage geweſen, dieſen Einfluß zu hemmen, und Kotzebue zu richten. Unter dieſen Umſtänden habe er ſich verpflichtet gehalten, den v. Kotzebue ſelbſt zu richten. Denn wenn Regierungen zu ſolchen Dingen nicht helfen könnten, ſo trage er die Ueberzeugung in ſich, daß ein Jeder ſeine Meinung in das Werk zu ſetzen berechtigt ſey.“

„Alle meine Kräfte,“ ſagt er, „habe ich dazu, mir jenes Heilige, das Beſtimmende meiner Seligkeit zu erhalten, und trete mit dem Urfeinde, der das Göttliche*) in mir unterdrücken will, in Kampf, um ihn zu verjagen, oder durch Erlegung mir meinen rechtlichen Platz zu ſichern.“

*) Nach Sand's Sprachgebrauche iſt dieß, wie v. Hohnhorſt S. 124 richtig bemerkt, nichts anderes als die eigene Ueberzeugung.

Ueber dieſen „Kampf“ oder Krieg erklärt er ſich näher dahin:

> „Kotzebue habe, ſeiner heiligen (!!) Ueberzeugung nach, ſich ihm (!!) immer als der ergrimmteſte Feind gegenüber geſtellt; es ſey ein Zuſtand der äußerſten Noth, ein Krieg entſtanden; er habe, ſo wie immer, ſo auch hier die Ueberzeugung gehabt, er müſſe ſein eigenes Daſeyn dem des Kotzebue entgegenſtellen, und habe, damit das Volk der fortwährenden Verführung entriſſen werde, es gern dem Kampfe preis gegeben.“

Er wurde angehalten, näher zu beſtimmen, „was er unter einem ſolchen Zuſtande der Noth verſtehe?“ und erwiederte:

> „Dazu gehörten mehrere ſchwankende oder unbeſtimmte Weſen; kämen dieſe zuſammen, ſo entſtehe der Zuſtand der Noth. Er könne jetzt ſeine Ideen darüber nicht klarer angeben.“*)

Dieſe Aeußerung machte die weitere Frage nöthig:

> „Auf welche Art er ſich gegen v. Kotzebue im Zuſtande der Noth befunden habe?“

Hierauf erwiederte Sand, ohne das Verkehrte und gewiſſermaßen Lächerliche ſeiner Antwort zu fühlen:

> „Kotzebue habe durch ſeine Schriften ſein Privatleben ſo ſehr verbittert, daß er ihn mehr als einmal körperlich getödtet habe. Das Vaterland habe er verſpottet und verrathen, und es ſey unmöglich

*) Auch dieſe ſeltſame Definition eines Nothſtandes dürſte wohl zu den, durch vieles Anhören auswendiggelernten Phraſen gehören, die dasjenige bildeten, was der Inquiſit ſeine Ueberzeugung nannte.

geweſen, etwas durch Schriften gegen ihn zu thun, weil alle die weibiſchen Weſen in Deutſchland mit ihm geweint und ihn angebetet hätten. Er habe ſo viel Anhang gehabt, daß ein Einzelner nicht daran habe denken können, ſolch einen Mann mit der Feder zu beſiegen. Wenn er alſo ſeinen Unfug forttreibe, ſo könne ſich der Einzelne in dieſem Zuſtande der Noth nicht anders helfen, als mit Aufopferung ſeines Lebens."

Die nahe liegende Einwendung:

„Dieſe Grundſätze höben den Zuſtand der Freiheit, den er überall befördert wiſſen wolle, in vielen Beziehungen wieder auf,"

wurde ihm wirklich gemacht, aber dieſe einfache Wahrheit hatte blos folgende pomphafte, den Einwand gar nicht treffende Antwort zur Folge:

„Es wäre ſchön, wenn alle, die in Teutſchland ihr Leben hindurch wirkliche Menſchen ſeyn wollten, auch darin übereinkämen; aber dieſes ſey nicht zu erwarten, und jeder müſſe daher ſelbſt für ſich ſtehen vor Gott. Er müſſe demnach (!) gut heißen, was er gethan habe. Es ſey ihm nicht mehr nöthig zu der That, als ein Dichter, der ſein Vaterland verkaufe. General Mack, der nur 30,000 Mann verkauft habe, ſitze noch im Gefängniſſe, und Jener ſey ein Dichter, der auf die ganze Nation wirke, und das Heiligthum des Vaterlandes auskundſchafte. Die Perſönlichkeit jedes Einzelnen, und das Recht, ſeine Meinung zu äußern, müſſe freilich geſchützt werden, und dieſes ſey ein

Hauptzweck der Freiheit. Allein es würde übel ſeyn, wenn in einem Staate das Vaterland ausgekundſchaftet und ungeſtraft verrathen werden dürfte.“

Er war daher auch bis zum Schluſſe der Unterſuchung der feſten Ueberzeugung, nichts ſittlich Unrechtes gethan zu haben, und gab einſt, als er ſeinen Tod ganz nahe glaubte, ſeine (wie er damals glaubte) letzte Erklärung folgendergeſtalt zu Protocoll: (v. Hohnhorſt S. 122.)

„Zur That habe ihm nichts Heimliches, nichts Irdiſches getrieben, kein perſönlicher Neid und keine Feindſchaft, oder ſonſt etwas Gemeines, ſondern die Schande, die Entehrung des Vaterlandes, des regen Volksgefühles, das ein Dichter mit dem ſchrecklichen Zuſatze, daß er das Heiligſte ſeines Volkes nach außen verrathen habe, nicht ertragen konnte. Es habe ihn dazu getrieben die Liebe zum geſammten Vaterlande, für das er, der Einzelne, ſich aufopfern zu müſſen glaubte, und er könne dieſe That, vor Gott zum Entſchluſſe gebracht und nach tauſendmaliger Bitte, ob dieſe Gefahr denn doch nicht anders vorüber gehen könne, dennoch ausgeführt, nicht bereuen, ſondern er habe ſie ausgeführt mit denſelben Geſinnungen, die ſein ganzes Leben erfüllen ſollten, Gott leben und mit dem ganzen Leben ihn verehren zu wollen.“

Daß dieſe Aeußerungen des Inquiſiten keine Momente enthalten, worauf wirklich ſeine Vertheidigung geſtützt werden könnte, ſieht ohne unſer Erinnern wohl jeder

Leſer ein. Wohl aber ſchließt ſich hieran die anderweitige Frage:

Iſt ein Menſch, der einen begangenen Mord im wirklichen Ernſte mit ſolchen Gründen zu rechtfertigen verſuchen kann, nicht ſchon eben wegen dieſer Vertheidigung der Zurechnung unfähig?

Wir geben unbedenklich zu, daß, wenn nicht die pſeudophiloſophiſche Richtung der Zeit dem Inquiſiten den geſunden practiſchen Menſchenverſtand des Volkes geraubt oder wenigſtens ſehr geſchwächt hätte, er auf eine ſolche Vertheidigung gar nicht gekommen ſeyn würde. — Aber die Frage über ſeine Zurechnungsfähigkeit, inſoweit über dieſe auf den Grund der eben angeführten Vertheidigung geurtheilt werden ſoll, löſt ſich in zwei andere Unterſuchungen auf:

Hat der Inquiſit die Strafbarkeit ſeiner Handlung gar nicht gekannt, und iſt er deshalb zurechnungslos?

und:

hat er gewußt, daß ſeine Handlung, den weltlichen Geſetzen nach, ein mit dem Tode bedroheter Mord ſey, hat er aber, ſeiner Ueberzeugung nach, denſelben für nothwendig und gerechtfertigt gehalten, und iſt er deshalb der Zurechnung unfähig?

Die erſte dieſer beiden Fragen muß aber auf das Entſchiedenſte verneint werden.

Hätte Sand wirklich nicht gewußt, was Alle wiſſen, (daß es nämlich verboten und ein ſchweres Verbrechen ſey, meuchlings einen andern Menſchen zu ermor-

den,) ſo wäre dieß ohne einen hohen Grad des Blödſinns nicht möglich gewesen. Aber von einem ſolchen zeigt ſich bei dem Inquiſiten nicht die leiſeſte Spur. Er weiß was er will, er wählt mit verſtändiger Berechnung die Mittel für ſeinen Zweck, er kennt die phyſiſchen Folgen ſeiner Handlungen, er ſpricht zuſammenhängend, er iſt eines bewegten geiſtigen Lebens fähig, ja dieſe geiſtige Agitation und Lebendigkeit iſt eben der Boden, auf welchem der Entſchluß zur That reifte. Ganz anders der wahrhaft Blödſinnige, z. B. der Cretin, der ſtumpfſinnig mit glühenden Kohlen ſpielt, Feuer anlegt, und ſich kindiſch über die kniſternde Flamme freut, ohne daß eine Ahnung von der wahren Natur ſeiner Handlung in die Nacht ſeines geiſtigen Lebens fällt. Bei dieſem paßt der Blödſinn in das ganze übrige Leben, in ſeine Haltung und Sprache, und iſt eins mit der Welt ſeiner Gedanken und Gefühle.

Auch die juriſtiſchen Folgen ſeiner That waren dem Verbrecher durchaus nicht unbekannt. — Er tadelt es an ſeinem Schul- und Univerſitätsfreunde E — r (ſ. oben S. 183,) daß derſelbe nicht auch auf den Rabenſtein gefaßt ſey; er berechnet, wie er entfliehen könne, und trifft Anſtalten dieſes Vorhaben auszuführen, ja er ſagt ſogar ſelbſt, wie oben erwähnt, „ſeine That ſey ein Colliſionsfall mit den weltlichen Geſetzen, welche auf den Mord die Strafe der Wiedervergeltung ſetzten.“ — Mithin kann davon gar nicht die Rede ſeyn, daß er den Meuchelmord überhaupt für bürgerlich erlaubt gehalten habe, und es rührt bloß aus Mangel an ſittlichem Tact und Conſequenz her, wenn er dennoch ſeine Ueberzeugung:

(ſittlich) recht gehandelt zu haben, als einen Rechtfertigungsgrund anführt, der ihn ſtraflos machen ſolle.

Ob und in wie weit aber dieſe Ueberzeugung: „das, was nach den Geſetzen des Landes verboten und mit Strafe bedroht iſt, ſey nach dem Gewiſſen oder der Religion erlaubt," in dieſer Sache überhaupt von Belang ſey, werden wir weiter unten näher unterſuchen. Nur iſt hier noch, der Vollſtändigkeit wegen, zu bemerken, daß er die hochverrätheriſchen Aeußerungen in ſeinem für das Volk beſtimmten „Todesſtoße" auf eben dieſe Weiſe rechtfertigen will. „Er habe dieſes aus ſeinem Gemüthe geſchrieben, die poſitiven Geſetze kenne er ohnehin nicht ganz. Er könne nach ſeiner Vernunft das Einzige, was aufrühreriſch in der Schrift ſey, nicht mißbilligen, und halte ſich alſo auch desfalls für ſtraflos. Er habe nämlich das Volk für den Fall aufgerufen, wenn das Göttliche in ihm unterdrückt würde."

Die rechtlich nothwendige Defenſion des Angeſchuldigten war in der That keine leichte Aufgabe; und der Defenſor mußte ſich zunächſt über die Bedeutung ſeines Amtes vollkommen klar und derſelben bewußt ſeyn, um es mit Würde und Erfolg ausüben zu können. Wir halten es für nothwendig, unſere Anſicht über die Würde und Bedeutung der Defenſion hier in wenigen Worten auszuſprechen.

Der Zweck der Defenſion iſt kein anderer, als der: die, wenn auch nur möglicherweiſe zum Vortheile des Angeſchuldigten ſprechenden, thatſächlichen oder juriſtiſchen

Umſtände beſonders hervorzuheben. Was etwa der Angeſchuldigte oder der Richter überſehen oder nicht verſtehen könnte, ſoll der rechtskundige Beiſtand beſonders ausführen und geltend machen, damit bei dem erkennenden Richter, der das Intereſſe der Juſtiz und rechtlichen Ordnung wahrzunehmen hat, das entgegengeſetzte Intereſſe des Angeſchuldigten auch vertreten und nicht in den Hintergrund gedrängt werde.

Der Defenſor dient demnach auch der Gerechtigkeit, und dadurch erhält ſein Amt erſt ſeine wahre und ſchöne Bedeutung; aber er dient der Gerechtigkeit in der, faſt möchte man ſagen: negativen Weiſe, daß er die Zweifelsgründe gegen das etwaige condemnatoriſche Urtheil auszuführen hat. Die Sache ſoll eben bei der Beurtheilung von allen Seiten erwogen werden, und der Angeſchuldigte ſoll auf die möglichſt vollſtändige Weiſe gehört, jedes mögliche Bedenken bei ſeiner Verurtheilung beſeitigt werden.

Hierdurch iſt denn auch die Frage beantwortet: ob der Defenſor einen Angeſchuldigten vertheidigen dürfe, von deſſen Schuld er überzeugt, durch deſſen That er vielleicht ſogar empört iſt? — Wir ſind unbedenklich der Meinung, daß der Defenſor, vornämlich wenn er von Amtswegen beſtellt iſt, auch Alles das gewiſſenhaft ausführen müſſe, was er, wenn er Richter wäre, vielleicht nicht beachten dürfte oder würde. Nicht ſeine Sache iſt es, dieſe Vertheidigungsgründe zu beurtheilen, wohl aber muß er ſie als Zweifelsgründe dem erkennenden Richter zur Beurtheilung vorlegen, und er verletzt ſogar ſeine Pflicht, wenn er dieß nicht ſo bündig und überzeugend als möglich thut, ſelbſt wenn er vielleicht in-

nerlich, im Intereſſe der Juſtiz und der öffentlichen Moral, die Verurtheilung ſeines Clienten nicht ungern ſehen ſollte.

Auf der andern Seite darf der Defenſor, eben ſo wenig wie irgend ein anderer Menſch in irgend einer andern Lage, zur böslichen Chikane, zur Verdrehung oder Ableugnung klarer Thatſachen, zur ſophiſtiſchen Auslegung unzweifelhafter Rechtsſätze, ſeine Zuflucht nehmen. Er darf dieß nicht, weil dieſe Mittel an ſich unſittlich ſind, er darf es aber auch nicht, weil er dadurch ſeinem Clienten ſogar ſchaden würde. Denn daß ſolche Gründe auf den Richter einen Eindruck machen ſollten, iſt wenigſtens nicht zu erwarten, wohl aber iſt der ſehr leicht zu beſorgende und höchſt wahrſcheinliche Effect der: daß die ſophiſtiſchen und falſchen Gründe das Gewicht, auch der wahren Momente der Vertheidigung, ſchwächen oder aufheben, weil ſie die Würde der Defenſion und des Defenſors vernichten; vielmehr richtet der Letztere um ſo viel mehr aus, je näher er ſich, in Form und Inhalt ſeiner Schrift, dem (partheiloſen) Standpunkte des Richters ſtellt.

In dem Bisherigen liegt auch zugleich die einzig mögliche Rechtfertigung des Vertheidigungs-Syſtems, welches Sand's Defenſor wählen zu müſſen geglaubt hat, und welches einem ſchweren Tadel nicht entgehen würde, wenn der Richter es aufgeſtellt hätte. Es ſey ferne von uns, daß wir für den von Amtswegen beſtellten Vertheidiger einen Vorwurf daraus ableiten wollten, daß er Defenſionsgründe aufſtellt, von denen wir freilich glauben, daß ſie, als Entſcheidungsgründe allgemein angenommen, alles Recht und alle geſellſchaftliche Ordnung mit

einem Schlage vernichten würden; denn das iſt gerade der Triumph der Juſtiz, und ſie unterſcheidet ſich dadurch von der partheiiſchen Willkühr und ſubjectiven Rachſucht, daß ſie den auch noch ſo ſchwer gravirten Angeſchuldigten oder deſſen Fürſprecher, ſelbſt mit irrigen Gründen, zu Worte kommen läßt und anhört. Gereichte es doch vielleicht dem Unglücklichen zum beſondern Troſte, daß er grade dieſe Gründe zu ſeiner Entſchuldigung vorbringen durfte! Alle Polemik alſo gegen die in jener Schrift aufgeſtellten Sätze kann nicht dagegen, daß der Vertheidiger ſie aufſtellte, ſondern nur gegen den Inhalt jener Sätze ſelbſt gehen; wohl aber kann darüber geſtritten werden, ob dieſe Vertheidigung dem Intereſſe dieſes Angeſchuldigten angemeſſen war.

Wir haben nur einen Auszug aus der von dem Licentiaten Rüttger angefertigten, am 10ten Februar 1820 eingereichten Vertheidigungsſchrift vor uns, der in v. Hohnhorſt's Schrift Th. II. S. 119. u. ff. abgedruckt ſteht. Aus dieſem Auszuge theilen wir folgende Stellen mit:

IV. Die Entwickelung des äußern Lebens Sand's in religiöſer und politiſcher Hinſicht.*)

„Wir finden auf dieſem (vorher mitgetheilten) Gange ſeines jugendlichen Lebens eine zuſammenhängende Kette von Ideen-Verwirrung über Religioſität und Vaterlands-

*) Der Vertheidiger ſpricht nach einer kurzen Einleitung: I., von den Momenten und den Motiven der That, (wo er die Beſchwerden Sand's gegen Kotzebue abhandelt,) kommt dann II., auf die Lebensgeſchichte des Thäters und III., auf die Entwickelung des innern Lebens Sand's.

liebe; ſo heilig auch beide Beziehungen ſind, ſo läuft der raſche Schwärmer doch überall Gefahr, indem er glaubt Recht zu thun, auf Abwege zu gerathen."

„Oben wurde ſchon erzählt, daß Sand von ſeinen Eltern äußerſt liebreich, und wegen ſeiner ausgeſtandenen ſchweren Krankheiten mit größter Sorgfalt als Kind behandelt wurde; wer wird es bezweifeln, daß dieſe Krankheiten am edelſten Theile des Menſchen, nämlich am Kopfe, eine nachtheilige Folge zurücklaſſen konnten, welche, wenn man dermalen ſchon ſeinen innern Organismus ſchauen könnte, ohne weiteres den Grund aller Verwirrung in den Ideen deſſelben klar erkennen laſſen würde. Oder, woher läßt ſich beſſer die ſtete Niedergeſchlagenheit und das melancholiſche Temperament deſſelben erklären?"

„Seine Eltern und Lehrer flößten ihm früh ſchon die Idee der Vaterlandsliebe ein, welche ſich allmählig mit Macht im jungen Herzen entwickelte u. ſ. w."

Der weitere Auszug aus dieſem Abſchnitte lautet bei v. Hohnhorſt Th. I. S. 121, wie folgt:

„Dieſe Stimmung des Inquiſiten wird ferner aus den Acten nachzuweiſen geſucht, und deshalb Bezug genommen: auf ſeinen Haß gegen Napoleon, als im Jahre 1812 die franzöſiſche Armeeſtraße durch Hof ging, auf ſein Leſen der Lieder Körner's, auf ſeinen Eintritt in die Reihen der im Jahre 1815 gegen Frankreich kämpfenden Krieger und auf den bekannten Brief, den er damals an ſeine Eltern ſchrieb; auf die Zeugniſſe von Tübingen, von ſeinen Bekannten und andern Perſonen, und auf ſein umfaſſendes (?) Studium der Geſchichte der Römer, Griechen und Teutſchen, ſo wie der Kirchen- und Weltge-

ſchichte. Dieſes alles ſoll dem Menſchenbeobachter ſchon bedeutende Hülfsmittel zu den Abſchlüſſen über Sand's Seelenzuſtand, der nach und nach nur immer fixer in ſeiner ſchwärmeriſchen Tendenz werden mußte, geben. Sogar (!) habe er Miſſionär werden wollen."

„Ferner wird ſich bezogen auf die vom Königl. Baieriſchen Staatsminiſterium und der Großherzogl. Sächſiſchen Immediat-Commiſſion eingegangenen Notizen über Sand's Leben, auf des Dr. Saalfrank Vermuthung, daß Sand den Satz der Schellingiſchen (?) philoſophiſchen Schule: „der Menſch dürfe alles thun, was nach ſeiner Ueberzeugung recht ſey" irrig angewendet und mißverſtanden habe. Daß aber dieſe Vermuthung gegründet geweſen, ſoll mit mehreren Ausſagen Sand's belegt werden. — Ueberhaupt verſucht der Defenſor, Sand's politiſche Schwärmereien von ſeiner Kindheit an, bis zu ſeinem Abgange von Jena, urkundlich nachzuweiſen; durch mehrere Stellen aus ſeinen in Jena zurückgelaſſenen Schreiben an ſeine Freunde teutſchen Sinnes und an die teutſche Burſchenſchaft, aus den Ausſagen mehrerer ſeiner Freunde und Bekannten, aus einem Briefe an E — und ſelbſt aus einigen Perioden aus ſeinem „Todesſtoße." — —

Alsdann kommt der Vertheidiger auf Sand's Reiſe von Jena nach Mannheim; er hebt ſeinen damaligen Beſuch auf der Wartburg, und die Zeugniſſe derjenigen Perſonen, welche ihn auf dieſer Reiſe kennen lernten, endlich ſein Betragen in Mannheim vor und bei dem Morde, aus.

V. Die allgemeinen Grundzüge des Charakters des Inquiſiten.

„Seine ſelbſt erzählte Lebensgeſchichte, — ſagt der Defenſor, — welche die geheimnißvolle Tiefe ſeiner innern Subjectivität, in Strahlen und Farben gebrochen, offenbart, ſein Temperament als melancholiſch bezeichnet, ihn in allen Momenten ſeines Lebens ernſt, gemüthlich und muthbeſeelt, dabei aber in ſeine inneren Gefühle und Anſchauungen verſenkt und durch Auflöſung in das Religiöſe zum Enthuſiasmus verklärt darſtellt, und aus einer Familie, die als Hauch, Duft und Gluth in dem Göttlichen vegetirt, hervortreten läßt, — bemerkt als Grundzüge ſeines Charakters:"

a) „Wiſſenſchaft."

„Durch ſein philoſophiſches Studium wurde er in eine Lehre eingeführt, die, von religiöſer Begeiſterung ausgehend, alle Wahrheit nur in dem Göttlichen ſchaut, darin die Subſtanz alles Wiſſens und Seyns, ſo wie in der Einheit alles Wiſſens und Wollens das Weſen aller Tugend erkennt."

„Durch dieſe Lehre ganz dem Göttlichen zugewendet, ward es in ihm feſter Entſchluß, das erkannte Wahre als das Göttliche im Leben und Handeln zu offenbaren, und darin die Einheit ſeines Wiſſens und Wollens als die heiligſte Tugend auszuſprechen."

„Geweckt hierbei durch die Geſchichte, von dem Heroismus, den die Tapfern der Vorwelt in Kirche und Staat durch große Thaten bewieſen, wurde ſeine Seele auf das Oeffentliche, auf das Religiöſe und Politiſche gerichtet, ſein Geiſt durch kräftige Thätigkeit erweckt, und

die ſchon im ſittlichen Familienkreiſe in ihm entzündete Gluth noch mehr angefacht, die durch die Ereigniſſe der Zeit, durch die eingetretene Verjüngung des öffentlichen Lebens, durch Reformations- und October-Feier zur wallenden Flamme geſteigert, das Endliche zu verzehren, und nur das Ewige zu feſtigen ſtrebte."

„So ſehen wir ihn auf der Wartburg, als freiwilligen Kämpfer für die Selbſtſtändigkeit des Staats, als Reformator des akademiſchen Lebens u. ſ. w.

„Als Reſultat bewährte ſich an Sand:

b) „Sittlichkeit."

„Dieſe — trieb ihn frohen Muthes, mit Hinwegſetzung über alle endliche Zwecke, durch Thaten zu verherrlichen, was ſein Geiſt im Wiſſen für wahr und gut erkannte; es war daher bei ihm entſchiedener Wille und Abſicht, das erkannte Gute ohne Nebenintereſſe, rein und ungetrübt in das Seyn zu führen, nie zu wählen oder erſt zu berathſchlagen, ob er ſeinem Wiſſen gemäß handeln ſolle, ſondern aus innerer Nothwendigkeit ſeiner Erkenntniß gemäß zu handeln, und ſo die ſelbſtbewußte Vernunft, als ein göttliches, in ihm frei durch ſich wirken zu laſſen."

„Es war ihm unmöglich geworden, anders zu handeln, als er wußte, daß es gut ſey, und eben dadurch wurde Gewiſſenhaftigkeit — die Einheit des Wiſſens und Thuns — bei ihm zur eigenſten Tugend gebildet, in der er ſeine Vortrefflichkeit anſchaute."

„Eine Folge hiervon war:

c) „Vaterlandsliebe."

„— Vaterländiſche Sitte, als das politiſche und religiöſe Leben des ſich in ihm entwickelten Weltgeiſtes, ward

für ihn die Form ſeines eigenen geiſtigen Lebens, und ſo mit ſeiner eigenen Individualität auf das innigſte verſchmolzen."

„Darum das Vaterland als ſein eigenes Weſen anſchauend, hochherzig im liebenden Buſen tragend, ſein Wohl nur in deſſen Wohl findend, machte er es ſich zur heiligſten Pflicht, ſein eigenes Selbſt an daſſelbe zu entäußern, jede Negative deſſelben für ein Nichtiges zu betrachten, und durch Vernichtung des Nichtigen daſſelbe mit ſich ſelbſt zu vermitteln, was nun die Kataſtrophe ſeines Lebens herbeiführte."

Hierauf läßt der Vertheidiger §. 55. folgen

VI. Die pſychologiſche Würdigung der That.

„Daß der Geiſt des Menſchen — ſagt er — in einen Zuſtand gerathen könne, worin er, als Verſtand, an der richtigen Beurtheilung verhindert iſt, und darum als Willen Handlungen vollbringt, die mit der Vernunft im Widerſpruche ſtehen, iſt eine pſychologiſch und geſchichtlich beurkundete Wahrheit. Wahnſinn, Blödſinn und Raſerei ſind die Schattirungen dieſes krankhaften Zuſtandes und die ſpezifiſche Eigenſchaft der erſtern Krankheit iſt eine feſthaftende prädominirende falſche Vorſtellung als Folge einer zerrütteten Phantaſie, die dem Verſtande ſonderbare Anſchauungen darſtellt, welche demſelben ſo reell und wahr erſcheinen, daß er ſich von deren Ungrunde und Unwahrheit nicht überzeugen kann, dadurch ſofort zu Trugſchlüſſen geleitet wird, die ihm um ſo überzeugender ſind, da der Schluß mit den Prämiſſen in vollkommener Uebereinſtimmung ſteht."

„Darum wird ein ſolcher Kranker zu ſeinen Handlungen durch einen innern Drang genöthigt, dem zu widerſtehen ſein Geiſt nicht mächtig iſt, und er ſtirbt für die Wahrheit ſeiner Vorſtellung, wie ein ſtoiſcher Weiſer.“

„Auch ohne eine ſpecielle Krankheit zu unterſtellen, iſt der einzeine Geiſt durch ſeine Befangenheit in ſeiner Leiblichkeit der Gefahr des Irrthums und des Trugſchluſſes ausgeſetzt; und zeigt uns nicht die Weltgeſchichte, daß ſpätere Zeitalter als Irrthum und Aberwitz verlachten, was die Vorzeit als heilige Wahrheit mit Leben und Blut vertheidigte? —“

„— Nur das iſt dem Geiſte wahr und gut, was er als ſein eigenes Weſen begreifen, als er ſich zum ungetrübten Selbſtbewußtſein erhoben, ſohin von den Schranken der Naturbeſtimmtheit befreiet, und zum abſoluten Geiſt ſich verklärt hat.“

„Wiſſenſchaftliche und ſittliche Bildung ſind die helfenden Mächte, die dem Geiſte des Einzelnen, ſo wie dem der Völker dieſes Streben erleichtern. Wie weit aber iſt die Menſchheit noch von ihrem Ziele!“

„Unmittelbare Neigungen und Anſchauungen — dieſe Quellen der Leidenſchaften und Vorurtheile — ſind die Trübungen des noch nicht zur freien Intelligenz erhobenen Geiſtes, die durch ihre Unmittelbarkeit die Form der Vernünftigkeit entbehren, und ſo zur Wurzel der Irrthümer ſich geſtalten.“

„Mag darum auch der Inhalt des Vorurtheils und der Leidenſchaft manchmal mit der Vernunft übereinſtimmen, ſo mangelt demſelben — da ſie noch nicht zum geiſtigen ſelbſtbewußten Begriff erhoben ſind — die Form

der Vernünftigkeit, und eben dieſer Mangel, der durch ihre Unmittelbarkeit oder Naturbeſtimmtheit erzeugt wird, macht jene Uebereinſtimmung zu einer blos zufälligen Erſcheinung, und eröffnet ihnen die Quellen des Irrthums. Irrthümer — die Weltgeſchichte zeigt es auf jedem Blatte — haben mehr Unheil geſtiftet als Leichtſinn und Bosheit! Nur letztere aber ſind Werke der Freiheit; erſtere dagegen Trübungen des Geiſtes, Geburten der unſeligen Verfinſterung."

„— Zwar giebt es Irrthümer, die aus einer vermeidlichen Unkunde, aus Mangel an Aufmerkſamkeit und Prüfung, abſtammen, und dadurch Werke ſchuldhafter Freiheit ſind. Dieſes kann aber nur bei zufälligen Gegenſtänden ſtatt finden, die einen blos empiriſchen Erkenntnißgrund haben, nie dagegen bei ſolchen, die in einem Begriffe begründet ſind, und in dieſem ihre Subſtanz beſitzen; und nur von den Irrthümern letzterer Art läßt ſich eine pſychologiſche Würdigung aufſtellen, und als Wahrheit behaupten, daß ſie in der unmittelbaren Beſchränktheit und in der Nacht des Geiſtes ihre Quellen haben, worin derſelbe, an eigener Selbſterkenntniß, ſo wie am freien Selbſtbewußtſeyn gehindert, ſeine Naturbeſtimmtheit, die ſeine Negativität iſt, für ſein wahres Weſen erkennt, ſohin ein Nichtiges für reell anſchaut, und verwirklicht und dadurch ein Irriges im Wahne der Wahrheit vollbringt."

„Abſolut guter Wille liegt indeſſen unverkennbar der Handlung zum Grunde, worin ein ſolcher Einzelner ſeinen für wahr erkannten Begriff verwirklicht; er handelt ſubjectiv gut, wenn gleich ſein Begriff irrig und falſch iſt,

weil er ſeinen Begriff für wahr erkennt, und nur in dieſer Ueberzeugung ſolchen realiſirt.“

Seite 180 und ff. wendet nun der Defenſor dieſes Syſtem auf Sand's That an und fährt fort:

„Daß in Beziehung auf die vorliegende That der Thäter das abſolut Gute und Rechte beabſichtigte, und nicht nur vor der Ausübung ſelbſt, in dem Kampfe mit ſich, ſeine That für recht und gut, ja für pflichtgeboten erkannte, ſondern auch noch jetzt dafür erkennt, iſt aus der ganzen Unterſuchung und aus dem Schlußverhöre klar hervorleuchtend.“

„Nach ſeinem Begriffe war der Getödtete ein Verräther des Vaterlandes, ein Verführer der vaterländiſchen Sitte, ein Verderber der Jugend, ein Feind der vaterländiſchen Selbſtſtändigkeit; die Handlung — worin dieſer gefährliche Feind ſeine Einzelheit ausſprach — und die Elemente des Vaterlandes, Sitte und Selbſtſtändigkeit zu zerſtören ſuchte, an ſich nichtig, zugleich aber auch darin von demſelben ein formelles Geſetz, nämlich: die Nichtigkeit des Vaterlandes aufgeſtellt, unter welches Geſetz derſelbe als geborner Deutſcher ſich ſelbſt ſubſumirte, und wodurch er ſeine eigene Nichtigkeit ausſprach.“

„Wer ſollte aber dieſes von dem Getödteten über ſich ſelbſt ausgeſprochene Urtheil, dieſe Selbſtvernichtung in Wirklichkeit ſetzen? Dieſes war die Frage, die der Thäter an ſich ſtellte, und die ihn lange in der Ausführung ſeiner That zaudern ließ, weil er, wie er ausdrücklich ſagt, dieſes eben ſo gut von jedem andern Teutſchen erwarten zu können glaubte, wie jeder Andere ſolches von ihm erwarten zu können, berechtigt geweſen ſey.“

„Die vaterländiſchen Regierungen konnten, ohne das Vaterland in noch größere Gefahr zu ſetzen, nicht einſchreiten, und die Entfernung des Vaterlands-Verräthers in das Ausland war eben ſo gefährlich, da ſolcher dort in höherer Potenz fortwirken konnte."

„Die Gefahr ſtieg indeſſen immer höher, und nun hielt der Thäter längeres Zaudern für pflichtwidrig, die ſchleunigſte Ausführung für pflichtgeboten, und ſich aufgefordert, die von dem Vaterlands-Verräther über ſich ſelbſt ausgeſprochene Richtigkeit an demſelben in Wirklichkeit zu ſetzen und das Vaterland zu retten."

„Das war der Begriff, den der Thäter verwirklichte; ein Trugſchluß liegt ihm zum Grunde und darum iſt ſeine That ein Irrthum, ſie war blos eine fortgeſetzte Dialectik ſeines Begriffs, den er von dem Getödteten, von der Vaterlandesgefahr und von ſeiner eigenen Pflicht hatte."

„Nach ſeinem Begriffe war er zur That nicht nur berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet."

„So irrig nun auch dieſer Begriff erſcheint, ihm — dem Irrenden — iſt ſein Irrthum Wahrheit. Dieſelbe als practiſche Wahrheit war für ihn ein Pflichtgebot, und darum iſt es nicht böſer oder leichtſinniger Wille, ſondern die Macht des, als Wahrheit erkannten Irrthums, die in ihm und durch ihn handelte."

„Es iſt die Gebundenheit ſeines Geiſtes, eine Zerrüttung ſeiner Phantaſie, die dieſen Irrthum in ihm erzeugte, und die Moral gebietet, nur den Böſen zu beſtrafen, den Irrenden aber zu belehren.

„Zum Schluſſe, ſagt v. Hohnhorſt, S. 132., kommt

dann der Vertheidiger auf die unſtreitig wichtigſte Ausführung, nämlich:

VII. auf die rechtliche Würdigung der That.

„Er unterſucht

1) Ob die Objectivität einer Geſetzesübertretung da ſey?

und nachdem er einräumt, daß die That ihrer Form nach gemeinhin Meuchelmord genannt werde, auch daß die Ueberlegung zum Entſchluſſe und zur Wahl der Mittel hinlänglich hervorleuchtete, fährt er fort:

„Das Eigenthümliche aber, wodurch die concrete That ihren ſpecifiſchen Charakter ausſpricht, iſt in dieſer Benennungsweiſe noch unberührt geblieben, ſohin noch nicht entſchieden, daß dieſelbe unter dem darüber beſtehenden Geſetze enthalten und eine Uebertretung deſſelben ſey."

„Der Thäter — ſo ſagt der Defenſor weiter — ſah in dem Getödteten einen gefährlichen Feind des Vaterlandes, und in deſſen Zernichtung die Möglichkeit, dem Vaterlande Beſtand und Dauer zu wahren; und nur in der Kraft der Einzelnen die Ausführbarkeit dieſes Rettungswerks."

„Mißlingen der That (wie der Thäter glaubt) bereitete dem Vaterlande noch größere Gefahr, darum mußte auf ſicheres Gelingen gerechnet werden."

„Der Trugſchluß, der hier vorliegt und die Subſtanz der That ausmacht, reducirt ſich auf die einfache Formel. Er ſchloß:

„„Da wo das Vaterland in einer von der Re-

gierung nicht abzuwendenden Gefahr ſtehe, ſey es Pflicht jedes Einzelnen, ſelbſt mit Gefahr ſeines Lebens Abhülfe zu leiſten.""

„„Hier nun ſey das Vaterland durch den Getödteten in eine ſolche — blos mit deſſen Vernichtung abzuwendende Gefahr geſetzt geweſen.""

„„Folglich habe er — als Einzelner — die Pflicht gehabt, das Vaterland gegen dieſe erkannte Gefahr zu retten.""

„Die irrige Vorſtellung, welche der Mittelſatz *bildet*, war und iſt noch jetzt dem Thäter unmittelbare Wahrheit, und eben darum mußte der Schlußſatz wegen ſeiner innern Conſequenz ſich ihm als ausgemachte Wahrheit aufdringen, und als ethiſche Wahrheit die Macht des Pflichtgebots in ihm äußern; dieſes Pflichtgebot iſt in der That realiſirt, und darum eine Folge davon die natürliche Frage:

„Wie heißt das Geſetz, das ſolche Vaterlandsliebe, die Tödtung eines Vaterlandsmörders, den aufwallenden Eifer für das Vaterland verbietet oder beſtraft?"

„Sitte und Geſetz, Recht und Pflicht hat Sand, nach ſeinem Begriffe, in ſeiner That erhalten, nicht verletzen, nicht übertreten, vielmehr die Höhnung derſelben an dem Höhner ſelbſt aufheben wollen; ſo dachte, ſo handelte der Thäter, und für ſeine That iſt kein Geſetz, ſohin eine Geſetzübertretung im objectiven Sinne nicht vorhanden."

„Was gerade Geſetz und Strafe bewirken wollten,

und zu ihren Endzwecken haben — die Aufrechthaltung des Rechts hat er nach ſeiner Anſicht beabſichtigt. In dieſer ſeiner Anſicht hat er bürgerlich gut gehandelt, das höchſte Geſetz:

„Treue dem Vaterlande“

redlich erfüllt, und ſeinen Patriotismus in Recht und That erprobt.“

„Wohl wußte er, daß aus der Ewigkeit ſanctionirt ſey:

„Wer Blut vergießt, deſſen Blut ſoll wieder vergoſſen werden;“

„er kannte aber auch in ſeiner Anſicht ein höheres Geſetz, eine mächtigere Pflicht: wo das Leben des Vaterlandes in Gefahr ſtehe, nicht das Einzelne zu ſchonen, damit das Ganze erhalten werde.“

„Er glaubte den Satz anwendbar, daß Noth kein Gebot und Verbot habe.“

„Er nennt darum ſelbſt ſeine That einen Colliſionsfall; zwei Geſetze, ein allgemeines und ein ſpecielles kämpften mit einander. Die beſondern concreten Momente ſeiner That geben dieſer einen eigenthümlichen Charakter und eine Form, unter welcher er das Tödten ſo wenig, als das Tödten im Kriegskampfe, von irgend einem Geſetze berührt fand.“

„Er ſtieß darum auf kein Geſetz, unter welches er ſeine That hätte ſubſumiren können, kein Geſetz, das auf ſolche anwendbar wäre.“

„Durch die erſtrebte Zernichtung des teutſchen Vaterlandes, durch deſſen Nichtanerkennung, hat ja der Getödtete ſeine eigene Nichtigkeit ausgeſprochen, ſelbſt ein Ge-

ſetz aufgeſtellt, ſich ſelbſt unter daſſelbe ſubſumirt, und dadurch aller Rechte ſich verluſtig erklärt."

„Deſſen Tödtung war ſohin, nach Sand's Begriffen, in keinem Geſetze verboten, und darum hielt er ſie für erlaubt."

„Nur ahnete er, daß die richtende Nemeſis über die Anwendbarkeit oder Nichtanwendbarkeit ihrer ſpeciellen Geſetze in Verlegenheit gerathen könne. Dieſe ihre Verlegenheit wollte er nicht, und fand nur zwei Auswege, ſie davon zu befreien, entweder den, ſich ihren Gerichten zu entziehen, oder ſich ſelbſt ihr zur Sühne zu bringen. Er wählte den letztern, und bewies auch noch dadurch, daß eine Pflichtliebe in ihm herrſche." *)

„Es folgt nun die weitere Unterſuchung:

2) ob Subjectivität einer Geſetzes-Uebertung vorhanden ſey?

Nachdem Einiges von dem Falle, wo dolus oder culpa dem Thäter zur Laſt gelegt werden können, vorausgeſchickt iſt, werden folgende Sätze aufgeſtellt.

„Die Criminaliſten gäben als beſtimmtes Moment der Strafbarkeit an, daß 1) eine Rechtsverletzung Zweck oder vorherzuſehende Folge der That geweſen ſeyn müſſe, und 2) ſetzten ſie einen Gemüthszuſtand des Verbrechers voraus, vermöge deſſen bei Vollziehung der That die pſychologiſche Möglichkeit der Wirkſamkeit des Strafgeſetzes in ihm begründet war. Sie verlangten daher das Bewußtſeyn der Strafbarkeit und die Möglichkeit des Ein-

---

*) Daß dieſe Bemerkung durchaus actenwidrig ſey, erhellt aus dem Obigen.

fluſſes des Strafgeſetzes auf die Unterlaſſung der That. Daher behaupteten ſie, daß Zurechnung und Strafbarkeit nicht ſtatt finde wo a) der Thäter ſich in einem ſchuldloſen Gemüthszuſtand befand, der das Bewußtſeyn der Strafbarkeit unmöglich macht, daher bei einer Gemüthskrankheit und bei einem gerechten, im höchſten Grade tobenden Affecte. b) Wenn der Thäter in einer Lage war, die den Einfluß des Strafgeſetzes zur Verhinderung der That pſychologiſch unmöglich macht, wohin vorzüglich der Nothſtand gerechnet wird, worin der Thäter von einem momentanen, dem Strafübel wenigſtens gleichen, und den Verluſt eines unerſetzlichen Guts bewirkenden Uebel fortgeriſſen wird."

„Daher frage es ſich: ob eine Rechtsverletzung vom Thäter beabſichtigt, oder als mögliche Folge ſeiner That vorausgeſehen worden?"

„Eine Rechtsverletzung könne hier in Bezug auf denjenigen nicht ſtatt haben, der, nach des Thäters Anſicht, durch Nichtachtung heiliger Rechte ſelbſt rechtlos geworden — und durch Verhöhnung der Sitte und Pflicht aller Perſönlichkeit verluſtig worden ſey u. ſ. w."

„Einen Nothzuſtand in den — nach Sand's Begriffen, — Teutſchland's Selbſtſtändigkeit, Sitte und Recht durch den Getödteten verſetzt war, und der vom Staate nicht entfernt werden konnte, ſahe er, und wollte die Gefahr abwenden. Dieſes war ſeine Anſicht, und darum in ſeinem Bewußtſeyn nicht der Gedanke von Rechtsverletzung."

„Wie kann — bei dieſer ſeiner Anſicht — der Vor-

wurf einer beabſichtigten oder fahrläſſigen Rechtsverletzung ihn treffen?"

„Wie kann ihm zur Verſchuldung gemacht werden, wenn er das Geſetz: „Du ſollſt nicht tödten!" — auf ſeine That unanwendbar, und den Getödteten außer dieſem Geſetze ſtehend anſchaute?"

„Es fragt ſich weiter: ob das Bewußtſein der Strafbarkeit ſeiner Handlung, ſo wie eine Territion der Strafe, in dem Thäter möglich geweſen ſey? Ein Bewußtſeyn der Strafbarkeit ſeiner That war bei Sand nicht möglich. Wie ſollte der, der verſenkt in das Göttliche, ſtets nur das Gute wollte, der hinwegſchauend über alle Nebenrückſichten, blos der reinen Stimme ſeiner Ueberzeugung zu folgen, von früheſter Jugend gewohnt iſt, der noch jetzt ſeine That für gut und pflichthaft erkennt, — im Momente der Ausführung eine Geſetzwidrigkeit, oder eine Straffälligkeit darin erſchauet haben?"

„Als Heros im Dienſte des Vaterlandes hat er über ſich genommen, was er von jedem Teutſchen erwarten zu können glaubte, und dieſer heilige Glaube, für des Vaterlandes Wohl zu wirken, mußte ſelbſt die Furcht des Todes von ihm verbannen, und ihn zum Märtyrer weihen."

„Eine Territion iſt eben darum in ihm nicht möglich geweſen. War auch die ernſte Nemeſis mit ihrem ewigen Geſetze: „Blut um Blut" ihm in den Weg getreten, ſo konnte ſie ihn damit nicht wankend machen."

„Er war beruhigt, daß jenes Geſetz nicht ihm gelte. Nur Abels Blut ſchreit um Rache, nicht das des Vaterlandsmörders, und als ſolchen erſchauete er den Getödteten."

„In dem Thäter, dem des Vaterlandes Selbſtſtändigkeit und Sitten das heiligſte Gut auf Erden iſt, — war durch den Begriff des von dem Getödteten zu bejahenden Verluſtes dieſes Heiligthums — alles Ueberlegen, Klügeln und Berathſchlagen verbannt, und er ward blindlings fortgeriſſen."

„Der Zuſtand, worin der Thäter von der Gefahr eines unerſetzlichen Verluſtes zur That hingeriſſen ward, macht den Einfluß des Strafgeſetzes zur Verhinderung der That unmöglich. Eine ſubjective Geſetzesübertretung wird daher die richtende Nemeſis nicht finden, oder wie heißt das Geſetz, das der Thäter, **bei ſeinen Begriffen**, übertreten hat?"

„Sollte übrigens in der Schrift „Todesſtoß" wegen ihrer Richtung an das Volk eine revolutionäre Tendenz erblickt werden, ſo widerlegt der Inhalt derſelben, ſo wie die ſo vielfällig in der Unterſuchung ausgeſprochene Denkart des Thäters, jeden böſen Argwohn; derſelbe verräth ſich als ein gutmüthiger (!) Schwärmer, dem jede äußere Verfaſſung gut iſt, wenn nur der Menſchengeiſt nach **Gottähnlichkeit** darin ringt und die Einheit des in Gott **verſenkten Denkens und Anſchauens** darin erreicht werden kann."

„Blos Einheit der Denk- und Sinnesart, hinbewegt auf das Religiöſe, iſt das Endziel ſeiner Wünſche, eine wahrhafte Theokratie ſein Ideal, eine gänzliche Zernichtund Ertödtung aller ſinnlichen Neigungen und Triebe, eine ſelbſtverläugnende, blos nach dem Ewigen ſtrebende Tugend ſein höchſtes Gut, ſeine **Seligkeit**. — Seine Lehre findet keine Anhänger, und geht mit ihm ſelbſt dereinſt zu Grabe."

„Man kann von der That ſagen: es habe ein Irrlicht den Thäter geleitet. Es fragt ſich aber, ob er dieſen Irrthum nicht hätte einſehen können und ſollen?"

„Es giebt keinen Irrthum, welchen der Irrende, wenn er gewollt hätte, einſehen konnte. Was der Geiſt ſieht, muß er ſehen, was er nicht ſieht, kann er nicht ſehen."

„Jeder Irrthum iſt dem Irrenden Wahrheit und — nach Plato — die eigentliche Krankheit der Seele."

„Ein willkührlicher Irrthum iſt darum nicht denkbar, und gerade darin beſteht ſein Weſen, daß eine Unwahrheit für Wahrheit erſcheint und erkannt wird."

„Der Fanatismus hat dieſes verkannt, und die troſtloſe Lehre vom ſtrafbaren Irrthume hat die Inquiſitionsgerichte eingeführt."

„Der Irrthum, der den Trugſchluß erzeugte, mag er in einer Krankheit oder in einer natürlichen Beſchränktheit des Geiſtes begründet ſeyn, übte die Macht des Schickſals, und nenne man nun ſolches Tollheit, Wahnſinn oder Raſerei, ſo ſind dieſe Benennungen bloße Bezeichnungen eben ſo vieler Gemüthskrankheiten, ſo wie überhaupt ein jeder Irrthum eine Krankheit der Seele iſt, von der der Menſch nie ganz ſich befreien kann."

„Dieſe irrige Vorſtellung und der darauf geſtützte Trugſchluß iſt es nun, was dieſer That eine Stellung außerhalb der Sphäre des Geſetzes giebt."

„Der irrige Begriff, der in der That ſeine Wirklichkeit hat, iſt das Werk einer Trübung des Geiſtes, und dieſe nur als Krankheit oder als Beſchränktheit möglich, ſie iſt das abſolute Unglück, und das Erzeugniß ein

bloßes Scheinverbrechen, wornach alſo hier nicht ein Verbrechen zu beſtrafen, ſondern ein Unglücklicher, Verirrter, zu bedauern kommt."

Endlich wird noch ausgeführt, daß die Artikel 130 und 137 der peinl. Halsgerichtsordnung hier keine Anwendung finden könnten, weil ſie unterſtellten, daß die Tödtung weder Folge einer aufgeregten, tobenden Leidenſchaft, noch eines Wahnſinns oder der Beſchränktheit ſey, ſondern in dem ruhigen Bewußtſeyn der Sträflichkeit vollbracht worden. — Der Vertheidiger fährt fort:

„Strafloſigkeit iſt hiernach die unmittelbare Folge des Mangels der Imputabilität, und ſchließt die weitere Frage aus: ob die ordentliche Strafe, oder eine Modification derſelben eintrete? — Todesſtrafe kann auch ohnehin ſchon gegen den nicht ſtatt finden, der den Tod nicht als ein Uebel erkennt, und dauernde Gefängnißſtrafe würde bei der Sinn- und Denkart des Thäters befahren laſſen, daß derſelbe in gänzlichen Wahnſinn falle!"

„Auch die Leiden, die der Gefangene während ſeines Verhafts erduldete, müſſen, nach der Lehre der Criminaliſten, ſelbſt dem wahren Verbrecher bei Erkennung der Strafe eingerechnet werden."

„Sollte gegen des Defenſors rechtliche Ueberzeugung nur im Mindeſten an der Strafloſigkeit ſeines Clienten zu zweifeln ſeyn, ſo ſey derſelbe, nach den Berichten des Stadtphyſicats, doch zu keiner Straferſtehung phyſiſch geeignet, ohne unmenſchlich und grauſam gegen dieſen armen verirrten Jüngling zu ſeyn."

Die Schlußbitte geht dahin:

„den verirrten Thäter für ſchuldfrei zu erkennen, den-

ſelben ſeines Arreſtes zu entlaſſen, und ihn wegen der bei ihm feſthaftenden irrigen Vorſtellung, als gemüthskrank der beſondern Aufſicht ſeiner Obrigkeit zu unterſtellen."

Zu dieſer Vertheidigungsſchrift lieferte der Verfaſſer derſelben am 16ten Februar 1820 einen Nachtrag, zu welchem der Bruder des Inquiſiten, der Appellationsgerichts-Advocat Sand, dem Defenſor Materialien überſandt hatte. Hierin wird: (S. v. Hohnhorſt S. 142.)

I. Die Form der Unterſuchung

als mangelhaft bezeichnet und die Behauptung aufgeſtellt:

„Es ſey eine Mangelhaftigkeit dadurch entſtanden, daß die Papiere und Schriften des Getödteten, welcher im Badiſchen ohne öffentlichen diplomatiſchen Charakter, blos als Privatmann gewohnt habe, folglich den allgemeinen Geſetzen unterworfen geweſen ſey, nicht in Beſchlag genommen, alſo dadurch dem Thäter die Mittel entzogen worden wären, ſeinen Begriff von dem Getödteten und von der Vaterlandsgefahr — als wahr und reell zu erweiſen."

„Dieſe Entziehung der Vertheidigungsmittel für den Thäter hebe alle denkbare Beſtrafung gegen ihn auf, wenn nicht der urtheilende Richter in die größte Verlegenheit über eine — ſeiner eigenen Ueberzeugung widerſtrebende — Hinwegraiſonnirung dieſes unterbliebenen Hauptrequiſits und daher in die Unterſuchung gekommenen Hauptfehlers geſetzt werden ſolle."

II. In Anſehung der Form der That wird angeführt:

„Eine wirkliche Nothwehr, oder bei dem wegen Man-

gelhaftigkeit der Unterſuchung und nicht mehr herzuſtellenden Beweiſe derſelben, die ſubjective Ueberzeugung eines ſolchen Nothſtandes, ſey das einzige Motiv und Cauſalität zur That geweſen.“ Dann folgen die bekannten Beſchwerden gegen den Ermordeten.

„Sand's Geiſt ſey durch die Ueberzeugung, er könne und müſſe ſo handeln, befangen geweſen. Iſt aber — fährt der Defenſor fort — einmal eine ſolche Befangenheit des Geiſtes eingetroffen, ein Begriff feſthaltend und vorherrſchend geworden, ſo ſchließt ſie jede Rückſicht, überhaupt jede freie Wahl des Befangenen aus, ſeine Handlungen, welche auf dieſen feſthafteuden Begriff Bezug haben, ſind Wirkungen der Nothwendigkeit.“

Endlich führt der Vertheidiger ſeinen Clienten folgendermaßen redend ein:

„Ich wollte das wahrhaft Gute, ich habe es gewiſſenhaft vollbracht, freue mich darob meiner gelungenen That, und übergebe ſie ruhig dem Zufall und Gerichte.“

„Nur eins wünſche ich, nämlich: Belehrung, wenn das von mir erkannte Gute nicht wahrhaft gut ſeyn ſollte, denn noch bin ich von der Güte meiner That überzeugt, und in dieſer Ueberzeugung beruhigt.“

„Ich habe das Vaterland aus einer höchſtdringlichen Gefahr gerettet, ich habe den nach deſſen Vernichtung ſtrebenden Feind ſelbſt vernichtet, und das Pflichtgebot dazu ſo lebendig in mir erkannt, wie ich es noch jetzt lebhaft in mir erkenne, und in einem ausführlichen Schreiben an meine Eltern u. ſ. w. entwickelt habe.“

„Ich habe gethan, was ich von jedem redlich geſinnten Freunde des Vaterlandes erwarte, und was wieder

jeder von mir hoffen zu können berechtigt war; mein eigenes **Selbſt** habe ich dem Vaterlande geopfert, und kann nun ruhig deſſen Urtheil über mich erwarten."

Wir legen an dieſe Defenſion, wie oben bemerkt, keinen andern Maaßſtab als die einfache Frage: **war dieſelbe, nach Lage der Sache, dem Intereſſe des Inquiſiten angemeſſen?**

In dieſer Beziehung können wir nicht umhin, mehrere weſentliche Ausſtellungen an derſelben zu machen.

Der Defenſor muß ſich vor allen Dingen klar machen, welches in der vorliegenden Sache der muthmaßliche Standpunct des Richters ſeyn werde. Von dieſem Geſichtspuncte ausgehend, muß er dann ſolche Vertheidigungsgründe wählen, die wahrſcheinlicherweiſe den größten Eindruck auf denſelben machen werden; umgekehrt, darf er, im Intereſſe ſeines Clienten, die Defenſion nicht auf ſolche Data ſtützen, von denen er vorausſetzen muß, daß der Richter ſie angebrachtermaßen abweiſen werde.

Hieraus folgt, daß der Defenſor ſich gefliſſentlich vor jeder offenbaren Plus petitio hüten muß. — Er täuſche ſich nicht durch die irrige Vorausſetzung: Je mehr er fordere, deſto mehr werde er in jedem Falle erhalten! Im Gegentheil! der Richter, welcher dem gemäßigteren Antrage, der dafür mit aller Kraft hätte unterſtützt werden können, vielleicht ein geneigtes Ohr geliehen hätte, wird mißtrauiſch und eingenommen gegen die ganze Defenſion, wenn er am Schluſſe derſelben einen Antrag ſieht, von welchem auch ſchon der geſunde Verſtand des Nichtjuriſten einſehen muß, daß er unſtatthaft ſey.

Auch durch Ausführungen, die augenſcheinlich überflüſſig ſind, ſchadet der Defenſor dem Intereſſe ſeines Clienten, und der Satz: superflua non nocent, iſt in dieſer Beziehung wenigſtens falſch. Mit ungeſchwächter Kraft muß derſelbe ſeinen Angriff auf die Puncte, aber auch nur auf dieſe richten, wo er möglicherweiſe obſiegen kann. Seine ganze Stellung iſt verändert, ſobald er auch als Vertheidiger des offenbar Ungereimten und Unrechten erſcheint, während jedes Wort eine doppelte Kraft gewinnt, wenn der Richter ſelbſt der Unpartheilichkeit des Defenſors Gerechtigkeit widerfahren laſſen muß.

Wenden wir dieſe Bemerkungen auf die vorliegende Defenſion an, ſo läßt ſich nicht verkennen, daß ſie die meiſten der hier gerügten Fehler an ſich trage. —

Wir müſſen es zuvörderſt tadeln, daß der Vertheidiger in der erſten Hälfte der Schrift offenbar ſich einem beſtimmten philoſophiſchen Syſteme anſchließt, aber auch nur in der Weiſe, daß er eine gewiſſe individuelle Art ſich zu äußern ganz äußerlich copirt, wie es denn überhaupt ein häufig wiederkehrender Irrthum iſt, daß man zu philoſophiren glaubt, ſobald man nur, auch ganz gewöhnliche Dinge in die Schulſprache eines Syſtems überſetzt und dabei die Lieblingsausdrücke und Wendungen eines philoſophiſchen Lehrers gebraucht. Konnte er auch nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit des Gelingens hoffen, daß es einen beſondern Eindruck auf den juriſtiſch gebildeten Richter machen werde, wenn er ausführte: „Sand habe es ſich zur heiligſten Pflicht gemacht, ſein eigenes Selbſt an das Vaterland zu entäußern, jede Negative deſſelben für ein Nichtiges zu betrachten, und durch Vernichtung des

Richtigen daſſelbe mit ſich ſelbſt zu vermitteln, was nun die Kataſtrophe ſeines Lebens ausgemacht habe?" oder: „Sand habe ſeine Naturbeſtimmtheit, die ſeine Negativität ſey, für ſein wahres Weſen erkannt, ſohin ein Richtiges für reell angeſchaut und verwirklicht, und dadurch ein Irriges im Wahne der Wahrheit vollbracht?" oder: „Sand's That ſey bloß eine fortgeſetzte Dialectik ſeines Begriffs geweſen, den er von dem Getödteten, von der Vaterlandsgefahr und von ſeiner eigenen Pflicht hatte?" Konnte, fragen wir, der Defenſor ſich darüber täuſchen, daß dieſer Mißbrauch philoſophiſcher, techniſcher Formeln in einer rein practiſchen Sache, nothwendig auch den Richter gegen die geſammte Defenſion einnehmen mußte, wie er ohne Zweifel jedem unverbildeten Menſchen zum höchſten widerlich iſt?

Noch gefährlicher war der Verſuch des Vertheidigers, mit Hülfe dieſer und anderer Formeln, die wieder anderen Syſtemen angehören, auszuführen, daß Sand's That weder ſubjectiv noch objectiv ein Verbrechen ſey, und ſogar an einigen Stellen ſich Aeußerungen über dieſelbe zu erlauben, welche leicht wie eine Verherrlichung des Inquiſiten verſtanden werden können. Es klingt wie eine Ausforderung an die Richter, wenn der Vertheidiger ausruft: „Wie heißt das Geſetz, das ſolche Vaterlandsliebe, die Tödtung eines Vaterlandsmörders, den aufwallenden Eifer für Vaterland, verbietet oder beſtraft?" und der practiſche Juriſt hätte es ſich ſelbſt ſagen müſſen, daß die, auf poſitiven Geſetzen und nicht auf philoſophiſchen Syſtemen beruhende Juſtiz ihm die Antwort darauf nicht ſchuldig bleiben werde.

Eben ſo wenig konnte der Defenſor mit einiger

Wahrſcheinlichkeit ſich einen Nutzen von den beiden andern in dem Nachtrage zur Vertheidigungsſchrift beigebrachten Gründen verſprechen. —

Unmöglich konnte in v. Kotzebue's Papieren irgend ein Grund liegen, der den Inquiſiten zu dem in Rede ſtehenden Verbrechen berechtigt oder dieſes entſchuldigt hätte. Es iſt erwieſen, daß Sand's ganzer Haß gegen den Ermordeten ſich auf deſſen Wirkſamkeit in Schriften und Zeitungen gründete, die **gedruckt** aller Welt vor Augen lagen, und es liegt nicht die geringſte Vermuthung vor, daß Sand von dem etwaigen Inhalte der Papiere Kotzebue's irgend etwas wußte. Wäre übrigens auch aus dieſen Papieren die Anzeige irgend einer geſetzwidrigen Handlung des Entleibten hervorgegangen, ſo bedarf es für den Juriſten wohl keiner beſondern Erwähnung, daß dieſe dem Mörder unmöglich zu ſtatten kommen konnte; auch verſteht es ſich eben ſo von ſelbſt, daß die Beſchlagnahme der Papiere nur auf den Grund des Verdachts einer geſetzwidrigen Handlung oder des Beſitzes von Papieren, die den Thatbeſtand oder Indicien einer ſolchen enthalten, verfügt werden kann, als daß v. Kotzebue dadurch noch nicht als verdächtig erſcheint, daß er ermordet wird.

Daß endlich Sand, der ſechszig Meilen weit hinreiſ'te, um den Entleibten, mit dem er nie in ſeinem Leben in perſönlicher Berührung geweſen, meuchelmörderiſch zu überfallen und niederzuſtoßen, ſich in der Ausübung einer gerechten Nothwehr befunden habe, iſt eine Behauptung, welcher der Defenſor, — wir wollen es zu ſeiner juriſtiſchen Ehre annehmen! — gewiß ſelbſt keinen Glauben beigemeſſen hat. Aber warum traute er dem Richter nicht

eben ſo viel Einſicht zu, und warum machte er dann von einem ſolchen Argumente Gebrauch?

Wir werden auf das Hauptmoment der ganzen Vertheidigung, welches, wie uns ſcheint, ſich auf den Satz zurückführen läßt: „der Inquiſit kann nicht geſtraft werden, weil er in der feſten Ueberzeugung handelte, er thue kein Unrecht,“ — weiter unten zurückkommen, hier genüge die Bemerkung, daß, nach unſerer Anſicht, das ganze Syſtem der Vertheidigung ſich darauf hätte beſchränken müſſen, dem Angeſchuldigten das Leben zu retten. Die Erreichung dieſes Zweckes lag nicht im Gebiete der Unmöglichkeit, dagegen war ein günſtigeres Loos für den Inquiſiten vernünftigerweiſe nicht zu erwarten. Die Schuld und Zurechnungsfähigkeit deſſelben mußte dem Richter, wie dem geſunden Menſchenverſtande, beim erſten Blicke klar ſeyn, und ein günſtigerer Erfolg war bei einem ſolchen Streite gegen das Evidente nicht zu hoffen. Zweifelhafter war es dagegen ſchon, ob dem Inquiſiten nicht Milderungsgründe zu ſtatten kämen, die die Todesſtrafe ausſchlöſſen,*) und auf dieſen Punct hätte, unſers Erachtens, der Vertheidiger ſich werfen und mit aller Kraft des Ausdrucks wie des Gedankens ausführen müſſen, daß der Irrthum des Inquiſiten zwar auch immer ſeine Schuld ſey, aber zur größern Hälfte der ſchlechten Lehre zur Laſt falle, die der Inquiſit im guten Glauben in ſich aufgenommen, und deren bloße Conſequenz die unglückliche That ſey, der ſchlechten Lehre, welche Weiſere, als er, geduldet,

*) Wir ſind, wie ſich weiter unten zeigen wird, der entgegengeſetzten Anſicht. Es iſt hier nur davon die Rede, wie der Inquiſit am paſſendſten hätte vertheidigt werden können.

und deren Prüfung und Verwerfung man daher von einem unerfahrenen Jünglinge, von ſehr mäßigen Naturgaben, nicht allein verlangen könne, und dieß um ſo weniger, je mehr die Schulen und Univerſitäten heutzutage Staatsanſtalten geworden ſind.

Auch im größern Publicum wurden viele Stimmen über die That und den Thäter laut, und nicht leicht hat irgend ein Criminalfall jemals ein größeres Intereſſe in Deutſchland erregt. Aber es wurde auch bei dieſer Gelegenheit klar, welcher Riß durch unſere geiſtige Welt geſchehen iſt, und die unpartheiiſche Geſchichte wird einſt alle Stimmen über dieſes Verbrechen, von dem ſpärlichen, großentheils nur furchtſamen und halblauten Tadel an, durch alle Nuancirungen bis zum hellen Jubel über den Mord und bis zur Lobpreiſung des Thäters, ſammeln, und daraus ein gerechtes Urtheil über das Zeitalter bilden, denn dieſes iſt es, welches ſich in den Individuen abſpiegelt und ausſpricht, die als Sprecher für Viele bei dieſer Gelegenheit hervortraten. Wohl weiſt auch die Geſchichte chriſtlicher Völker Beiſpiele auf, daß in der Zeit furchtbarer Bürgerkriege die erbitterten politiſchen oder religiöſen Partheien ſich gegenſeitig für vogelfrei und den Meuchelmord des verhaßten Gegners für kein unrechtes Mittel hielten, aber immer wurde doch, von beiden Seiten, das göttliche Gebot: „Du ſollſt nicht tödten," für die objective Regel anerkannt, beide Partheien ſtanden doch noch auf einer und derſelben Baſis, und hielten dann die einzelne Bluthat für einen beſondern Aus-

nahmsfall. Anders entwickelte ſich der Streit der Meinungen bei Gelegenheit dieſes Verbrechens; kraft der philoſophiſchen und mehr theoretiſchen Natur unſers Zeitalters, und vornämlich der Deutſchen im neunzehnten Jahrhundert, ging derſelbe in die Tiefe des Gegenſtandes, und geſtaltete ſich zu einer Controverſe über die Exiſtenz eines ſolchen objectiven Geſetzes ſelbſt, als welches ein, weder unbedeutender noch wenig zahlreicher Theil der Zeitgenoſſen, von der Verwerfung jeder objectiven göttlichen Offenbarung ausgehend und folgerecht weiter ſchließend, in des Menſchen Inneres und deſſen individuelle Ueberzeugung ſetzte. Wäre dieſe Anſicht richtig und ſetzte man dann weiter, ebenfalls unſtreitig conſequent, das Kriterium der Tugend in die Uebereinſtimmung der Handlungen des Menſchen mit ſeiner Ueberzeugung, ſo konnte es nicht fehlen daß Sand, als hohes Muſter und Ideal einer practiſchen Tugend und Heiligkeit, angeſtaunt und verherrlicht wurde. Aber dafür konnte es auch den Tieferſchauenden nicht verborgen bleiben, daß der Streit der Partheien in eben dieſer Zeit endlich dahin gediehen iſt, daß er ſich nicht mehr um dieſes oder jenes Dogma, um dieſe oder jene politiſche Einrichtung, ſondern, in ſeiner furchtbaren Bedeutung aufgefaßt, um die oberſten und einfachſten Begriffe von Wahr und Falſch, von Recht und Unrecht, und ſomit um die höchſten Principien des Lebens, (des Einzelnen, wie der menſchlichen Societät,) ja um die Grundſätze des menſchlichen Denkens dreht, daß die ſtreitenden Partheien kaum noch dieſelbe Sprache reden, da jene einfachen Worte, die Träger aller Ideen, bei beiden die entgegengeſetzte Bedeutung haben, und daß demnach

eine Verſtändigung zwiſchen beiden ſo wenig möglich iſt, wie eine gegenſeitige Abrechnung zwiſchen zweien Perſonen, von denen die eine das Einmaleins nicht mehr als Grundlage der Arithmetik anerkennt.

Um einen ſchlagenden Belag für dieſe eben aufgeſtellte Anſicht zu liefern, laſſen wir von jenen Stimmen der Zeitgenoſſen über Sand's That nur eine ſprechen. — Sie ertönt nicht aus einem vertrauten Briefe, noch iſt ſie ein vertraulicher Erguß des Herzens in einer unbewachten Stunde an einen innigen Freund, — ſie geht nicht wie die oben mitgetheilte Defenſion, — (der wir Alles verzeihen, nur das nicht, daß ſie dem Intereſſe ihres Clienten zuwider iſt,) — von dem Vertheidiger aus, der da gethan was ſeines Amtes war, — ſie wird auch nicht wider den Willen des Verfaſſers an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen, ſondern kaum war die That geſchehen, ſo ließ der bekannte Schriftſteller Grohmann in Fr. Naſſe's Zeitſchrift für pſychiſche Aerzte (Erſtes Vierteljahrheft für 1819. S. 206 u. ff.) ſich folgendergeſtalt zum Publikum vernehmen:

Kotzebue's und Sand's unglückliches Ende.

(Pſychologiſche Bemerkung von Herrn Profeſſor Grohmann.)

„Kotzebue's und Sand's tragiſches Ende eilte herbei, man möchte ſagen, wie durch das Schickſal des innern Lebens, ſelbſt gerufen und beſtimmt. Denn kaum kann es einen Gegenſatz geben im Leben und in der Geſchichte, der größer wäre, als zwiſchen Kotzebue und Sand, zwiſchen unglaublicher Leichtigkeit und tiefer in ſich ſelbſt gegründeter Feſtigkeit, zwiſchen einer vielgewandten Sitte

nach Zeit und Ort, und zwiſchen jener Einheit und Erhabenheit des Gemüths, die ihren Grund in dem moraliſchen Willen und ihre Befeſtigung und Bethätigung in einem religiöſen lebendigen Glauben hat. Zwei ſolche Gegenſätze, — treffen ſie zuſammen, — wie kann es denn anders in der Wirklichkeit ſeyn, als was das nachahmende Drama ſelbſt ſo oft in ſeiner tragiſchen Verwickelung und Löſung dargeſtellt hat! Beide Gegenſätze gehen unter in ihrem Kampfe. Kotzebue fiel durch Sand, und Sand durch Kotzebue. (!!) Es iſt hier kein einſeitiger Mord, ſondern gegenſeitig, (!!) Der Eine opfert ſich ſelbſt und wird geopfert durch den Andern.“ ...

„Der Mord hat den Schein und die Art des Meuchelmordes. Und doch iſt er es nicht. Von beiden entgegengeſetzten Seiten müſſen wir dieſes wieder betrachten, wenn ſich die Fabel des unglücklichen Drama's wirklich erklärend und verſtändlich löſen ſoll. Kotzebue hatte ja immer mit der Welt leicht Frieden gebrochen und leicht wieder Frieden, für ſich wenigſtens, gewonnen. Es lag dieſes in der Art ſeiner muthwilligen Maske ſelbſt, die nicht blos ſcheinbar, ſondern wirklich war. Sie war die Form ſeines ganzen Seyn's und Weſens. Wir wollen hier nicht die trauernden oder trüben Schatten aufrufen, um das zu beſtätigen, was ſie Dunkles und Trübes aus dieſem leichten Leben Kotzebue's auf das ernſtere und höhere Leben von ſo vielen andern Befreundeten und nicht Befreundeten übertrugen. Wir erinnern hier nur an die letzten Lebensmomente Kotzebue's, als dem löſenden Drama ſeines unglücklichen Endes. Warum und wie ging der theatraliſche Schriftſteller zum politiſchen und politiſirenden

Hiſtoriker, warum und wie in eine Haltung gegen Vaterland, Freiheit, Schule und Wiſſenſchaft über, die auf keine Art gebilligt, ja im höchſten Grade gemißbilligt, ja mit Zorn und Verachtung gefühlt werden mußte. Mochte Kotzebue es auch nicht beſſer verſtehen, ſpielte auch hier noch ſein leichtes Ich die leichte Rolle, ſo war in dieſem Spiele doch die Einheit des Orts und der Zeit verfehlt. Das Schickſal rächte ſich unmittelbar an ſeinem muthwilligen Sänger, der es von dem leichtbeſpöttelnden Theater in das wirkliche Leben rief. Mit der Wahrheit in der Wirklichkeit ſpielen, iſt ein gefährlicheres Spiel, als auf der Bühne unſchuldigen Schein zur tröſtlichen Wahrheit erheben. Kotzebue gab Wochenblätter heraus. Die Biene war zur Wespe geworden, verwundend und ſummend ließ ſie Keinen ungehinderten Weges gehen. Nehmen wir doch die ganze Literatur von der Pädagogik bis zur Theologie, von der Turnkunſt bis zur Arzneiwiſſenſchaft, wo und wie hätte Kotzebue nicht mitgeſprochen! Perſönlichkeiten miſchten ſich in Allgemeinheiten, — und überall war der verunglimpfende Spott des vornehmen, abſprechenden Dichters. In Sachen des heiligen Vaterlandes — konnte dies nicht wohl thun und wohl gehen! Das Ende hat es bewieſen! Die Geſchichte hat es ſchon hundertfältig bewieſen: „Spott reizt wie der Stachel der Wespe zu Blut.“ Das iſt der eine Dolch, den Kotzebue, wenn auch nur in Wort und Rede, nur dramatiſch und theatraliſch wetzte. Dieſer trifft aber, verwundet und tödtet nicht weniger, wie der Dolch von Stahl. Dieſer trifft das phyſiſche Leben, jener das moraliſche Leben mitten in dem Leben und der Fortdauer des Lebens ſelbſt. Klocken-

brink beweiſt dies. Er ſtarb wahnwitzig, vom Verſtande gekommen durch die eiſerne Stirn. — Andeuten wollen wir dies nur, nicht ausführen. Aber andeuten mußten wir es, um Sache gegen Sache zu wägen und zu richten. Pſychiſch ſind die äußern, ſelbſt frühere Momente eines Lebens ſo wichtig zur Beſtimmung eines unglücklichen Endes, welches auch die Fabel der Dichtung und des literäriſchen unausgeſetzten Spottes nimmt. Sand mordete Kotzebue nicht wie ein feiler gedungener Meuchelmörder, ſondern als Richter einer Vehme. (NB) Das Urtheil war geſprochen; Kotzebue mußte fallen, Sand mußte mit fallen. Zwei Kämpfer traten auf, aber nicht im Zweikampfe, wo das Leben auf dem Spiele ſteht; ſondern ernſt war die Sache gemeint. Beide mußten ſterben, — Sand und Kotzebue. Dazu wurde der Brief der Vehme gereicht. Der Vehmrichter mordete ſich dann ſelbſt. Blut ſollte durch Blut geſühnt oder gebüßt werden. Beide Opfer mußten aber fallen, — ſo hieß es in Sand's Vehmbrief oder moraliſchen Urtheilsſpruch, — um der guten Sache, der heiligen Wahrheit, der heiligen Freiheit des deutſchen Vaterlandes willen. Spott und Ernſt löſten ſich entzweiend in dem unglücklichſten Schickſale eines Mordes, — eines zwiefachen Mordes auf. Wir müſſen aber dieſes hier ausdrücklich erwähnen: Sand's Schreckensthat war weniger Meuchelmord; ſie hatte nur die äußere ſcheinbare Form deſſelben. Es war offene ausgemachte Fehde. Sand kniete nach der Blutthat hin und betete: „Vater, es iſt vollbracht!" Er vollbrachte dann das Zweite, ſich ſelbſt den Dolch in die Bruſt zu ſtoßen. Keine Reue, kein bü-

ſender, ſtrafender Vorwurf folgte auf jene und dieſe That. So kalt und ernſt die That beſchloſſen war, ſo kalt wurde ſie auch ausgeführt, und der Vollbringer war fröhlich nach vollbrachter Handlung. So büßen oder ſind nicht gemeine Mörder und Uebelthäter. Die That war die Vollbringung eines moraliſchen Urtheils, mochte dieſes nun im Irrthum oder im vollen, hellen Selbſtbewußtſeyn moraliſcher Freiheit gefaßt worden ſeyn. Die ganze That kündigt ſich ſelbſt in ihrem Irrthum als Vollſtreckung eines feſten, ruhigen Gewiſſens an. Die Blutſchuld wird nicht verfolgt durch Furien und Gewiſſensbiſſe. Der Unglückliche empfindet die Schmerzen der geſtürzten Familie. Aber dem Gemordeten und Mörder iſt Recht geſchehen. So lautet es in des unglücklichen, wahrhaft unglücklichen — warum ſollten wir ihn nicht ſo nennen, Sand's Gewiſſen und Urtheilsſpruch. Körner's Leyer und Schwert tröſten ihn noch, Schiller's Reſignation feiert er noch in dem vielgeliebten Dichter ſelbſt; die heiligen Urkunden verlaſſen ihn nicht mit ihren ernſten Worten des hieſigen und einſtigen Weltgerichts. Welche Erſcheinungen in dem Gewiſſen eines Mörders! Er war mit geweſen in dem Kampfe fürs Vaterland, er hat mitgekämpft wie irgend einer der Tapfern. Das große Freiheitsgefühl, beſtätigt und geheiligt durch Freiheitskampf, war wach bis zum hellſten Bewußtſeyn, — die Tugend des Schlachtfeldes hallte noch nach, — und im Frieden fielen nun Opfer des Kampfes, — wo nur Recht und Freiheit in Geiſt und Wort hätten ſprechen und das Gottesurtheil in der Befreiung der Völker vollenden ſollen."

„Was iſt nach allen dieſen und andern Zeichen, die

aus dem Leben Sand's bekannt ſind, — er war ordnungs- und friedliebend, männlich und ſtark, tugendliebend und ſtandhaft; er ſprach bei der Wartburgsfeier kräftig und in gehaltenen, obſchon enthuſiaſtiſch-entflammten Worten — dieſe That des blutigen Urtheils über Kotzebue und des Selbſtmordes! — Pſychologiſch (!!!) fällen wir hier das Urtheil! Es war die That eines bis zum höchſten Grade der Moralität, der Religionsweihe erhöheten und verlebendigten Bewußtſeyns; der moraliſche Wille ſank unter dem Feuer des entglüheten Willens — mehr allgemeines Bewußtſeyn, als Bewußtſeyn der Trennung und Sonderung *). War die That der That, die Sache dem Urtheilsſpruche, das Spiel und loſe Spiel der Worte der ernſten Buße durch Stahl und Blut werth? — ſo mußte ja ein Jeder ſprechen. Nur das entglühte und jugendlich überraſchte Bewußtſeyn urtheilte nicht ſo. Kotzebue und Sand fielen durch Eine Schuld — durch den Frevel des Leichtſinns und den Frevel der Uebertäubung. Das Haupt der Meduſe trat zwiſchen Beide, und Maskenſpiel und tragiſches Heldenleben ſanken zu Boden."

„Die Pſychologie iſt nicht blos eine ernſte Lehrerin des ſinnlichen und intellectuellen menſchlichen Lebens, ſondern auch für moraliſche Kraft und Tugend. Auch der freie Wille in ſeiner höchſten Gluth und in ſeinem höch-

*) Die originelle Diſtinction, zwiſchen einem „moraliſchen Willen" und einem „entglüheten Willen," und zwiſchen dem „allgemeinen Bewußtſeyn" und dem „Bewußtſeyn der Trennung und Sonderung," iſt wohl nur dann geeignet den Meuchelmörder entſchuldigen zu helfen, wenn man überhaupt auf der geiſtigeu Grundlage ſteht, aus der dieſes „pſychologiſche" Urtheil emporgewachſen iſt.

ſten Streben der Entbindung vom Sinnlichen und Sterblichen, bindet und feſſelt ſich bisweilen durch den hohen Flug den er nimmt. Befangenheit umgiebt ihn dann, wie in der Tiefe von menſchlichen Lüſten. Es giebt eine Begeiſterung der Kunſt, die nicht mehr frei iſt; eine Begeiſterung des Tugendſinns, die über die Freiheit menſchlichen Willens hinausliegt; eine Begeiſterung der Gottesanſchauung, welche die Flügel des irdiſchen Menſchen löſet, und ſie von aller Leitſamkeit und Regierung frei macht*). Aber der Menſch ſtrebt da hinauf, wo er noch nicht hin kann; er ſtirbt da gleichſam zwiſchen Himmel und Erde. Für ſolche Thaten und Leben iſt nichts beſſer als der Tod**). Er ſpricht den Richterſpruch, den er ſich vor allen menſchlichen und weltlichen Gerichten vorbehält. In ſolchen Thaten und Gemüthsarten ſind die Fäden ſo verkettet, daß mitten in der Freiheit Beſtimmung, und in der Beſtimmtheit Freiheit zu walten ſcheint. Ein pſychiſches Seelengemälde, wo die volle Kraft der einzelnen Lebensgebilde an der zu vollen Kraft des ganzen Lebens untergeht."

„Dieſe That Sand's iſt nicht etwa der Ausdruck oder wohl gar die Inſpiration einer allgemeinern oder verbor-

---

*) Und unter dieſen Geſichtspunct ſtellt der Verfaſſer den in Rede ſtehenden Meuchelmord! Sollten dergleichen Urtheile nicht eben ſo merkwürdige und traurige Zeichen der Zeit ſeyn, als das verübte Verbrechen ſelbſt?

**) Da die Tendenz dieſes ganzen Aufſatzes dahin geht, dem Meuchelmörder das Vorrecht der Unfreien zu vindiciren, ſo iſt ſchwerlich anzunehmen, daß der Verfaſſer hierbei an den Tod durch Urtheil und Recht gedacht habe. Er nahm an, daß Sand's Wunden, die er ſich ſelbſt beigebracht, tödtlich geweſen ſeyen.

genen Geſchichte *). Die That erklärt ſich durch ſich ſelbſt. Sie iſt das Geſchick eines zu vollen und für Tugend und Tugendleben zu heiß und ſtark ſchlagenden Herzens. Die einzelnen guten Thaten der Duldung, des mildern weiſern Sinnes, gehen ſo unter oder verlieren ihre Höhe und Zuſprache unter dem Kraftworte der Einen Tugend, die handelnd und übermannend aus der Seele des Begeiſterten heraustritt. Die Seele hat ſich hier gleichſam ein Gewebe gebauet, welches nur an wenigen Fäden um andere Gegenſtände geſchlungen iſt. Ein Windhauch zerſtört es, und der Entſchluß, die Bürde fällt unter ihrer eigenen Bürde. So erklären wir uns die That Sand's. Sie reifte unter dem allgemeinen Gefühl der Tugend (!!) — und die Frucht fiel überreift. Die Seele *hatte* keine Kraft, ſich über That und andringender Kraft zu erheben. Denn das iſt ja wohl das Loſungswort für alle Tugend, daß immer noch Wille von Wollen, der Handelnde von dem Handeln in dem Handeln ſelbſt für die Seele unterſcheidbar bleibe. Pſychologiſch können wir nicht anders, als in dieſem unglücklichen Mord eine unglückliche That erkennen, die mehr von moraliſcher Beſtimmtheit, als moraliſcher Freiheit, mehr von einem allgemeinen, zu drängenden Selbſtbewußtſeyn, zu handeln und gern zu handeln, als von freier moraliſcher Ueberzeugung und in ſich ruhiger, beſonnener Kraft der Seele hergeleitet werden könnte. Sand's That hat zwar alle äußere Formen der Ruhe,

*) Und eben dieſer Schriftſteller behauptet wenige Seiten vorher (S. 332), wo es darauf ankommt, nachzuweiſen, daß Sand kein gewöhnlicher Meuchelmörder ſey, „er ſey der Richter einer Vehme" geweſen !!!

Beſonnenheit, Ueberlegung, des wohl überlegten reifen Urtheils. Und doch iſt ſie dieſes in ſich nicht. Aeußere Ruhe kann beſtehen mit dem innerſten Kampfe des Gemüths, wohl überlegte äußere Form einer That mit der innerſten Betäubung und Selbſtverkennung des Urtheils. So viele Selbſtmörder opfern ſich in der äußerſten Ruhe, wie es ſcheint, dahin. Iſt dieſes aber wirklich ſo, frage ich die Criminaliſten, oder vielmehr die pſychiſchen Aerzte, die allein über pſychiſche Leiden und Gebrechen, über Verbrechen und blutige Thaten ſollten zu erkennen haben. Ich habe mehrere Gemüther Sandiſcher Art gekannt. Sie fallen und opfern ſich nicht auf gleiche Weiſe. Dies hängt von den Verſchiedenheiten des äußern Lebens ab, wie das Leben ſich entzünden, der Blitz treffen ſoll. Aber in allen dieſen moraliſch=erhöheten und enthuſiaſtiſchen Gemüthern habe ich eine Flamme gefunden, die leicht mit ihrem Zünder weiter greifen und ſich ſelbſt verzehren kann. Ein geiſtiger und moraliſcher Verbrennungsproceß, wie es einen ſolchen Selbſtentzündungsproceß des menſchlichen organiſchen Lebens giebt! — Ich laſſe auf dieſe allgemeinen Bemerkungen, die ich gerne zur Belehrung eines Beſſern dem Tadel und der Widerlegung anheim gebe, einen hiſtoriſchen Auszug der Berichte folgen, die uns öffentliche Blätter über die Blutthat Sand's geliefert haben."

Hier folgen einige (oberflächliche) Zeitungsartikel, welche indeſſen, wie jener Schriftſteller S. 217. a. a. O. in der Note ſagt, ſchon hinreichen „zur Begründung eines pſychologiſchen Urtheils." Dann heißt es weiter:

— — — „Es iſt klar aus allen dieſen Thatſachen,

daß es einen moraliſch-religiöſen Enthuſiasmus giebt, welcher bei aller ſcheinbar-erhöheten Freiheit des Willens dennoch die wahre Kraft und Freiheit deſſelben hemmt, — eine Freiheit, die nicht anders als bei ruhiger Anſchauung und klarer Beſonnenheit des Verſtandes Statt finden kann. Eine unglückliche Ueberſpannung der Seele durch die eigene geiſtige Natur derſelben!" — — —

Den Schluß bildet folgende clausula salvatoria:

„Wir haben hier in dieſem Sand'ſchen Verbrechen ein neues Beiſpiel von pſychiſch-moraliſchen Verirrungen*), die unmittelbar in den pſychiſchen Verhältniſſen ihren Grund haben."

Gegen dieſen Aufſatz iſt nicht füglich zu ſtreiten; die gewöhnlichen Geſetze des Denkens, ſo wie die früher allgemein anerkannten Principien von Sittlichkeit und Recht werden darin gleich ſtark verletzt, und ein Streit mit einem Gegner, der ſich auf dieſen Standpunct ſtellt, würde zu den unerſprießlichſten und überflüſſigſten Verhandlungen gehören, die gedacht werden können. Aber wie Tacitus voll gerechter Indignation über das Uebermaaß der Schlechtigkeit ſeiner Zeitgenoſſen ausruft: Placuit ignoscentibus, verso nomine, quod avaritia fuerat, videri majestatem! ſo findet man auch heutzutage den Schlüſſel zu dergleichen Ausführungen nur dann, wenn man ſich in die Transpoſition der Begriffe und die dar-

*) Verirrungen? Die That wurde ja oben als ein Uebermaaß von Tugend qualificirt!

aus entſtehende Veränderung des Sinnes der Worte hin-
eindenkt, die jenen zum Grunde liegt. Was früher Sünde und Verbrechen hieß, iſt dergleichen Pſychologen, verso nomine, Tugend und Edelmuth, und umgekehrt; ſo iſt denn auch dieſes Urtheil über den empörenden Meuchelmord, auf dieſe Art, völlig gerechtfertigt.

Bei der Beurtheilung dieſes Verbrechens müſſen wir von der Perſönlichkeit des Schuldigen ausgehen, und hierbei zuvörderſt deſſen urſprüngliches Naturell und das, was er im Laufe der Zeit wurde, ſorgfältig unterſcheiden.

Wir haben oben nachzuweiſen geſucht, daß Sand in ſeinen Kinder- und frühern Jünglingsjahren nichts weniger als ein Menſch von verderbter Denk- und Gefühlsweiſe, oder von hervortretend böſen Anlagen war. Im Gegentheil ſcheint es uns keinem Zweifel unterworfen, daß er, ohne beſondere Schärfe des Verſtandes, ſeinem Gemüthe und Willen nach urſprünglich eine durchaus edle, tiefe und ernſte Natur, einer begeiſterten, großartigen Hingebung für das Wahre und Gute, nicht unfähig geweſen wäre. Auch bürgt ſein zartes und kindliches Verhältniß zu ſeinen Eltern dafür, daß eine grauſame, rohe Wildheit urſprünglich nicht in ſeinem Charakter lag, und ſein Briefwechſel mit ſeiner Mutter, ſeine Tagebücher, ſelbſt die während ſeiner ſpätern Verirrungen ihm noch geläufige religiöſe Art ſich auszudrücken, beweiſt, daß in ihm eine Neigung zur Religioſität und eine gewiſſe fromme kindliche Richtung vorwaltete, die, wenn ſie ſich ungetrübt entwickelt, vielleicht ſehr ſchöne Früchte getragen hätte.

Mit eben dieſem ſo geſchilderten Menſchen iſt im Laufe weniger Univerſitätsjahre die traurigſte Veränderung vorgegangen; von einer innern Verirrung in die andere taumelnd, endet er in einem todeswürdigen Verbrechen.

Höchſt bezeichnend iſt in dieſer Hinſicht das Zeugniß eines Apothekers aus Wunſiedel. (v. Hohnhorſt S. 102.) „So lange,“ ſagt dieſer, „bis Sand auswärtige Gymnaſien und Akademien beſucht, habe ich ihn ſtets als einen jungen Menſchen vom beſten ſittlichen Charakter und Betragen, gegen Jedermann dienſtfertig und freundlich gekannt. Als er aber das letzte Mal in Wunſiedel geweſen, habe ich ihn am Ende für einen Schwärmer gehalten, ſo wie ich denn oft gedacht habe, der kann noch einmal überſchnappen. So habe ich mit ihm in Geſellſchaft ein Geſpräch von einer halben Stunde geführt, mit einem Schwall von Worten, wobei er von einem Extreme auf das andere fiel, ſo daß ich mich am Ende nicht einmal mehr habe beſinnen können, wovon eigentlich die Rede geweſen.“

Jene oben genannte Veränderung, die ſich nach dem Zeugniſſe dieſes Apothekers auch in ſeinem äußern Benehmen ausſprach, ging nun in Sand nicht in der Weiſe vor, daß die ſinnliche Luſt in ihm den Sieg davon getragen hätte, vielmehr iſt er gegen deren Angriffe feſt und geſtählt geweſen; auch ſcheint ſie um ſo mehr in ihm zurückgetreten zu ſeyn, als er, auf ernſte Gegenſtände gerichtet und nur in dieſen lebend, ſchon frühzeitig den fröhlichen Leichtſinn des Jünglings verloren hatte. Ja, es hatte die politiſche Richtung, der er folgte, auch ihre Aſcetik. Als ſtrenggläubiger Turner gewöhnte er ſich das Tabak-

rauchen ſchon in Erlangen ab, und, achtſam auf ſich ſelbſt, wirft er ſich bitter in ſeinem Tagebuche vor, wenn er ſeinen Hang zu Näſchereien zuweilen nicht überwältigen konnte, und ſchilt ſich ſelbſt: „Feigling, Kuchen- und Leckerbiſſenbauch.“ Gröbere Befriedigungen der Sinnlichkeit waren ſelbſt ſeiner Phantaſie fremd.

Wohl aber führte ihn ein anderer Dämon in den tiefſten Abgrund des ſittlichen Verderbens, — der innere geiſtige Hochmuth.

Der Menſch iſt nur inſofern gut, als ſein Wille und ſein Handeln mit dem objectiven Gebote Gottes übereinſtimmt, oder vielmehr, je mehr er nach dieſer Uebereinſtimmuug ſtrebt. Aber je tiefer aus dem Innerſten des Gemüths und Willens ſeine Frömmigkeit kommt, deſto demüthiger wird er ſich ſelbſt mit ſeinen Sünden und Schwachheiten erkennen, und deſto kindlicher die göttliche Hülfe und Gnade um Beiſtand und Verzeihung anrufen. Iſt dieſes richtig, ſo iſt damit auch zugleich feſtgeſtellt: daß es der diametrale Gegenſatz gegen alle Religion ſey, in ſich und ſeiner individuellen Ueberzeugung die Quelle der Wahrheit und die alleinige Norm ſeines Lebens zu finden. Die Religion, abgeſehen von ihrem Inhalte, iſt unzertrennlich von einem Gefühle und Bewußtſeyn der Abhängigkeit von einer göttlichen Macht, und mithin von einer Anerkennung der göttlichen oder von Gott ſtammenden Autorität, worin dann zugleich das Anerkenntniß der Nothwendigkeit des Gehorſams gegen dieſe liegt. Umgekehrt, das Verpflanzen der göttlichen Autorität in das Innere des Individuums iſt weſentlich Selbſt-

vergötterung, (die Sünde, wodurch, der alten Tradition zufolge, die Engel gefallen ſind).

Wir haben früher gezeigt, wie Sand trotz ſeiner großen Unklarheit, ja trotz ſeiner gefährlichen Irrthümer, — (wir erinnern hier nur an das, was er über die Gewalt des Verſöhnungstodes Chriſti unmittelbar vor einem Duelle ſchrieb,) — und ſeiner ſchiefen Richtung, die ihn von den Wiſſenſchaften ablenkend, tief in das akademiſche Verbindungsweſen verwickelte, während ſeines Aufenthaltes in Erlangen und im Anfange ſeines Lebens in Jena, noch unläugbar eine Richtung zu Gott hatte; aber wir haben auch gezeigt, wie in Jena ein merkwürdiger innerer Umſchwung in ihm erfolgte, über deſſen Wichtigkeit er um ſo weniger ſich ſelbſt klar wurde, je unklarer auch ſchon ſeine frühere religiöſe Richtung geweſen war. Das Reſultat dieſes Umſchwungs war eben jene Selbſtvergötterung. (Vergl. das oben, S. 73. Geſagte).

Hatte Sand alſo auf dieſem Wege das objective göttliche Geſetz verloren, ſo war die entſchiedenſte Verachtung jeder menſchlichen Autorität, (die ja nur aus der göttlichen abgeleitet werden kann, wenn ſie mehr ſeyn ſoll als bloße Zwangs- und Gewaltherrſchaft,) die nothwendige Folge jenes religiöſen (oder vielmehr antireligiöſen) Standpunctes. — Aber er war ſomit auch in der Lage eines Bergmannes, der, im tiefen Schachte arbeitend, ſein Grubenlicht ausbläſt, um ſich als ſelbſtſtändiges, freies Weſen dort unten allein fortzuhelfen. Sand war, nachdem er das Licht des objectiven Geſetzes verloren, ohne Ausnahme zu Allem fähig, und das Factum beweiſt, daß der früher unbeſcholtene, nichts weniger als verwil-

derte oder in ſeiner Erziehung vernachläſſigte Jüngling es auf dieſem Wege bis zum Hochverrathe, zur Verachtung der Autorität der Eltern, (ſ. ſeinen Brief an ſeinen Freund E. —, S. 182.) zum Meuchelmorde, zur Lüge, zur gefühlloſen Aufopferung ſeiner Freunde gebracht hat. Wir fragen mit Recht: was noch übrig ſey, deſſen er, von einer unheilbaren Täuſchung über ſich ſelbſt umſtrickt, und ſich ſelbſt bewundernd, nicht fähig geweſen?

Aber zugleich war der Wahn, er ſey jetzt völlig frei, nachdem er das Geſetz Gottes und der Menſchen als ein ſchimpfliches Joch von ſich geworfen, eine grobe Selbſttäuſchung. Er war einer andern Abhängigkeit, die ſich zur ſchimpflichen Knechtſchaft geſtaltete, anheim gefallen; denn in der Wirklichkeit war nun das vage Meinen des Kreiſes, in dem er lebte, oder der Fanatismus Einzelner, die ihm imponirten, zumal wo ſich dieſer in halbverſtandenen, dunkeln, vermeintlich poetiſchen Phraſen von Freiheit und Gleichheit ausſprach, und endlich die politiſche Doctrin der Zeitungsſchreiber ſeine höchſte Autorität *).

Das Bisherige betraf die allgemeine Charakterſchilderung des Inquiſiten. Bei der Beurtheilung dieſer einzelnen That, welche die Frucht dieſer eben bezeichneten Perſönlichkeit war, kommen aber vornämlich folgende einzelne Puncte zur Sprache:

1) Der Vertheidiger ſtützt, wie wir oben geſehen ha-

*) So erklärte er zu Protocoll: (v. Hohnhorſt S. 115.) „Unter echter irdiſcher Freiheit verſtehe er a) nichts anderes, als was man in den Zeitungen und in den Liedern edler Dichter immer leſe. b) Der Zuſtand achter Freiheit beſtehe darin, daß die Klagen, die jetzt ſo häufig gehört würden, einmal aufhörten ꝛc.“

den, ſeine Vertheidigung hauptſächlich darauf, daß der Inquiſit ſeine That für Recht und erlaubt, ja ſogar für eine ſittliche Pflicht hielt, und daß dieſelbe aus keinem ſinnlichen Antriebe hervorgegangen ſey.

In der That iſt eine feſte Ueberzeugung dieſer Art bei den gewöhnlichen Verbrechern in der Regel nicht vorhanden, und es waltet auf der andern Seite bei Sand wirklich keins der gewöhnlichen Motive des Mordes ob. Perſönlicher Haß und Rache gegen den Ermordeten ſind ihm eben ſo fremd, wie die Abſicht, ſich durch die That einen Vortheil irgend einer Art zu verſchaffen.

Aber es wäre ganz falſch, aus dieſen Gründen ſeine That der Subſumtion unter die gewöhnliche Regel entziehen, oder ſie für eine Anomalie halten zu wollen. — Bei gewöhnlichen Mördern iſt allerdings Haß oder Rache gegen den Ermordeten oder niedere Habſucht das Motiv. **Beim Hochverrath** dagegen liegt eben ſo gewöhnlich die feſte Ueberzeugung zum Grunde, die That ſey ſittlich erlaubt, ja ſogar als Pflicht geboten, eine Ueberzeugung welche faſt in allen europäiſchen Ländern, und bei ſo vielen Individuen die in den revolutionären Umtrieben der jüngſt vergangenen Zeit handelnd auftraten, aus denſelben religiöſen und politiſchen Prämiſſen entſtanden war; eine Ueberzeugung, welche **Robespierre**, **Marat**, **Pepe**, **Riego**, **Louvel**, **Thiſtlewood**, **Murawieff** und **Peſtel** mit Sand und ſeinen Genoſſen theilten, und die es erklärt, wie Perſonen, denen man eine eigennützige **Schlechtigkeit** im gewöhnlichen Sinne größtentheils nicht zuſchreiben kann, es zu ſolchen Handlungen bringen konnten.

Sand's That hat aber lediglich einen hochverräthe-

riſchen Zweck; ſie ſollte ein Zeichen für das deutſche Volk ſeyn, ſich im offenen Kampfe gegen ſeine (vermeintlichen) Unterdrücker zu erheben, die Feinde des neuen Staats zu tödten, und die wahre philoſophiſche Verfaſſung einzuführen, wo die ſubjective Ueberzeugung Königin wäre.

Seine Gemüthsſtimmung und die beſondere Art ſeiner Prämeditation iſt alſo nur dann ungewöhnlich, wenn man die That lediglich als einen Mord betrachtet; alles Befremdende derſelben verſchwindet dagegen, ſobald das Verbrechen in ſeiner Totalität, als Mord und Hochverrath zugleich, aufgefaßt wird.

Wir haben inſofern alſo nicht einmal nöthig, uns auf die nähere Widerlegung des furchtbaren Satzes, der augenſcheinlich alle Strafjuſtiz aufhebt, d. h. des Satzes einzulaſſen: daß die wirklich oder vermeintlich gute Abſicht des Thäters ſeine Strafbarkeit aufhebe oder vermindere, da hoffentlich Niemand den hochverrätheriſchen Zweck des Mörders eine gute Abſicht nennen wird.

2) Ein anderer Einwand gegen die Zurechnungsfähigkeit des Inquiſiten liegt, nach der oben mitgetheilten Ausführung des Vertheidigers darin, daß der Angeſchuldigte ſich in einem ſittlichen Irrthume befand; dieſer könne ihm nicht zur Laſt gelegt werden, denn jeder Menſch müſſe das ſehen, was er ſehe, und er ſey mithin ſtraflos, da nachgewieſen ſey, daß er conſequent nach dieſer ſeiner falſchen Ueberzeugung gehandelt habe.

Wir müſſen zuerſt die Vorausſetzung dieſes Einwandes prüfen. Jeder Menſch, behauptet der Vertheidiger, müſſe das ſehen, was er ſehe; einen verſchuldeten

Irrthum (wenigſtens in ſittlicher Hinſicht) gebe es nicht, ihn anzunehmen ſey Fanatismus.

Wäre dieſe Behauptung wahr, ſo müßte die Philoſophie von Stund' an ihr Geſchäft aufgeben, da es ihr eigenthümlicher Beruf iſt, Irrthümer zu beſtreiten, jeder Streit über Gegenſtände der höhern Erkenntniß aber ein Unſinn wäre, da Jeder von beiden Theilen doch nur das ſehen und wahrnehmen könnte, was er eben ſähe.

Wenn ferner eine wilde Völkerſchaft z. B. die ſittliche Ueberzeugung hätte, daß Menſchenopfer recht und erlaubt wären, ſo würden die chriſtlichen Miſſionäre Waſſer mit dem Siebe ſchöpfen, welche jenen Barbaren die entgegengeſetzte Meinung beibringen wollten.

Endlich wäre es abſolut unmöglich, einen Menſchen, der falſche und ſchlechte Grundſätze hätte, durch Lehre und Beiſpiel zur Tugend zu bekehren.

Weil nun aber das Factum in allen dieſen eben genannten Fällen und überhaupt in der täglichen Erfahrung beweiſt, daß dergleichen Irrthümer durch beſſere Lehre ausgerottet werden, ſo iſt ſchon daraus zu ſchließen, daß der Menſch die natürliche Freiheit haben müſſe, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden oder den Irrthum als ſolchen zu erkennen. In der That führt die entgegengeſetzte Anſicht zu unauflöslichen Widerſprüchen mit der Erfahrung und zu wahrhaft troſtloſen Behauptungen. Iſt es nämlich wirklich wahr, daß jeder Menſch das ſehen müſſe, was er eben ſieht, ohne Möglichkeit, ſich ſeines Irrthums bewußt zu werden, ſo iſt die Sehnſucht nach der Wahrheit, die in jedes denkenden Menſchen Bruſt lebt, eine Lüge und das Forſchen nach der Wahrheit eine Tanta-

lusqual. Ja wir kommen ſogar zu dem ſeltſamen Satze: daß die Geſetze des Denkens nicht etwa allgemein und in dem Geiſte, als ſolchem, gegründet, ſondern etwas Individuelles ſeyen, was ſich in dem einen Menſchen ſo, in dem andern anders geſtaltet,*) ein Princip, welches in ſeiner weitern Conſequenz die Möglichkeit aufhöbe, daß die Menſchen ſich mittheilen und verſtehen könnten, und mithin, genau genommen, den Menſchen in das Thierreich hinabdrücken würde.

Aber in der Wirklichkeit findet das Gegentheil ſtatt. Der Menſch iſt allerdings der Sünde und dem Irrthum unterworfen, auch findet er die Wahrheit nicht in ſeinem Innern, ſondern dieſes iſt ein leeres Gefäß, ohne die durch das Wort und die Sprache empfangene Lehre. Aber er hat in dieſer ſeiner individuellen Vernunft die angeborne Fähigkeit: die dargebotene Wahrheit zu empfangen, zu verſtehen, zu begreifen, und zu *ſeinem* geiſtigen Eigenthume zu machen, ja der Menſch findet, nach ſeiner eigenthümlichen vernünftigen Natur, nur in der Wahrheit Ruhe und Harmonie mit ſich ſelbſt. —

Die Irrthümer aber ſind doppelter Art. Sie entſtehen einerſeits entweder aus dem Mangel an Belehrung oder aus der Mittheilung einer falſchen Lehre, *ohne* daß eine Schuld des Einzelnen dabei obwaltet, weil er eben von der Wahrheit nichts erfährt und mithin ſeinen Irrthum an dieſer nicht prüfen kann; oder andrerſeits, der

*) Wir machen hier nur im Vorbeigehen auf den tiefen Zuſammenhang aufmerkſam, der zwiſchen dieſer Behauptung und der oben geſchilderten Anſicht obwaltet, daß die Geſetze der Ethik auch etwas Individuelles ſeyen.

Menſch kennt beides, Wahrheit und Irrthum, aber er läßt ſeinen Willen durch ein anderweitiges Intereſſe als das der Wahrheit beſtimmen, ſo daß er ſich ſelbſt verblendet und den Irrthum der Wahrheit vorzieht. — Ein ſolches Intereſſe kann in einem ſinnlichen Genuſſe oder Vortheil, es kann aber auch in dem Hochmuthe des Geiſtes beſtehen. — Schon das Sprichwort ſagt: Was der Menſch wünſcht, das glaubt er, und die tägliche Erfahrung liefert die auffallendſten Beiſpiele, mit welcher Hartnäckigkeit ſelbſt die ungereimteſten Sätze vertheidigt werden, ſobald ein Intereſſe irgend einer Art mit einer ſolchen Behauptung ſteht oder fällt. Alltäglich iſt dieſes bei rechthaberiſchen Menſchen, wo noch dazu die Urſache lediglich in dem Hochmuthe des Geiſtes liegt. Daß dieſe, wenn ſie ſich recht in ihre Behauptung hineingedacht und geſprochen haben, am Ende wirklich ſelbſt mit unerſchütterlicher Feſtigkeit daran glauben, daß ſie endlich die geheime Stimme in ihrem Innern, welche kaum hörbar ſpricht: Es iſt doch anders! zum Schweigen bringen, leidet keinen Zweifel, aber gerade dieß iſt der freiwillige oder verſchuldete Irrthum.

Machen wir von dem eben Ausgeführten die Anwendung auf Sand, ſo iſt ſchon oben die Signatur ſeines geiſtigen Weſens angegeben worden, — es war der vollendeteſte Hochmuth des Geiſtes, und das Syſtem ſeiner ſittlichen und religiöſen Grundſätze iſt eben nichts anderes als ein ſolcher.

Damit aber iſt auch zugleich die Frage beantwortet, ob ſein Irrthum ein verſchuldeter oder unverſchuldeter ſey, und eben jener Grad des Hochmuths liefert auch den

Schlüſſel zu der merkwürdigen Beſchränktheit, die Sand zu ſo vielen Urtheilen und Schlüſſen an den Tag legt, und von der wir glauben, daß ſie weniger angeboren, als eine ſpäter und allmählig entſtandene Verfinſterung des Verſtandes ſey.

Die Exiſtenz jenes Hochmuthes aber wird wohl nur von Solchen bezweifelt werden können, die überhaupt von andern oberſten Prinzipien ausgehen. Wenn ein, wie ſich bei der Unterſuchung ergab, nichts weniger als mit hohen Geiſtesgaben, großem Scharfſinn, oder umfaſſenden Kenntniſſen, oder auch nur mit einer genauern Kenntniß der politiſchen Verhältniſſe ſeiner Mitwelt verſehener, aber dafür mit hohlen und dunkeln, ihm ſelbſt nicht verſtändlichen Phraſen angefüllter junger Menſch ſich entſchließt, durch einen Meuchelmord das Signal zu einer allgemeinen Revolution zu geben, wenn er mit der tiefſten Verachtung auf das geſammte deutſche Regierungs- und Gerichtsweſen hinabſieht, welches er nicht einmal kennt, und ſich über die geſammte rechtliche Ordnung der geſitteten Welt ſtellt, ſo iſt dies nur eine Uebertragung ſeiner religiöſen Grundſätze, welche wir oben eine Selbſtvergötterung nannten, auf das politiſche Gebiet, zugleich aber auch der höchſtmöglichſt denkbare Grad einer hochmüthigen, ſelbſtſüchtigen Ueberhebung.

3) Wir kommen nunmehr aber zu der wichtigſten und ſchwierigſten der hierher einſchlagenden Fragen:

Liegt in der Entſtehungsgeſchichte dieſes ſittlichen Irrthums bei dem Inquiſiten ein Grund, der die Zurechnung aufhebt, oder die Todesſtrafe ausſchließt?

Sand iſt augenſcheinlich, ſo könnte man ausführen, verführt durch ſchlechte und falſche Lehren, die er im guten Glauben in ſich aufnahm, und die Richtung, welche ihn mit ſich fortriß, war in vielen Theilen von Deutſchland geduldet oder wenigſtens nicht unterdrückt. Er wurde das Opfer derſelben, und wenn nicht ſchon ſeine Zurechnung dadurch aufgehoben wird, ſo iſt doch ſeine Strafbarkeit minder groß, als wenn ſeine Irrthümer aus ihm ſelbſt hervorgegangen und in ihm entſtanden wären.

Je mehr der Schein für dieſen Einwand ſtreitet, deſto ſchärfer iſt er zu prüfen, und wir müſſen zu dieſem Ende zuvörderſt dieſen Fall von einem andern ähnlichen unterſcheiden. — Der General Kleber wurde in Kairo von einem fanatiſchen Mameluken, der durch dieſe That das Paradies zu verdienen hoffte, durchbohrt. *Unterſtellen* wir, daß dieſer nach den Geboten ſeines Glaubens handelte, — (was übrigens noch erwieſen werden muß!) — ſo kann ſeine Zurechnung aus dem Grunde bezweifelt werden, weil er, ohne ein anderes Princip zu kennen, den Grundſätzen einer Religion gemäß handelte, in der er, ohne ſeine Schuld, geboren und erzogen war. Seine Strafe würde dann nur aus einem rohen und gewaltſamen, wiewohl im Kriege entſchuldbaren und nothwendigen Kriegs- und Vertheidigungsrechte, nicht aber aus der Gerechtigkeit hervorgegangen und nicht als eine eigentliche Strafe anzuſehen ſeyn. Aber wenn wir annehmen, daß dem Mörder der Befehl der franzöſiſchen Autoritäten, (die gewiß auch dort jedes Attentat gegen einen Franzoſen bei Todesſtrafe unterſagten,) bekannt geworden, ſo war es ſeine Schuld, wenn er ſich nicht davon über-

zeugte, daß er dieſes, und nicht das Geſetz des Islam in dieſem Falle zu befolgen hätte, ſo wie daß der Meuchelmord unerlaubt ſey, und den Beweis, daß dieſes Geſetz auf dem Wege der Ueberzeugung oder der Furcht auch bei den Muhamedanern Eingang finden konnte, liefert der Umſtand, daß dieſer Menſch unter den mehreren Hunderttauſenden der Bewohner Kairo's der Einzige war, der einen Meuchelmord dieſer Art beging.

Anders war das Verhältniß Sand's zu der Obrigkeit und den Geſetzen Deutſchlands, und jener Zweifel kann bei ihm gar nicht aufgeworfen werden. Der Mameluck und die Franzoſen, die ihn hinrichteten, ſtanden Beide nur auf der Baſis des weltlichen Geſetzes, welches ſich zuletzt doch wieder nur auf die Uebermacht des Stärkern gründete. Sand dagegen ſtand nicht einem fremden Eroberer gegenüber, er beging ſeine That überhaupt nicht im Kriege, ſondern im tiefen Frieden, er war endlich auch nicht im Islam, ſondern in einem chriſtlichen Lande geboren, von rechtlichen Eltern erzogen, und durch ſeinen Religionsunterricht, durch die Beiſpiele, die er von Jugend auf geſehen, und durch die Meinung aller rechtlichen Leute wußte er, was von dem Meuchelmorde in ſittlicher und rechtlicher Beziehung zu halten ſey. Er war es alſo, der ſich in dieſem Puncte einer neuen Religion und einer neuen Ethik ergab; und er war durchaus nicht in dem Falle, daß er blos ſolche Grundſätze anwendete, die er ſchon mit der Muttermilch eingeſogen hatte.

Dabei kann aber nicht geleugnet werden, daß er dieſe Grundſätze nicht lediglich aus ſich ſelbſt erfand, ſondern mehr oder weniger von außen empfing, und ſie in ſich nur

weiter ausbildete und zu einem Syſteme abrundete. Schon in früherer Jugend ſoll er, nach der Aeußerung ſeines Lehrers Saalfrank, angeblich aus der Schelling'ſchen Philoſophie den Satz geſchöpft und ſich zu eigen gemacht haben: „der Menſch dürfe Alles thun, was nach ſeiner Ueberzeugung recht ſey," (v. Hohnhorſt Th. I. S. 119. Th. II. S. 15.) und er ſelbſt vertheidigte während der Unterſuchung den Satz: der Zweck heiligt die Mittel. „Er ſey weder gefährlich noch ſchädlich, — ſagte er, — denn bei den Jeſuiten wäre er nur dadurch ſcheuslich geworden, daß ſie die Mittel zu ſchändlichen Zwecken angewendet hätten. Alle Mittel für eine gute Sache müßten immer gut ſeyn, nur dürfe man den Mitteln kein Spiel laſſen. Hofrath Luden habe dieſes unter andern in der neuern Geſchichte über die Jeſuiten nachgewieſen."

Aber ſelbſt wenn wir unterſtellen wollten, was durchaus nicht erwieſen iſt, daß ſeine Lehrer wirklich dieſe eben bezeichneten Sätze in dieſer Weiſe gelehrt hätten, ſo leuchtet es von ſelbſt ein, daß Sand erſt die Folgerungen daraus gezogen und die Nutzanwendung auf ſein Verbrechen gemacht hat. Auch bedarf es nicht der Anſchuldigung einzelner Lehrer oder philoſophiſcher Syſteme, um daraus die Irrthümer des Inquiſiten herzuleiten und zu erklären; ſondern ein ſolcher Vorwurf, wenn er überhaupt gemacht werden kann, trifft den geſammten Zuſtand unſerer Wiſſenſchaften und der heutigen Bildung. Sand hatte den nothwendigen Anhaltspunct, die Achtung vor dem göttlichen und menſchlichen poſitiven Geſetze, verloren; und nun miſchten ſich in ihm verſchiedene ganz heterogene menſchliche Syſteme und Lehren, aus denen jenes oben geſchil-

derte, ihm eigenthümliche Ganze hervorging. Endlich erklären ſich auch ſeine Grundſätze hinlänglich, nicht ſowohl aus den Principien der Lehrer, ſondern zunächſt und hauptſächlich aus der geiſtigen Richtung ſeiner Altersgenoſſen, die in ihm zu ihrem Extreme gedieh.

So kann man alſo Sand in gewiſſem Sinne allerdings verführt nennen, aber er iſt es nicht mehr als jeder Andere, der irgend ein anderes Verbrechen begeht. Es hat Niemand die Sünde und den Irrthum aus ſich heraus erfunden, ſondern beide ſind ohnedies in der Welt vorhanden, und er wird davon, wie verſchieden auch die äußern Umſtände ſeyn mögen, nur ergriffen und mit fortgezogen. Die beſondere Farbe der Irrthümer Sand's gehörte allerdings jenem Zeitalter an, aber andere Verbrechen tragen wieder das Gepräge ihrer Zeit, und überhaupt kann keine menſchliche Individualität und keine menſchliche That als losgeriſſen von ihrer Mitwelt und Umgebung gedacht werden. — Erzeugten Sand's perſönliche Verhältniſſe, ſeine Bildung, ſein Umgang u. ſ. w. in ihm jenen geiſtigen Stolz, der ihn das Verbrechen begehen hieß, ſo entfeſſelten bei andern Verbrechern ihre perſönlichen Verhältniſſe u. ſ. w. ihre Sinnlichkeit, und dieſe wurde die Quelle ihres Verbrechens. Niemand lebt in einer reinen Unſchuldswelt, ſondern in dem wirklichen Leben; Jeder hat den ſchweren Kampf zu kämpfen, der die Aufgabe des Lebens iſt, und das bei Allen Vorkommende kann unmöglich dem Einzelnen als Grund der Milderung ſeiner Strafe angerechnet werden. Auch erhellt es nicht, daß beſondere Verführungskünſte bei Sand angewendet worden ſeyen, und ſein Alter, (er war zur Zeit des ver-

übten Mordes, in ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre!) geſtattet, bei der Schwere dieſer That, nicht mehr, eine entſchuldigende Rückſicht auf die der Jugend verzeihliche Unbeſonnenheit zu nehmen.

Aus dem eben Geſagten ergiebt ſich denn auch zugleich, daß der Umſtand dem Inquiſiten nicht zum Vortheil gereichen könne, daß die politiſche Richtung, in der er ſich bewegte, und die Grundſätze, die er die ſeinigen nannte, lange ſchon unangefochten exiſtirt hatten, daß er dieſelben alſo im guten Glauben angenommen habe. — Es iſt hier nicht der Ort zu unterſuchen, ob und welche Maaßregeln gegen jene Irrthümer hätten ergriffen werden können und ſollen. Das Syſtem der meiſten deutſchen Regierungen war und iſt das: den Wiſſenſchaften ihren freien Lauf zu gönnen, ſelbſt irrige Theorien zu dulden, ſo lange ſie ſich im Gebiete der Wiſſenſchaft und Theorie halten, die Widerlegung des Falſchen der Wiſſenſchaft zu überlaſſen, und erſt dann ſtrafend einzuſchreiten, wenn der Irrthum und die falſche Lehre unmittelbar practiſch zu werden und in das wirkliche Leben einzugreifen drohen. Aber wie man auch über dieſes Syſtem denken möge, ſo iſt doch ſoviel gewiß, daß es den Regierungen auch ſchon phyſiſch unmöglich iſt, den Irrthum und die Sünde, und ſomit die Verführung zu beiden auszurotten; daß ſie beide in unzähligen Fällen als ein nothwendiges Uebel dulden müſſen, um nicht noch größeres Unheil herbeizuführen, und daß ſelbſt ein wirklicher Mangel an landespolizeilicher Vorſorge zwar den Unachtſamen zur Laſt fallen, aber nicht den wirklichen Verbrecher exculpiren würde; eben ſo wenig wie derjenige entſchuldigt iſt, der einen Raubmord begeht, weil

er in einem privilegirten Spielhauſe ſein Vermögen verlor. Endlich bedarf es nur eines Blickes auf die obige Geſchichtserzählung, um ſich zu überzeugen, daß Sand nichts weniger geglaubt habe, als daß ſein und ſeiner Genoſſen politiſches Treiben etwas Unverfängliches, den Regierungen Angenehmes und von ihnen Gebilligtes ſey, ſondern daß er ſich ſeines Zweckes ſo wie des Verhältniſſes deſſelben zu der beſtehenden Ordnung der Dinge ſehr wohl bewußt geweſen.

Aus dieſen Gründen glauben wir, daß die competenten Gerichte nicht anders, als geſchehen, haben erkennen können.

Wir haben ohne Schonung, wie es in einer juriſtiſchen Darſtellung nothwendig war, den Angeſchuldigten geſchildert. Aber wir würden ungerecht gegen den Unglücklichen handeln, wenn wir hier mehrere Briefe, die er aus ſeinem Gefängniſſe an ſeine Angehörigen ſchrieb, und die, wenn gleich nicht zur Sache, doch auch zu ſeiner Charakterſchilderung gehören, zurückhalten wollten. In ihnen tritt wieder das urſprünglich Sanfte ſeines Charakters, und ſeine Liebe zu ſeinen Angehörigen hervor, die unter dieſen Umſtänden etwas wahrhaft Rührendes hat.

„Theuerſte Eltern und Geſchwiſter!“

„Die Großherzogliche Unterſuchungscommiſſion hat mir geſtern endlich mitgetheilt, daß es möglich wäre, daß mir die hohe Freude zu Theil werden könnte, von ihnen hier aufgeſucht zu werden, und vielleicht ſie, gute Mutter, mit einigen von den Geſchwiſterten dahier zu ſehen.“

„Ohne überraſcht zu ſeyn von dieſem neuen Beweiſe ihrer elterlichen Liebe, wurde die innere Sehnſucht nach freudigem Zuſammenleben mit ihnen durch dieſe ſchmeichelnde Hoffnung wieder mächtig in mir rege, Freude und Schmerz, Verlangen und Entſagung regten mein Herz auf, und ich mußte die aufgährenden Regungen vor der Macht habenden Vernunft gegen einander abwägen, um mein ſelbſt Herr zu werden und zu einer richtigen Entſcheidung rückſichtlich meiner Wünſche zu gelangen."

„Die Entſcheidung fiel auf Seite des Entſagens. — So ſehr auch nur ein Blick in ihre Augen, geſchweige denn der völlige Umgang auf kurze Zeit und die erhebenden Worte ihres Herzens mich ſtärken und erfreuen könnten; ſo kennen ſie doch meine Lage überhaupt — kennen den natürlichen Gang einer jeden peinlichen Unterſuchung zu gut, als daß ſie nicht, wie ich, finden ſollten, daß die mancherlei möglichen Störungen auf alle Fälle den Grad der Freude unſers Zuſammenſeyns trüben, wo nicht gar völlig vernichten würden, ſo daß der Schmerz des Abſchiedes, zum Erſatz einer langen beſchwerlichen Reiſe, am Ende heftiger werden möchte, als der, der uns in unſerer körperlichen Trennung begleitet. — Laſſen ſie uns, nach Gottes Willen, abermals bei der Entſagung ſtehen bleiben und jene fröhliche Gemeinſchaft im Geiſte pflegen, aus der ich täglich ſo viele Freude ſchöpfe und die uns ſtets vergönnt ſeyn wird, ob ſie gleich weit über jenem irdiſchen Gute ſteht."

„Wie es mit meiner körperlichen Lage ſteht, weiß ich ſelbſt nicht. Sie ſehen ſchon aus meinem eigenhändigen Schreiben, daß ich jener anfänglichen Ungewißheit entriſſen

bin, im übrigen kenne ich den Zuſtand meines Körpers zu wenig, um über den anhaltenden täglich faſt ſich gleich bleibenden, aber leicht zu ertragenden Krankheitszuſtand ein geltendes Urtheil fällen zu können. Dabei bin ich aber immer recht getröſtet und Gott hilft mir in Allem, was da kommen mag, Muth und Standhaftigkeit zu bewahren. — Er möge mir auch helfen, aus Allem immer die Freude des Geiſtes heraus zu finden und im Geiſte ſtark zu werden! Amen. — Leben ſie wohl!"

August 1819. „Ihr ſie innig ehrender Sohn
Carl Ludwig Sand."

Auf dieſen Brief erfolgten von ſeinen beiden Eltern und ſämmtlichen Geſchwiſtern freundliche Antworten. Der Brief der Mutter lautet wie folgt:

„Theurer, unausſprechlich theurer Carl!"

„Wie erfreulich war es mir, nach ſo langer Zeit die Züge deiner lieben Hand wieder zu erblicken. Es wäre mir keine Reiſe zu beſchwerlich, kein Weg zu weit! Mit treuer Liebe und Zärtlichkeit würde ich dich an jedem Ende der Erde aufſuchen, um dich nur zu ſehen."

„Da ich aber deine zärtliche Liebe und Sorgfalt gegen mich auch ganz kenne und du mit ſo vieler männlicher Standhaftigkeit und Ueberlegung Gründe mir vorlegſt, denen ich gar nichts entgegnen kann, als daß ich ſie ehre: ſo ſoll es bleiben, lieber Carl, wie du es beſtimmt und beſchloſſen haſt! Wir wollen unſere Geiſtesunterhaltung fleißig fortſetzen, aber einander nicht ſprechen. Nichts kann, nichts wird mich von dir trennen; jeden Augenblick umſchwebe ich dich und meine Gedanken trennen ſich nie von dir!"

„Jene unendliche Liebe, welche uns alle trägt, alle erquickt und uns alle für ein höheres Leben und Wirken beſtimmt hat, bewahre dir, lieber Carl, Muth und Standhaftigkeit. Sie laſſe dich aus allem die höchſte Freude des Geiſtes herausfinden und dich, innig geliebter Sohn, im Geiſte immer und immer ſtärker werden."

„Deinen lieben Vater haben bisher allerlei Verhinderungen abgehalten, dir zu ſchreiben, und ich und deine guten Geſchwiſter wünſchen ſehnlich, dich bald von unſern Empfindungen zu überzeugen; daher wird ein Brief von dem erſtern nachfolgen. Er grüßt dich einſtweilen auf das herzlichſte und verſichert dich ſeiner vollen Liebe."

„Lebe recht wohl und bleibe unwandelbar überzeugt, daß ich nie aufhören werde, dich ſtark und innigſt zu lieben"

„Deine
treue dich ewig liebende Mutter."

Sand antwortete hierauf in folgendem Briefe, der, wenige Monate vor ſeinem Tode geſchrieben, ein wichtiges Zeugniß für ſeine innere Stimmung enthält.

„Aus meinem Patmos."

Neujahr 1820.

„Theuere Eltern und Geſchwiſterte!"

„In der Mitte Septembers vorigen Jahres wurden mir durch die Großherzogliche Special-Unterſuchungscommiſſion, mit der ihnen ſchon geprieſenen menſchenfreundlichen Geſinnung ihre werthen Briefe vom Ende Auguſt und Anfang Septembers eingehändigt und ſie hatten die zaubervolle Kraft, mich ganz in den Kreis ihrer Herzen zu verſetzen, und mit Freude völlig zu überſchütten."

„Sie, theurer Vater, ſchreiben mir an ihrem 67ſten Geburtstage und ſegnen mich mit dem Erguſſe ihrer vollſten reinſten Liebe, und

Sie, theuere Mutter, laſſen ſich ſogar herab zu Verſicherungen der Fortdauer ihrer, von mir ſchon jederzeit unwankbar geglaubten, mütterlichen Geſinnungen gegen mich, und

ſo erhielt ich ihrer beiden Segen,

der in meiner gegenwärtigen Lage wohlthätiger, als alles, auf mich einwirken muß, ich wurde mit der ſegenvollſten Liebe und Freude reichlich genährt, und dafür danke ich ihnen, theuerſte Eltern, mit der kindlichen Ergebenheit, die mir, nach Gebühr des Sohnes, mein Herz nie vorzuſchreiben aufhören wird. Aber wie ich alſo das mir ſo unendlich theuere Verhältniß zu ihnen lebendig vor meine Seele führe, ſo vermag ich auch nicht zu verſchweigen, daß ich durch einige Ausdrücke ihrer über alles innigen Liebe, die ſich frei über alle Rückſicht auf Verhältniſſe hinweg erhebt, als Sohn in einen zaghaften Zuſtand verſetzt werden mußte.“

„Auch ihr, theuerer Schwager und theuere Schweſter, verſichert mich euerer ununterbrochenen innigen Liebe, ihr ſcheint, nach dem Schreck, den ich plötzlich über euch alle brachte, noch nicht recht zu wiſſen, was ihr aus mir machen ſollt; ich fühle mich daher in der innigſten Ergebenheit eines Bruders, voll von nie erſterbendem Danke gedrungen, euch zu ſagen, daß euere durch viele Jahre hindurch ſo reichlich durch die That bekräftigte Liebe, mehr ausweiſt für das Beſtändniß wahrer geſchwiſterlicher Geſinnung zwiſchen uns — ſo bald ich auf meiner Seite nur deren

werth befunden werde, — als alle möglichen, auch die zärtlichſten Verſicherungen in Worten."

„Und du, guter Bruder, wollteſt gern mit der theuern Mutter an die Fluthen des Rheins geeilt ſeyn, hieher, wo das rechte geiſtige Verhältniß zwiſchen uns beiden uns aufgegangen iſt; wo wir durch gleiche Geſinnungen nach außen auch zu den innigſten Brüdern geworden ſind, — du ſeyſt wirklich hier geweſen, muß ich dir ſagen, meine ich, wenn ich auf die reiche Quelle brüderlicher Tröſtungen und Aufmunterung ſchaue, die mir in deinem treuen, zarten Briefe zu Theil wurde."

„Und du, gute Schwägerin, wie du dich gleich bei dem erſten Bekanntwerden mit ſo vieler Zärtlichkeit als liebende Schweſter zu uns ſtellteſt, ſo erkenne ich auch in jetziger Zeit die Fortdauer dieſes ſchönen Verhältniſſes aus dieſem deinem frommen und liebevollen Briefe. Deine gottergebenen Tröſtungen erquickten mich in innerſter Seele, aber auch dir kann ich nicht verhehlen, daß du in der Ausſpendung deiner Achtung und deines Lobes zu freigebig warſt. Ich wurde dadurch, wie billig, vor meinen innern Richter geſtellt, der mir den ganzen Umfang aller meiner Schwächen im Spiegel ſehen ließ." —

„Du, gute Julie, möchteſt weiter nichts, als das, was mir zu tragen auferlegt iſt, mir abnehmen können und du verſicherſt mich, wie ich es ja von euch allen weiß, daß du es gern für mich tragen wollteſt, und daran erkenne ich dich ganz, und auch beſonders das Verhältniß, in dem wir mit einander aufgewachſen ſind. Ach! ich ſage dir, unter Gottes Schutz wird es mir gar leicht, weit leichter, als ich erwarten konnte, das zu beſtehen, was

mir zugefallen iſt. Aber womit ſoll ich, indem ich dir danke, dich tröſten für dieſe nothwendiger Weiſe abſchlägliche Antwort? Du kannſt ja frei zu Gottes Altar treten ꝛc."

„So habet denn alle den herzlichſten Dank, daß ihr mein Herz ſo ſehr erfreut habt. — Ich will jetzt, da ich aus dieſen ſtärkenden Briefen erſehen habe, daß ich, als der verlorne Sohn beſonderer Gegenſtand ihrer Liebe und Güte geworden bin, auch mit möglichem Fleiße, ihnen meinen geiſtigen und körperlichen Zuſtand ſchildern und bitte Gott, er möge dieſen Worten mit ſeiner Kraft beiſtehen, daß ſie, als eine gemäße Gegengabe gegen dieſe ihre Briefe, ihnen zu mehrerer Beruhigung mögen gereichen können."

„Hart gegen Glück und Unglück der Erde, wiſſen ſie ſchon von mir, lebe ich ſeit den letzteren Jahren der reinen geiſtigen Freude, und ich muß bekennen, daß mich jener heilige Urquell alles Guten auch geſchickt gemacht hat, dieſe ſuchen zu können, und ſie auch wirklich in reichlichem Maaße zu finden. — Gott iſt mir immer noch nahe, wie jemals; ich finde in ihm, dieſem ewigen Urgrund des Seyns aller Dinge, in unſerem heiligen Vater, Troſt und Stärke und einen unwankbaren Freund voll der heiligſten Liebe, der mich überall hinbegleiten wird, wo ich der Aufrichtung bedarf. Hätte er mir freilich ferne werden, hätte ich ihn aus den Augen verlieren können, ſo müßte ich jetzt höchſt unſelig ſeyn und in verderblichem Zuſtande mich befinden; aber ſo macht er mich, den Schwachen, ſtark zu Allem, was noch über mich kommen mag. — Was ich ſonſt als heilig verehrte, wornach ich mich ſehnte, wornach ich in innigem Streben erglühte, das iſt auch jetzt nicht anders

geworden; höchſt unſelig würde ich mich befinden, wenn ich ſchauen müßte, daß mein Herz Trugbildern ergeben und in leere Scheingeſtalten verwickelt geweſen wäre. So möge denn Einſicht rückſichtlich dieſer Urbilder unſerer Vernunft und die reine Liebe zu dieſen Schutzengeln unſers menſchlichen Geiſtes bis an mein Ende immer mehr in mir wachſen, damit ſie mich um ſo williger in die Ewigkeit hinüberbegleiten mögen! In Begeiſterung und chriſtlich ergebener Demuth führe ich mein ſtilles Leben und es wird mir auch häufig jene höhere Heimſuchung zu Theil, in der ich zeitlebens den Himmel auf Erden verehrte — ich vermag mich recht oft in andächtigem Gebete zum Höchſten und Heiligen aufzuſchwingen. — Meine Krankheit ließ mir immer ſo viel Ruhe zu, daß ich mich mit ernſten Gegenſtänden des Wiſſens, mit ſchönen Theilen meiner Gottesgelahrtheit und der Geſchichte anhaltend beſchäftigen konnte, und wenn ein heftigerer Krankheitszuſtand dieſe Beſchäftigung auch auf einige Zeit unterbrach, ſo verfiel ich doch nie in Langeweile, denn Bilder aus vergangener Zeit und ein forſchender Glaube, ſo wie die alles göttlich ahnende Liebe waren reich und ſtark genug in mir, um mich auch hier nicht aus meinem irdiſchen Himmel hinausfallen zu laſſen. — Ich würde, nach meinen Grundſätzen, in der Lage, in welche ich mich ſelbſt verſetzte, nie für meine Bequemlichkeit haben ſprechen und für Gegenſtände derſelben bitten können; aber dem ohngeachtet wurde ich durch nie genug anzuerkennende Menſchenfreundlichkeit und durch die Liebe, die allenthalben trägt, duldet und unterſtützt, von allen Seiten, mit denen mich die Fremde, in die ich hinaus-

geſtoßen, in Berührung ſetzte, in allem Betreff mit ſo viel Güte überhäuft, daß Wünſche, die ich ſelbſt nicht im geheimen Innerſten meines Herzens für meine Krankenpflege zu hegen gewagt haben würde, häufig noch übertroffen wurden. Der körperliche Schmerz war nie ſo überwältigend für mich, daß ich nicht dabei in innerer Erhebung hätte für mich ſprechen können: „„der Bettel!““ und ich mag ihn nicht in Vergleichung ſetzen mit jenem Seelenſchmerz, dem wir im Gefühle unſerer Schwächen, unſerer Schuld, ſo tief einſchneidend empfinden, wiewohl jener auch immer ſchon wieder zur ewigen, geiſtigen Freude ſich herüberneigt. Nur ſelten griff dieſer Schmerz nach meinem Bewußtſeyn, Geſchwulſt und Entzündung nahmen nie ſehr überhand, und die Fieber waren immer mäßig. Ob ich gleich ſeit drei Vierteljahren immer auf dem Rücken liege, ohne mich aufrichten zu können, und obgleich unmittelbar von der Stelle des Herzens mehr denn vierzig Maaß Eiter ausliefen; ſo habe ich mich doch noch nicht aufgelegen und die Krankheit fraß noch nicht ſo ſehr um ſich, daß ſie Abſcheu erregend und ſehr eklig wäre; dieß verdanke ich ſowohl der vortrefflichen Pflege, als dem geſunden Blute, das ich von ihnen ererbt habe.“

„So fehlte es mir denn nicht an den mannigfaltigſten und nachdrücklichſten Aufmunterungen zum Guten. So hatte ich alle Urſache an meinem Geburtstage — ach! nicht der Stunde meiner Geburt zu fluchen! — ſondern mit heiterer Beſchauung dieſer Welt, Gott und ihnen, theuerſte Eltern, für mein Daſeyn zu danken. Den 18ten October feierte ich in ſtiller Ergebung in den heiligen Willen Gottes; an Weihnachten ſuchte ich mich in die

Stimmung gottergebner Kinder zu verſetzen und der Jahreswechſel brachte mir einen neuen Zeitabſchnitt, deſſen Inhalt ſich mit Gottes Hülfe eben ſo zur geiſtigen Freude kehren wird, wie das vergangene Jahr. Und mit dieſem Wunſche, dem einzigen, wende ich mich denn auch zu ihnen, beſte Eltern und zu euch, geliebte Geſchwiſterte, und zu den Eurigen, und bitte, daß uns die Welt durch dieſe ſtetige höhere Freude täglich neu werden und daß wir alle unſer Leben ſo wahrhaft beſeligt bis an's Ende führen mögen; denn dies iſt die göttliche Beſtimmung unſers Erdendaſeyns, und ich wage es kühn gegen jeden Angriff zu vertheidigen, daß wir ſchon hier jene reine Freude des Jenſeits vorkoſten und finden ſollen, daß uns ſchon hier der Vorſchmack des Himmels werde!" —

„Ein fünfundzwanzigſtes Neujahr kann ich nicht hoffen, noch wiederkehren zu ſehen; möge denn mein obiges Gebet erfüllt werden, und ſie durch dieſen treuen Abriß meines zeitherigen Lebens zu mehrerer Beruhigung gelangen, mögen dieſe Worte mir auch dazu dienen, mich ihrer Aller unauflöslichen Liebe als nicht entartet und unwürdig darzuſtellen, und mir vielmehr jene für alle Ewigkeit zu ſichern! So zum Himmel flehend will ich verharren, bis der Tod mich abruft."

„In dieſen Tagen erhielt ich auch ihren lieben Brief, theuere Mutter, vom 2ten December, v. J. und die Großherzogliche Commiſſion hatte die Gewogenheit, mir auch den Brief des guten Bruders, der dieſem beigelegt war, leſen zu laſſen."

„Sie geben mir die froheſte Nachricht von ihrer Aller völligem Wohlſeyn und ſie ſchicken mir eingemachte Früchte

aus der geliebten Heimath. Ich danke ihnen hiefür von ganzem Herzen. Was mir das liebſte hierbei iſt, nämlich, daß ſie im Sommer und Winter mit gleicher Liebe für mich ſorgen, daß ſie und die gute Julie mit ſorglichem Sinne ſie ſelbſt in der Heimath pflükten und zubereiteten; dieſem bleibenden Genuſſe überlaſſe ich mich mit ganzer Seele."

„Ueber den neu angelangten kleinen Vetter mich herzlich freuend und die guten Eltern und Großeltern darum fröhlich begrüßend, verſetze ich mich zu ſeiner Taufe in jene geliebte Gemeinde, wo ich ihm als chriſtlichen Mitbruder meine Liebe entgegenbringe und alle Segnungen des Himmels auf ihn herab erflehe." —

„Die Großherzogliche Commiſſion nicht zu häufig zu beſchweren, werden wir dieſen Briefwechſel wohl abbrechen müſſen, und ich ſchließe daher in kindlicher Ergebenheit und brüderlicher Treue ewig verharrend

Ihr ſie innig liebender
Carl Ludwig Sand."

Achter Abſchnitt.

Sand's Lebensende.

Das oben mitgetheilte, unter dem 12ten Mai von Sr. K. H. dem Großherzoge von Baden beſtätigte Todesurtheil wurde dem Angeſchuldigten am 17. Mai Morgens halb 11 Uhr, unter Zuziehung zweier Urkunds-Perſonen, publicirt. — Seine Geſundheit ſtellte weder der Verkündigung noch der Vollziehung deſſelben ein Hinderniß entgegen, denn in der letzten Zeit hatte ſich ſein Befinden ſo gebeſſert, daß er nach dem erhobenen ärztlichen Berichte im Stande war, ſich mit Hülfe ſeiner Wärter aus dem Bette zu erheben, mehrere Stunden außer demſelben zuzubringen, und ſitzend in ſeinem Zimmer zu eſſen. —

Nach geſchehener Vorleſung des Urtheils dictirte Sand Folgendes zu Protocoll:

„Es erſcheine ihm dieſe Stunde und der verehrliche Richter mit der endlichen Entſcheidung willkommen, in der Kraft ſeines Gottes wolle er ſich faſſen; denn er habe ſchon oft und deutlich an den Tag gegeben, daß unter menſchlichen Leiden ihm keines dieſem gleich dünke, als das iſt: zu leben, ohne dem Vaterlande und den höchſten

Zwecken der Menſchheit leben zu können; er ſterbe gern, wo er nicht in ſeiner Liebe wirken dürfe für die Idee, wo er nicht könne frei ſeyn."

„So trete er der Pforte der Ewigkeit mit frohem Muthe entgegen, und da er alle Zeit im Innerſten dadurch bedrängt worden, daß auf Erden das wahre Gute nur im Kampf wechſelſeitiger Leidenſchaften hervortrete, daß wer für's Höchſte und Göttliche wirken wolle, müſſe Führer und Mitglied einer Parthei werden" (hier ſcheint im Zuſammenhange etwas zu fehlen). „Er nähre die Hoffnung, durch ſeinen Tod denjenigen zu genügen, die er, die ihn haſſen, und wiederum die zu befriedigen, mit denen er die Geſinnung theile, und deren Liebe mit ſeiner Erdenſeligkeit eins ſey. Willkommen erſcheine ihm der Tod, da er noch die nöthigen Kräfte in ſich fühle, um mit Gottes Kraft ſo ſterben zu können, wie man ſolle."

Von jetzt an wurde die Zuchthaus-Verwaltung angewieſen, rechtliche Perſonen nach dem Begehren des Delinquenten zu ihm in das Gefängniß zu laſſen, insbeſondere die Geiſtlichen ſeiner Religion, auch ſeine ſonſtigen billigen Wünſche zu befriedigen. — Wie er ſich nun zum Tode vorbereitet und wie ſeine Gemüthsſtimmung in dieſen letzten Tagen geweſen, iſt für die rechtliche Beurtheilung des Verbrechens, wegen deſſen er verurtheilt war, gleichgültig, von deſto größerer Wichtigkeit aber für die Schilderung ſeiner Perſon und ſeines Charakters. — Wir können darüber nur einige wenige erwieſene Umſtände berichten.

Kurz nach der Publication des Urtheils ſchrieb er an ſeine Eltern und Geſchwiſter folgenden Brief:

„Mannheim, den 17ten des
Frühlingsmondes 1820.

„Theuere Eltern und Geſchwiſter!“

„Mein letztes Schreiben wird ihnen von der Großherzoglichen Commiſſion mitgetheilt worden ſeyn. Ich beantwortete darin ihre Schreiben und ſuchte ſie rückſichtlich meiner Lage dadurch zu tröſten, daß ich ihnen meinen Seelenzuſtand ſchilderte, ſo wie er iſt: mir bewußt des Gebrechlichen und Irdiſchen und es achtend als das blos Nöthige, es verachtend in jedem Verhältniſſe und Bezug zur Idee; mir bewußt des Geiſtigen und Freien, das allein unſere unſterbliche Seele nährt; mit einem Worte, ich ſuchte ſie mit der Verſicherung zu tröſten, das jetzt in meinen Leiden und Nöthen die Geſinnungen, Anſichten und Grundſätze, von denen ich in frühern Zeiten ſprach, treulich bei mir ausgehalten haben, und dieſelben geblieben ſind. — Ich hätte ſie nicht zu beruhigen gebraucht; denn ſie begehrten zu keiner Zeit von mir etwas anders, als daß ich Gott ſollte vor Augen und im Herzen haben, und ſie ſahen dieſes noch unter Ihrer Leitung in mein Herz übergehen und daß er mir zum eigenen und zum einzigen Seligkeitsſtreben wurde.“

„So iſt Gott alſo gewiß jetzt in Freude mit und bei ihnen, da ich ihnen nun nach heute geſchehener Vorleſung des Urtheils ſelbſt noch ſichere Nachricht von meinem herannahenden Tode geben kann. Ich ſterbe gern und Gott wird mir Kraft verleihen, daß ich ſterbe, wie man ſoll!“

„Hiemit hoffe ich ſie über alles völlig beruhigt und

hoffe, daß ſie, wie ich es immer als des Menſchen Beſtimmung hielt, in Freude, in unvergänglicher geiſtiger Freude, ihre Tage auf Erden bis an's Ende verleben mögen, bis wir, die wir auch jetzt einander nicht fern ſind, in jenem Seelenvereine mit friſcheren Kräften für's Gute zuſammentreten werden."

„Wie ich lebte, ſo lange ich mich kenne, in ſehnſuchtsvoller Heiterkeit, die in den männlichen Jahren zur beherzten Freude der Freiheit ſich hinaufrankte, ſo gehe ich nun meinem Ende entgegen."

„Gott ſey mit ihnen und mit mir!

„Ihr
Sohn Bruder und Freund
Carl Ludwig Sand."

Nach dieſem Schreiben läßt ſich nicht annehmen, daß in jenen Tagen noch ein Moment der Erkenntniß ſeinen ſelbſt, und des wahren Sitzes ſeines moraliſchen Uebels bei ihm eingetreten ſey. Auch zeigte er keine Spur von Unruhe oder Aufregung, und v. Hohnhorſt (ſ. Th. II. S. 181.) der ihn mehrmals in jenen Tagen bis zu ſeiner Hinrichtung ſah, bemerkt, daß er immer dieſelbe Standhaftigkeit, wie bei der Urtheilspublication bewieſen habe. — Dieſe Erſcheinung erklärt ſich vollkommen, wenn man bedenkt, daß Hochmuth überhaupt die Quelle ſeines Verbrechens und daß er mit dem Gedanken an den Tod ſchon ſo lange vertraut geweſen war, aber ſie beweiſt auch um wie viel ſchwerer ein ſolches Verbrechen in ſittlicher Hinſicht iſt, als ein ſ. g. gemeiner Mord, der um eines äuſſern ſinnlichen Genuſſes oder Vortheils willen begangen

wird, und der in der Regel nicht die Reue und Erhebung des Verbrechers in den letzten Lebensmomenten ausſchließt.

Zur Charakteriſtik des Inquiſiten, wie er in den letzten Lebenstagen war, entlehnen wir aus der Schrift: Nachtrag zur ausführlichen Darſtellung von Carl Ludwig Sand's letzten Tagen und Augenblicken. Stuttgart 1821. S. 26., noch folgende Thatſachen, wie ein Augenzeuge ſie erzählt.

„Herr Hofprediger Katz trat in's Zimmer und fragte: „wie geht es Ihnen?" „Gut, — erwiederte Sand; ich unterhalte mich angenehm mit dieſem Freunde (einem anweſenden jungen Maler) über die Kunſt." Herr Katz fragte weiter: Wie haben Sie geſchlafen und mit welchen Gefühlen ſind ſie erwacht? „Ich ſchlief heute früh gegen zwei Uhr ein, antwortete Sand, und habe bis zum Morgen, als ich geweckt wurde, gut geſchlafen; ich erwachte mit den Geſinnungen, als wäre es der letzte Morgen meines Lebens" (es war der vorletzte) „wie ich es auch geſtern ſchon that, und fühlte mich ruhig und geſtärkt. Nur meine Wunde war beim Erwachen etwas ausgelaufen, und während des Waſchens fror mich ſo ſehr, daß ich ſagen muß, körperlich nicht ganz gut erwacht zu ſeyn. Doch habe ich es wieder recht lebhaft empfunden, daß die Kraft der Seele auch den Körper ſtärket und ihn aufrichtet." — Auf die Frage des Herrn Katz: ob er keinen Haß gegen die Härte des Geſetzes und die Richter, als Organe deſſelben, empfinde? ſagte Sand, von ruhiger Seelenheiterkeit umgeben: „Ich weiß nicht, war es in der Nacht oder dieſen Morgen, daß wieder das freundliche Bild vor meine Seele trat,

daß die Natur-Nothwendigkeit zuletzt den freien Willen der Vernunft innig vereinigt, und nur einen Weg mit ihr geht.“ — Nachdem Herr Katz ſeine Freude über dieſe, ſchon früher geäußerte Anſicht Sand's geäußert hatte, wandte ſich Letzterer wieder zum jungen Künſtler. Da wurde ein Mann angemeldet, welcher Sand zu ſprechen wünſchte. Es war ein Schuhmachergeſelle aus Wunſiedel, ein ehemaliger Schulkamerad von Sand, Namens Bietenfried. Sand ſagte: „Sein Beſuch wird mich freuen, er iſt immer ein gut gearteter Menſch geweſen.“ Der Fremde kam. Sand reichte ihm die Hand, lächelte und ſagte: „Grüß dich Gott, lieber Bietenfried. Sey herzlich willkommen. Auch deine Perſon erkenne ich noch; es freut mich, daß du meiner gedenkſt.“ Bietenfried fragte: Wie geht es dir, Sand? „Mir geht es gut, — ſprach dieſer, — wie geht es denn dir?“ Bietenfried: „Auch gut, wenn es dir gut geht.“ — Sand ſagte weiter: „Wir ſind aus einer ſchönen Gegend, ſie iſt der natürliche Mittelpunct des lieben Vaterlandes; unſerm Urgebirge entſtrömen viele ſchiffbare Flüſſe nach allen Richtungen deſſelben; es iſt der Vaterlands-Altar, auf den man jenes Opfer gerne legen muß. Freue dich deſſen, wenn du zurückkehrſt ins Urgebirge, und trage auch du zum Wohl des Vaterlandes bei, was du kannſt, und wenn's auch noch ſo wenig wäre. Soll das Ganze gut werden, ſo muß jeder Einzelne es ſeyn, und nach Kräften dazu beitragen; und nun lebe wohl, lebe recht wohl!“ „Du auch,“ ſprach Bietenfried. Sand gab ihm noch einmal die Hand und wendete ſich dann wieder zum jungen Künſtler. „Wir ſind unterbrochen worden, ſagte er, ich rede ſo

gern von Kunſt. In ihr zeigt ſich der Sinn des Volks, und ich hoffe mit Zuverſicht, daß es im Vaterlande beſſer und ſo werden wird, daß unſ're neue Bildnerei groß und eigen ſich zeigen kann. — Das Gute, was geſäet iſt, geht nicht verloren, und kömmt es auch jetzt noch nicht zur Reife, ſo iſt die Zeit ſeiner nicht werth; aber wir wollen ein beſſeres Vertrauen zu ihr haben. Auch das Turnen läßt vieles für die Jugend hoffen; die Gebrauchskraft, wie Jahn ſie nennt, wird dadurch entwickelt, und giebt es, wie er ſich ausdrückt, auch jetzt in Deutſchland allenthalben Großigkeiten, aber doch noch keine ſelbſtſtändige ruhige Größe, ſo wird doch die Hülfe Gottes auch kommen, und dann unſere Kunſt groß werden." Herr Katz bat Sand, ſich nicht ſo ſehr anzuſtrengen, und der junge Künſtler, deſſen Hand während des letzten Geſprächs von Sand ergriffen und feſtgehalten wurde, lenkte zum Fortgehen ein. Da ſagte Sand mit tiefer innerer Bewegung: „Wenn wir Menſchen treffen, die unſere Geſinnungen verſtehen und theilen, ſo bekommen wir ſie lieb; und ſich ſeine Gefühle wechſelſeitig zu äußern, iſt ein ſo ſeltenes Glück;" (hier floſſen Thränen über ſeine Wangen) „wir haben es gefühlt und drücken uns die Hände und dieß ſey zum Abſchied unſer Lebewohl." —

Merkwürdig iſt auch die Antwort, welche Sand (nach der Schrift: Carl Ludwig Sand S. 216.) dem badenſchen Oberſten v. H. — gegeben hat, als dieſer ihm eine Bemerkung darüber machte, daß er ſo jung dem Tode entgegen gehe: „Es iſt nur der Unterſchied zwiſchen Ihnen und mir, daß ich für meine Meinung ſterbe, Sie aber, wenn Sie den Tod finden, für eine fremde."

Ein Anderer fragte ihn: (ſ. eben jene Schrift a. a O.) „ob er jetzt das begangene Unrecht einſehe und Reue empfinde?“ und Sand ſoll darauf die (wahrhaft entſetzliche) Antwort gegeben haben: „Ich habe ein Jahr vorher darüber nachgedacht, und ſeitdem wieder vierzehn Monate, und meine Anſicht hat ſich um Nichts geändert.“

Eben ſo iſt ſchon oben S. 74. bemerkt, daß er einen anonymen Brief empfing, in welchem ihm unter Verweiſung auf die heil. Schrift, die Schwere ſeiner Unthat zu Gemüthe geführt wurde. Er erkannte die gute Meinung des Briefſtellers an, bezeichnete ihn aber, ohne ſich weiter auf ſeine Anſicht einzulaſſen, mit dem Kunſtausdrucke: „Finſterling.“

Dagegen ſcheinen ihn Reminiſcenzen aus den Claſſikern umſchwebt und zu einem gewiſſen Heroismus entflammt zu haben. Er ließ ſich am Morgen des 18ten Mai, ſeine langen dunkelbraunen Haare ordnen und den ganzen Körper waſchen, wobei er bemerkte: „daß es die Völker des Alterthums auch ſo gemacht hätten, ehe ſie ins Treffen gingen.“

Am Morgen des 20ſten Mai, dem ſchon früher beſtimmten Tage ſeiner Hinrichtung, kamen drei Prediger, die auch Abends vorher ſich mit ihm über Religionsgegenſtände unterhalten hatten, zu ihm. Es war um vier Uhr, als man ihm eröffnete, daß die Zeit der Hinrichtung ſtatt um 11, um 5 Uhr angeſetzt ſey, daß dieſe alſo in einer Stunde ſchon vor ſich gehen werde, falls er dazu bereit ſey. „Das bin ich in dieſem Augenblicke“ erwiederte Sand. Darauf unterhielt er ſich noch mit den Geiſtlichen und wünſchte endlich, daß ſie leiſe mit ihm beten

möchten. Als dieß geſchehen war ſagte er Körner's Worte: „Alles Jrd'ſche iſt vollendet, und das Himmliſche geht auf.“ *)

Die Begleitung der Prediger auf den Richtplatz hatte er ſchon früher beharrlich abgelehnt, weil er darin eine Entwürdigung der Religion zu finden glaubte. So ging alſo ſeine Hinrichtung in folgender Weiſe vor ſich: (Wir theilen hier das in v. Hohnhorſt's Schrift Th. II. S. 18. u. ff. Geſagte mit, welches faſt wörtlich mit dem amtlichen Berichte des mit der Execution beauftragten Commiſſarius übereinſtimmt und zur Widerlegung mancher Zeitungsartikel dienen mag, welche den Vorgang mit vielen unwahren Umſtänden ausſchmückten.)

„Am 20ſten Mai früh 5 Uhr ward Sand in eine offene niedrige Chaiſe, bei verſchloſſenen Hofthüren des Zuchthauſes, geſetzt; mit ihm fuhr der Oberzuchtmeiſter, um ihn, ſeinem eignen Verlangen gemäß, zu unterſtützen und auf den Richtplatz zu führen; zwei Zuchtmeiſter waren geordnet neben dem Wagen herzugehen. Er war mit einem dunkelgrünen Ueberrocke (nicht mit einem altdeutſchen ſchwarzen Rocke, wie ein und das andere öffentliche Blatt ſagt,) leinenen Beinkleidern und Schnürſtiefeln bekleidet, ohne Kopfbedeckung. Dieſer Wagen, ſo wie der ihm mit dem Amtsperſonale folgende, ward vor dem Zuchthauſe von einer in Bereitſchaft ſtehenden Escadron Kavallerie eingeſchloſſen. Der Zug ging zu einer, nahe vor dem“ (Heidelberger) „Thore gelegenen Wieſe, zu dem daſelbſt

*) Dieſe Notizen finden ſich wenigſtens in der Schrift: Carl Ludwig Sand S. 219.

errichteten Schaffot, welches mit einem Quarré Infanterie umgeben war. Sand ward aus dem Wagen gehoben, und beſtieg auf den Achſeln zweier Zuchtmeiſter gelehnt, aus eigenen Kräften das Blutgerüſt. Oben angelangt, wendete er ſich im Kreiſe umher, warf dann das in der Hand gehaltene Sacktuch mit rollenden Augen kräftig zu Boden, hob die rechte Hand in die Höhe, als wenn er einen Eid ſchwöre, richtete zugleich den Blick gen Himmel und ließ ſich dann gegen den Richtſtuhl zuführen, wo er auf ausdrückliches Verlangen bis zur Vorbereitung zur Hinrichtung ſtehen blieb. Hierauf ward das Todesurtheil durch einen Actuar mit lauter Stimme verleſen, und dann wurden dem Delinquenten die Hände und der Leib an den Pfahl feſtgebunden, wobei Sand zu dem Knechte des Scharfrichters leiſe ſprach: „Binden Sie mich nicht zu feſt, es thut mir ſonſt wehe.“ Nachdem ihm die Augen verbunden waren, ward die Execution vollzogen, der Kopf wurde mit einem Hiebe vom Rumpfe getrennt, nur blieb derſelbe an einem Stück Haut hangen, welches ſchnell mit dem Schwerte durchgehauen ward.“

„Die Hinrichtung ging mit der größten Ordnung, und unter dem tiefſten Stillſchweigen der Zuſchauer vor ſich; nur im Augenblicke des Kopfabſchlagens hörte man manchen Ausruf des Mitleidens.“

„Sand hat überall nichts zu dem Publikum geſprochen.“ Nur kurz vor ſeiner Hinrichtung ſprach er für ſich mit hörbarer Stimme folgende Worte: „Gott giebt mir in meinem Tode viel Freudigkeit — es iſt vollbracht — ich ſterbe in der Gnade meines Gottes.“

„Er ſtarb mit vieler Faſſung und voller Geiſtesgegen-

wart um halb ſechs Uhr. Sein Körper nebſt dem abge-ſchlagenen Haupte ward bald darauf in den bereit gehaltenen Sarg gelegt, den man ſogleich zunagelte. Das Militair hatte die Ueberbringung des Körpers in das Zuchthaus unter ſeine Bedeckung genommen."

„In der folgenden Nacht 11 Uhr ward Sand's Leichnam auf dem in der Nähe des Zuchthauſes gelegenen lutheriſchen Kirchhofe beerdigt."

So iſt Sand aus dem Leben geſchieden. Er hat mit ſeinem Tode dem Richter gewettet, und dem Kläger gezahlt; das irdiſche Recht hat weiter keinen Theil an ihm. Aber je mehr wir uns bemüheten, das **rechtliche**, und zu deſſen Begründung auch das **ſittliche** Urtheil über ſein Verbrechen ſcharf und beſtimmt feſtzuſtellen, und je gefährlicher, menſchlichem Anſehn nach, der Zuſtand ſeiner Seele war, in welchem er ohne Erkenntniß ſeiner Schuld und ohne verſöhnende Reue in die Ewigkeit ging, deſto aufrichtiger und herzlicher wünſchen wir, daß er dennoch Barmherzigkeit gefunden haben möge bei dem ewigen Richter, vor welchem kein Lebendiger unſträflich befunden wird, aber der auch gewöhnt iſt zu verzeihen, und deſſen unwiderruflichem Gerichte wir nicht mit menſchlicher Vermeſſenheit vorgreifen wollen.

7

Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn.

3 2044 019 399 526

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

NOV 7 '59 H

JAN 11 '64 H

FEB '66 H

CANCELLED

JUL 31 1979

NOV 12 1979

NOV 30 1979

CANCELLED

WIDENER

SEP 26 1996

CANCELLED